

blanvalet

KARIN  
**SLAUGHTER**



Scan by Schlauflos

Detective Michael Ormewood hat in seinem Berufsleben schon viel Schreckliches gesehen. Aber der Tatort, zu dem er diesmal gerufen wird, stellt alles in den Schatten. In einer verrufenen Wohnsiedlung in Atlanta liegt die junge Prostituierte Aleesha tot im Treppenhaus. Ihr Mörder hat sein Opfer furchtbar zugerichtet. . Das Werk eines krankhaften Serientäters? Alles deutet darauf hin. Michael sieht sich daher gezwungen, mit Special Agent Will Trent zusammenzuarbeiten, einem Mann, dem er instinkтив misstraut. Und mit der Polizistin Angie Polaski, die verdeckt ermittelt und früher seine Geliebte war - bevor sie sein Feind wurde. Nur wenige Stunden nach Auffinden der Leiche\* verschafft sich das Böse dann Zutritt zu Michaels eigenem Haus. Und es sieht ganz danach aus, als ob das Geheimnis hinter all dem Wahnsinn untrennbar mit Michael selbst verknüpft ist. Längst Vergangenes sickert in die Gegenwart wie Gift in seine Adern ...

Ein Stoff, aus dem Albträume gemacht sind!

»Karin Slaughter fackelt nicht lange, gleich auf der ersten Seiten bricht das Grauen ein in die Welt des Vertrauten. Und doch geht es in Slaughters Büchern nicht um Gewalt um der ' Gewalt willen, nicht allein um das Verbrechen, , sondern um das, was den Verbrecher treibt; nicht um die Suche nach dem Mörder, sondern vpr allem um die Irr- und Umwege der Suchenden.« • • • ' *Die Welt*'

Karin Slaughter, Jahrgang 1971, stammt aus Atlanta; Georgia, wo sie bis heute lebt. Innerhalb weniger Jahre wurde sie zum weltweit gefeierten Superstar des Thrillers: Schon mit ihrem ersten Roman (»Belladonna«, dt. 2003) stürmte sie die Bestsellerlisten, sicherte sich auf Anhieb einen Platz unter den wichtigsten internationalen Thrillerautoren und eroberte auch in Deutschland eine riesige Fangemeinde. Zuletzt stand ihr Thriller »Gottlos« auf Platz 1 der SPIEGEL-Bestsellerliste! Inzwischen werden Karin Slaughters Bücher in 24 Sprachen übersetzt und stehen weltweit an Spitzenplätzen der jeweiligen Bestsellerlisten. Ihre Gesamtauflage liegt derzeit bei über 13 Millionen verkauften Büchern!

# KARIN SLAUGHTER

## VERSTUMMT

### Thriller

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Triptych«

Für Silvia

TEIL I

## **JUNGES MÄDCHEN AUS DECATUR ERMORDET**

Gestern Morgen fanden die Eltern die fünfzehnjährige Mary Alice Finney tot in ihrem Haus in der Adams Street. Die Polizei veröffentlichte bisher noch keine Details zu dem Verbrechen. Zu erfahren war lediglich, dass dieser Fall als Mord betrachtet werde und alle, die zuletzt mit Finney gesehen wurden, befragt würden. Paul Finney, der Vater des Mädchens und einer der stellvertretenden Bezirksstaatsanwälte für das DeKalb County, sagte in einer gestern Abend veröffentlichten Stellungnahme, er vertraue vollstens darauf, dass die Polizei den Mörder seiner Tochter der Gerechtigkeit zuführen werde. Mary Alice, eine ausgezeichnete Schülerin der Decatur Highschool, war aktives Mitglied der Cheerleader-Truppe und wurde erst kürzlich zur Sprecherin ihres Jahrgangs gewählt. Informierte Quellen bestätigten, dass die Leiche des Mädchens verstümmelt wurde.

### **Kapitel 1**

#### **5. Februar 2006**

Detective Michael Ormewood hörte sich im Radio das Footballspiel an, während er die DeKalb Avenue hinunter zu den Grady Homes fuhr. Je näher er der Sozialsiedlung kam, desto angespannter wurde er, und als er nach rechts in das Viertel einbog, das die meisten Polizisten als Kriegsgebiet betrachteten, vibrierte sein Körper förmlich unter der Belastung. Während die Atlanta Housing Authority sich allmählich selbst auffraß, wurden solche subventionierten Projekte wie Grady zu einem Modell der Vergangenheit. Die innerstädtischen Grundstücke waren zu wertvoll, das Potential zum Absahnen zu hoch. Gleich anschließend lag Decatur mit seinen schicken Restaurants und sündteuren Wohnhäusern. Weniger als eine Meile in die andere Richtung erhob sich die vergoldete Kuppel des Kapitols von Georgia. Grady war so etwas wie ein Worst-Case-Szenario zwischen diesen beiden, eine lebendige Mahnung, dass die Stadt zu beschäftigt war, um zu hassen, aber auch zu beschäftigt, um sich um ihre Leute zu kümmern.

Da eben das Spiel lief, waren die Straßen ziemlich leer. Die Dealer und Zuhälter hatten sich den Abend freigenommen, um ein sehr seltenes Schauspiel mitzuerleben: Die Atlanta Falcons spielten im Superbowl. Da es Sonntagabend war, versuchten die Prostituierten, ihr Geld zu verdienen und den Kirchgängern etwas zu geben, das sie in der nächsten Woche beichten konnten. Einige der Mädchen winkten Michael zu, als er vorbeifuhr. Er erwiderte den Gruß und fragte sich, wie viele zivile Einsatzfahrzeuge hier anhielten, damit die Beamten, nachdem sie der Zen

trale durchgegeben hatten, sie würden zehn Minuten Pause machen, ein Mädchen zu sich winken und sich einen blasen lassen konnten.

Gebäude neun befand sich im hinteren Teil der Siedlung, und die bröckelnden Ziegelmauern waren markiert mit dem Logo der Ratz, einer der neuen Gangs, die in die Homes eingezogen waren. Vier Streifenwagen und ein weiteres Zivilfahrzeug standen vor dem Gebäude. Auf den Bewohnerparkplätzen sah er einen schwarzen BMW und einen aufgemotzten Lincoln Navigator, dessen Zehntausend-Dollar-Sportfelgen im Licht der Straßenlaternen golden glänzten. Michael verkniff es sich, das Lenkrad herumzureißen und dem Siebzigtausend-Dollar-Geländewagen ein wenig an den Lack zu gehen. Dass diese Wichser so teure Autos fuhren, machte ihn stocksauer. Im letzten Monat war Michaels Sohn fast zehn Zentimeter in die Höhe geschossen, und alle seine Jeans waren ihm zu kurz, aber neue Klamotten mussten bis zu Michaels nächstem Gehaltsscheck verschoben werden. Tim sah aus, als würde er auf eine Springflut warten, während Daddys Steuerdollars die Miete dieser Ganoven subventionierten.

Anstatt sofort auszusteigen, blieb Michael kurz sitzen, hörte sich noch ein paar Sekunden des Spiels an und genoss einen Augenblick des Friedens, bevor seine Welt auf den Kopf gestellt würde. Er befand sich jetzt seit fast fünfzehn Jahren bei der Truppe, war direkt von der Armee zur Polizei gegangen und hatte zu spät gemerkt, dass es, abgesehen vom Haarschnitt, keinen großen Unterschied zwischen den beiden gab. Er wusste, sobald er ausstieg, würde alles in Gang kommen wie eine Uhr, die zu stark aufgezogen war. Die schlaflosen Nächte, die endlosen Spuren, die nie irgendwohin führten, die Chefs, die ihm im Nacken saßen. Die Medien würden wahrscheinlich auch Wind davon bekommen. Dann hätte er Kameras vorm Gesicht, kaum dass er das Revier verließ; die Leute würden ihn fragen, warum der Fall noch nicht gelöst sei, sein Sohn würde es in den Nach

4

richten sehen und von ihm wissen wollen, warum die Leute so wütend auf ihn waren.

Collier, ein junger Streifenpolizist mit Armen, die so muskelbepackt waren, dass er sie nicht gerade herunterhängen lassen konnte, klopfte an die Scheibe und bedeutete Michael, sie zu öffnen. Collier machte dabei mit seiner fleischigen Hand eine Kreisbewegung, auch wenn der Junge wahrscheinlich noch nie in einem Auto gesessen hatte, dessen Scheiben sich per Hand herunterkurbeln ließen.

Michael drückte auf den Knopf auf der Mittelkonsole und sagte: »Ja?«, während das Glas nach unten glitt.

»Wer gewinnt?«

»Nicht Atlanta«, teilte ihm Michael mit, und Collier nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. Atlantas letzte Teilnahme am Superbowl lag mehrere Jahre zurück. Denver hatte sie mit 34:19 überrannt.

Collier fragte: »Wie geht's Ken?«

»Ken geht's, wie's Ken geht«, antwortete Michael, ohne näher auf den Gesundheitszustand seines Partners einzugehen.

»Könnten ihn bei dem da brauchen.« Der Streifenbeamte deutete mit dem Kopf in die Richtung des Gebäudes. »Ziemlich unappetitlich.«

Michael behielt seine Meinung für sich. Der Junge war Anfang zwanzig, wohnte wahrscheinlich bei seiner Mutter im Keller und glaubte, er sei schon ein Mann, nur weil er sich jeden Morgen eine Waffe umschnallte.

Michael hatte in der irakischen Wüste schon einige Colliers getroffen, als damals der erste Bush beschloss, dort einzumarschieren. Das waren alles eifrige Jungs mit diesem Funkeln in den Augen, an dem man erkannte, dass sie nicht nur wegen der drei Mahlzeiten und der kostenlosen Ausbildung zur Armee gegangen waren. Sie waren besessen von Pflicht und Ehre, dieser ganzen Scheiße, die sie im Fernsehen gesehen hatten und die ihnen von den Anwerbern eingetrichtert worden war, die sie dann

5

aus der Highschool pflückten wie reife Kirschen. Man hatte ihnen eine technische Ausbildung und Einsätze nur in der Heimat versprochen, so ziemlich alles, was sie nur dazu brachte, auf der gepunkteten Linie zu unterschreiben. Die meisten von ihnen wurden schließlich mit der ersten Transportmaschine in die Wüste geschafft, wo man sie erschoss, noch bevor sie ihre Helme aufsetzen konnten.

Ted Greer kam eben aus dem Gebäude und zerrte an seinem Krawattenknoten, als brauchte er mehr Luft. Der Lieutenant war für einen Schwarzen ziemlich bleich, da er die meiste Zeit unter Neonbeleuchtung an seinem Schreibtisch saß und auf seine Pensionierung wartete.

Er sah Michael noch im Auto sitzen und runzelte die Stirn. »Hast du heute Nacht Dienst, oder fährst du nur zum Vergnügen durch die Gegend?«

Michael ließ sich Zeit beim Aussteigen. Er zog den Schlüssel erst aus dem Zündschloss, als der Halbzeitkommentar anfing. Es war für Februar ein ziemlich warmer Abend, und die Klimaanlagen in den Fenstern der Hausbewohner summten wie Bienen um einen Bienenstock.

Greer fuhr Collier an: »Haben Sie nichts zu tun?«

Collier war so schlau, einen Abgang zu machen, und drückte dabei das Kinn an die Brust, als hätte er einen Schlag auf die Nase bekommen.

»Verdammte Sauerei«, sagte Greer zu Michael. Er zog sein Taschentuch heraus und wischte sich Schweiß von der Stirn. »Irgendein kranker Perverser hat sie sich geschnappt.«

Das wusste Michael schon von dem Anruf, der ihn von seiner Wohnzimmers couch geholt hatte. »Wo ist sie?«

»Im sechsten Stock.« Greer faltete das Taschentuch zu einem ordentlichen Quadrat zusammen und steckte es in die Tasche. »Den Notruf konnten wir zu dem Telefon da zurückverfolgen.« Er deutete auf die andere Straßenseite.

Michael starrte die Telefonzelle an, ein Relikt aus der Vergan

6

genheit. Inzwischen hatte jeder ein Handy, vor allem Dealer und Zuhälter.

»Frauenstimme«, sagte Greer. »Das Band kriegen wir irgendwann morgen.«

»Wie lange hat es gedauert, bis jemand hier war?«

»Zweiunddreißig Minuten«, erwiderte Greer, und Michael überraschte nur, dass es so schnell gegangen war. Nach Recherchen eines lokalen Nachrichtenteams dauerte es durchschnittlich fünfundvierzig Minuten, bis auf einen Notruf aus Grady reagiert wurde. Krankenwagen brauchten sogar noch länger.

Greer drehte sich wieder dem Gebäude zu. »Bei dem Fall werden wir Hilfe anfordern müssen.«

Michael stellten sich bei diesem Vorschlag die Haare auf. Statistisch war Atlanta eine der amerikanischen Städte mit den meisten Gewaltverbrechen. Eine tote Nutte war kaum ein welterschütterndes Ereignis, vor allem, wenn man wusste, wo sie gefunden wurde.

So sagte er zu Greer: »Also ein Arschloch, das mir sagt, wie ich meine Arbeit tun soll, ist so ziemlich das Letzte, was ich brauche.«

»Dieses Arschloch hier denkt, dass du genau so was brauchst«, entgegnete der Lieutenant. Michael wusste, dass streiten nichts brachte - nicht weil Greer Insubordination nicht zuließ, sondern weil er Michael zustimmen würde, um ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen, sich dann aber umdrehen und genau das tun würde, was er sowieso wollte.

Greer fügte hinzu: »Der ist echt übel.«

»Übel sind sie alle«, erinnerte ihn Michael, öffnete die hintere Tür seines Autos und holte sein Sakko heraus.

»Das Mädchen hatte keine Chance«, fuhr Greer fort. »Geschlagen, geschnitten, in jedes Loch gefickt, das man sich nur vorstellen kann. Wir haben's da mit einem echt kranken Wichser zu tun.«

Michael zog sein Sakko an und dachte, dass Greer klang, als

7

wollte er sich für eine Krimiserie bei den Privatsendern bewerben. »Ken ist aus dem Krankenhaus raus. Meinte, man könnte mal vorbeikommen und ihn besuchen.«

Greer murmelte, dass er im Augenblick wahnsinnig viel am Hals habe, trottete dann zu seinem Auto und schaute sich um, als hätte er Angst, dass Michael ihm folgen würde. Michael wartete, bis sein Chef im Auto saß und vom Parkplatz fuhr, bevor er auf das Gebäude zuging.

Collier stand an der Tür, die Hand an der Waffe. Wahrscheinlich glaubte er, er würde Wache halten, aber Michael wusste, dass derjenige, der das Verbrechen begangen hatte, nicht für einen Nachschlag zurückkommen würde. Er war fertig mit der Frau. Von ihr wollte er nichts mehr.

Collier sagte: »Der Chef ist aber schnell verschwunden.«

»Danke für die Information.«

Michael atmete kurz durch, bevor er die Tür öffnete, und ließ sich dann von dem feuchten, dunklen Gebäude hineinziehen. Wer die Homes entworfen hatte, der hatte nicht an glückliche Kinder gedacht, die aus der Schule zu Milch und Keksen nach Hause kamen. Man hatte sich auf Sicherheit konzentriert, freie Flächen auf ein Minimum beschränkt und alle Beleuchtungskörper mit Stahldraht versehen, um die Glühbirnen zu schützen. Die Wände waren nackter Beton mit schmalen Fenstern in engen, kleinen Winkeln; die Drahtgitter in den Scheiben sahen aus wie gleichgeschaltete Spinnennetze. Graffiti bedeckte Oberflächen, die früher einmal weiß gestrichen waren: Bandenlogos, Warnungen und verschiedene Informationsfetzen. Links von den kaputten Briefkästen hatte jemand hingekritzelt: *Kim ist eine Nutte! Kim ist eine Nutte!*

Michael schaute das gewundene Treppenhaus empor und zählte die sechs Stockwerke, als eine Tür einen Spalt aufging. Er drehte sich um und sah eine uralte schwarze Frau, die ihn mit kaltem Blick anstarre.

»Polizei«, sagte er und zückte seine Marke. »Keine Angst.«

7

Die Tür ging ein Stückchen weiter auf. Die Frau trug eine Schürze mit Blumenmuster über einem weißen T-Shirt und Jeans. »Hab doch keine Angst vor dir, du Scheißer.«

Hinten drängten sich vier alte Frauen, alle bis auf eine Afroamerikanerinnen. Michael wusste, dass sie nicht hier waren, um zu helfen. Grady lebte, wie jede kleine Nachbarschaft, von Klatsch, und das waren die Münder, die für Nachschub sorgten.

Dennoch musste er fragen: »Hat jemand von Ihnen irgendwas gesehen?«

Sie schüttelten simultan die Köpfe, Wackeldackel auf Grady's Hutablage.

»Super«, sagte Michael und steckte seine Marke wieder ein. »Danke, dass Sie uns helfen, Ihr Viertel sicherer zu machen.«

Sie keifte: »Das ist dein Job, Schwanzlutscher.«

Einen Fuß bereits auf der ersten Stufe, blieb er stehen, drehte sich zu ihr um und schaute ihr direkt in die Augen. Sie erwiderete den Blick, und ihre wässrigen Augen wanderten hin und her, als würde sie das Buch seines Lebens lesen. Die Frau war jünger als die anderen, vermutlich Anfang siebzig, aber irgendwie grauer und kleiner als ihre Freundinnen. Fältchen kräuselten sich wie Spinnweben um ihre Lippen, Spuren jahrzehntelangen Ziehens an Zigaretten. Ein breiter, grauer Streifen teilte oben auf der Schädelkrone ihre Haare, grau wie die Stoppeln, die wie Dreadlocks aus ihrem Kinn wucherten. Sie trug den hellsten orangefarbenen Lippenstift, den er je an einer Frau gesehen hatte.

»Wie heißen Sie?«, fragte er.

Sie hob verächtlich das Kinn, antwortete aber trotzdem: »Nora.«

»Jemand hat von der Telefonzelle da draußen einen Notruf getätigt.«

»Hoffentlich hat derjenige sich danach die Hände gewaschen.«

8

Michael gestattete sich ein Lächeln. »Haben Sie sie gekannt?«

»Alle ham wir sie gekannt.« Ihr Ton verriet, dass es noch viel mehr zu sagen gäbe, sie aber nicht diejenige sei, die es einem vertrottelten, weißen Bullen erzählen würde. Es war ziemlich offensichtlich, dass Nora nicht unbedingt einen Collegeabschluss in der Tasche hatte, aber auf so etwas hatte Michael noch nie Wert gelegt. Er sah es an den Augen, dass die Frau es faustdick hinter den Ohren hatte. Straßenschläue. In einer Gegend wie Grady wurde man nicht so alt, wenn man blöd war.

Michael nahm den Fuß von der Stufe und ging auf die Frauen zu. »Hat sie gearbeitet?«

Nora schaute ihn noch immer argwöhnisch an. »Fast jede Nacht.«

»Sie war ein anständiges Mädchen«, bemerkte die weiße Frau hinter ihr.

Nora schnalzte mit der Zunge. »So ein junges kleines Ding.« Ihre Stimme klang fast vorwurfsvoll, als sie sagte: »Kein Leben für sie, aber was hätte sie denn tun sollen?«

Michael nickte, als würde er verstehen. »Hatte sie Stammkunden?«

Sie schüttelten alle den Kopf, und Nora antwortete: »Sie hat die Arbeit nie mit nach Haus gebracht.«

Michael wartete, ob sonst noch etwas kommen würde. Er zählte im Geist die Sekunden und dachte, zwanzig würde er ihnen geben. Ein Hubschrauber flog über das Gebäude, und ein paar Straßen entfernt quietschten Autoreifen, aber niemand achtete darauf. Es war ein Viertel, wo die Leute nervös wurden, wenn sie nicht wenigstens ein paarmal pro Woche Schüsse hörten. Ihr Leben hatte eine natürliche Ordnung, und Gewalt - oder deren Androhung - gehörte dazu wie Fastfood und Schnaps.

»Okay«, sagte Michael, als er bei fünfundzwanzig angelangt war. Er zog eine Visitenkarte heraus und gab sie Nora mit der Bemerkung: »Was zum Arschwischen.«

9

Sie schnaubte verächtlich und hielt die Karte zwischen Daumen und Zeigefinger. »Mein Arsch ist größer als die hier.«

Er zwinkerte anzüglich und ließ seine Stimme heiser klingen. »Glaub bloß nicht, dass ich das nicht bemerkt hätte, Darling.«

Sie lachte rau und knallte ihm die Tür vor der Nase zu. Die Karte hatte sie allerdings behalten. Er wertete dies als positives Zeichen.

Michael ging wieder zur Treppe und nahm die erste Etage zwei Stufen auf einmal. Alle Gebäude in Grady verfügten über Aufzüge, aber sogar die funktionierenden waren gefährlich. In seinem ersten Jahr als Streifenpolizist war Michael zu einer häuslichen Auseinandersetzung in die Homes gerufen worden und in einem dieser quietschenden Kästen mit einem kaputten Funkgerät stecken geblieben. Ungefähr zwei Stunden lang hatte er versucht, nicht noch zusätzlich zu dem überwältigenden Gestank nach Pisse und Kotze beizutragen, bis sein Sergeant bemerkte, dass er sich nicht gemeldet hatte, und ein Team schickte. Die alten Hasen hatten dann noch eine halbe Stunde über seine Dummheit gelacht, bevor sie ihn befreiten.

Willkommen bei den Brüdern.

Als Michael die zweite Etage in Angriff nahm, spürte er eine Veränderung in der Luft. Zuerst bemerkte er den Geruch: die übliche Mischung aus frittiertem Essen, Bier und Schweiß, jetzt allerdings durchsetzt von dem unverkennbaren Gestank eines gewaltsaften Todes.

In dem Gebäude hatten die Leute auf den Tod wie üblich reagiert. Anstatt des beständigen Wummerns von Rap aus unzähligen Lautsprechern hörte Michael jetzt nur das Murmeln von Stimmen hinter geschlossenen Türen. Fernseher waren leise gedreht, die Showeinlagen zur Halbzeit dienten als Hintergrundgeräusch, während die Leute über die junge Frau im sechsten Stock redeten und Gott dankten, dass es diesmal sie getroffen hatte und nicht ihre Töchter oder sie selbst.

In der relativen Stille drangen nun Geräusche das Treppen

10

haus herunter, die vertrauten Laute an einem Tatort, wenn Spuren gesichert und Fotos geschossen wurden. Auf dem Absatz der vierten Etage blieb Michael stehen, um Atem zu holen. Er hatte zwei Monate zuvor mit dem Rauchen aufgehört, aber seine Lunge wollten ihm das noch nicht so recht glauben. Er kam sich vor wie ein Asthmatiker, als er die nächste Etage hochstieg. Über ihm lachte jemand heiser auf, und er hörte, wie andere Polizisten mit einfielen, die übliche, aufgesetzt kaltblütige Heiterkeit, die es ihnen erst ermöglichte, ihre Arbeit zu tun.

Unten wurde eine Tür aufgerissen, Michael lehnte sich über das Geländer und erblickte zwei Frauen, die eine Trage ins Foyer bugsierten. Sie hatten dunkelblaue Regenjacken an mit der Aufschrift LEICHENSCHAUHAUS in leuchtend gelben Buchstaben.

Michael rief: »Hier oben.«

»Wie weit oben?«, fragte eine der beiden.

»Sechster Stock.«

»Verdammte Scheiße«, fluchte sie.

Michael packte den Handlauf des Geländers, zog sich die nächsten Stufen hoch und hörte, wie die beiden Frauen bei ihrem Aufstieg weitere Flüche ausstießen und die Trage gegen das Metallgeländer klapperte. Im vorletzten Stockwerk spürte er plötzlich, wie sich ihm die Haare im Nacken sträubten. Sein Hemd war schweißnass, aber so etwas wie ein sechster Sinn jagte ihm einen Schauer über den Rücken.

Ein Blitzlicht flammte auf, und eine Kamera surrte. Michael wich behutsam einem roten Stiletto aus, der flach auf dem Boden lag, als hätte sich jemand dort hingesetzt und ihn ausgezogen. Auf der Trittfäche der nächsten Stufe sah er den perfekten Umriss einer blutigen Hand. Auch die folgenden Stufen zeigten Handabdrücke; offensichtlich war hier jemand die Treppe hochgekrochen.

Am Absatz der fünften Etage stand Bill Burgess, ein erfahrener Streifenpolizist, der so ziemlich jede Art von Verbrechen

11

kannte, die Atlanta zu bieten hatte. Neben ihm breitete sich eine dunkle Pfütze gerinnenden Blutes aus; die Ränder zerfaserten in dünne Rinnale, die Stufe um Stufe hinuntertropften. Michael interpretierte die Szene. Hier war das Opfer bei seinem Fluchtversuch gestürzt, hatte sich wieder aufgerappelt und dabei Blut verschmiert.

Bill schaute die Treppe hinunter, weg von dem Blut. Sein Gesicht wirkte kreidebleich, die Lippen waren ein dünner, rosafarbener Schlitz. Michael blieb stehen und dachte, dass er Bill noch nie so bestürzt gesehen hatte. Das war der Mann, der sich Chicken Wings bestellte, nachdem er kurz zuvor sechs abgetrennte Finger im Müllcontainer hinter einem chinesischen Restaurant gefunden hatte.

Die beiden Männer sprachen nicht, während Michael vorsichtig um die Blutpfütze herumging. Mit der Hand am Geländer bog Michael nun auf die letzte Treppe ein und war froh, etwas zum Festhalten zu haben, als er schließlich die Szene vor sich sah.

Die Frau war nur teilweise bekleidet. Ihr enges rotes Kleid war vorne aufgeschnitten und klaffte wie ein Morgenmantel auseinander, so dass man ihre kakaofarbene Haut und einen Streifen zu einer dünnen Linie rasierter Schamhaare, der zu ihrer Ritze führte, erkennen konnte. Ihre Brüste wirkten unnatürlich hoch angesetzt, Implantate hielten sie in dieser perfekten Form. Ein Arm war seitlich ausgestreckt, der andere lag über ihrem Kopf, und die Finger griffen nach dem Geländer, als wäre ihr letzter Gedanke gewesen, sich hochzuziehen. Das rechte Bein war am Knie abgewinkelt und gespreizt, das linke schräg weggestreckt, so dass Michael ihre Spalte direkt vor sich hatte. Michael schottete sich innerlich gegen die Geschäftigkeit um ihn herum ab, trat noch einen Schritt auf die Frau zu und versuchte sie zu sehen, wie der Mörder sie gesehen hatte. Ihr Make-up war verschmiert, dick aufgetragener Lippenstift und Rouge in dunklen Linien, um ihre Züge zu betonen. Ihre krau

11

sen schwarzen Haare waren orangefarben gestrahlt und standen in alle Richtungen ab. Ihr Körper war hübsch, oder zumindest hübscher, als man erwartet hätte nach den Einstichnarben an den Armen, die deutlich zeigten, was sie gewesen war: eine Frau, die sich das Geld für ihre Sucht in der Horizontalen verdiente. Die Quetschungen auf den Oberschenkeln konnten sowohl von ihrem Mörder stammen als auch von einem Kunden, der es gern

grob mochte. Wenn Letzteres der Fall war, hatte sie es wahrscheinlich bereitwillig erduldet, weil sie wusste, dass sie für den Schmerz mehr Geld bekäme und mehr Geld auch mehr Lust bedeutete, wenn sie sich später die Nadel in den Arm stieß und die Wärme sich in ihren Adern ausbreitete. Die Augen waren weit aufgerissen und starrten leer die Wand an. Eine ihrer falschen Wimpern hatte sich gelöst und klebte als dritter Wimpernbogen unter ihrem linken Auge. Die Nase war gebrochen, die eine Wange durch den zertrümmerten Knochen unter dem Auge verschoben. Licht spiegelte sich in etwas in ihrem Mund, das Michael, als er noch einen Schritt näher trat, als Blut erkannte, mit dem ihr Mund bis zum Rand gefüllt war. Die Deckenbeleuchtung glänzte in dem roten Tümpel wie ein Vollmond.

Pete Hanson, der diensthabende Leichenbeschauer, stand oben auf der Treppe und redete mit Leo Donnelly. Leo war ein Arschloch, das immer den harten Bullen spielte, über alles Witze riss und zu laut und zu lange lachte. Doch Michael hatte ihn mehr als einmal an der Bar gesehen, wo seine Hand kaum zur Ruhe kam, weil er einen Scotch nach dem anderen kippte, um sich den Geschmack des Todes aus dem Mund zu spülen.

Leo entdeckte Michael und grinste breit, als wären sie alte Kumpel, die hier zusammenkamen, um sich zu amüsieren. Er hielt einen verschlossenen Beweismittelbeutel aus transparentem Plastik in der Hand, den er ein ums andere Mal ein paar Zentimeter in die Höhe warf und wieder auffing, als wollte er gleich damit Baseball spielen.

12

»Was für eine Nacht, wenn man Bereitschaft hat«, sagte Leo. Michael hielt sich mit einer Zustimmung zurück. »Was ist passiert?«

Leo spielte weiter mit dem Beutel und wog ihn in der Hand. »Doc meint, sie ist verblutet.«

»Vielleicht«, korrigierte ihn Pete. Michael wusste, dass der Arzt Leo genauso gern mochte wie jeder andere in der Truppe, was hieß, dass er den Mistkerl nicht ausstehen konnte. »Genaueres weiß ich erst, wenn ich sie auf dem Tisch habe.«

»Fang«, sagte Leo und warf Michael den Beutel zu.

Michael sah in Zeitlupe, wie der Beutel in torkelnder Bewegung auf ihn zuflog wie ein Football mit Schlagseite. Er fing ihn, bevor er zu Boden fiel, und seine Finger schlossen sich um etwas Dicke und offensichtlich Feuchtes.

Leo sagte: »Was für deine Katze.«

»Was zum...« Michael beendete den Satz nicht. Er wusste, was es war.

»Schaut euch sein Gesicht an.« Leos dröhnedes Lachen hallte von den Wänden wider.

Michael konnte nur den Beutel anstarren. Er schmeckte Blut im Rachen, die metallische Schärfe unerwarteter Angst. Die Stimme, die aus seinem Mund kam, klang nicht wie die seine -eher so, als wäre er unter Wasser, vielleicht am Ertrinken. »Was ist passiert?«

Leo lachte noch immer, deshalb antwortete Pete. »Er hat ihr die Zunge abgebissen.«

13

## Kapitel 2

*6. Februar 2006*

Nach seiner Rückkehr aus dem Golfkrieg quälten Michael Alpträume. Sobald er die Augen schloss, kamen Kugeln auf ihn zugeschossen, Bomben rissen Arme und Beine ab, und Kinder rannten eine Straße entlang und schrien nach ihren Müttern. Michael wusste, wo ihre Mütter waren. Er hatte hilflos da-beigestanden, als die Frauen vor dem Feuer einer explodierten Granate zu fliehen versuchten und gegen die vernagelten Fenster des Schulhauses hämmerten, in dem sie bei lebendigem Leib verbrannten.

Jetzt quälte ihn Aleesha Monroe. Die zungenlose Frau aus dem Treppenhaus war ihm nach Hause gefolgt und hatte sich mit irgendeinem Trick in seine Träume geschlichen, so dass es jetzt Michael war, der sie die Treppe hochjagte, Michael, der sie auf den Absatz warf und ihr die Beine auseinanderriss. Er spürte, wie sich ihre langen, roten Nägel in seine Haut gruben, als sie versuchte, ihn abzuwehren, und ihn dabei würgte. Er bekam keine Luft mehr, griff sich an den Hals, packte ihre Hände, versuchte, sie wegzureißen. Dann wachte er so laut schreiend auf, dass Gina sich neben ihm im Bett aufsetzte und die Bettdecke an die Brust drückte, als hätte sie einen Verrückten in ihrem Schlafzimmer.

»Mein Gott, Michael«, zischte sie und drückte sich die Hand aufs Herz. »Du hast mir eine Heidenangst eingejagt.«

Er griff nach dem Glas Wasser neben dem Bett und verschüttete ein wenig davon auf seiner Brust, als er große Schlucke trank, um das Feuer in seiner Kehle zu löschen.

13

»Schatz«, sagte Gina und berührte mit den Fingerspitzen seinen Hals. »Was ist passiert?«

Michael spürte ein Brennen am Hals und legte seine Finger dorthin, wo eben die ihren gewesen waren. Er ertastete einen Riss in der Haut, und als er

aufstand, um in den Spiegel über der Frisierkommode zu schauen, sah er, dass Blut in einem dünnen Rinnsal aus der frischen Wunde sickerte.

Sie fragte: »Hast du dich im Schlaf gekratzt?«

»Ich weiß es nicht.« Doch er wusste es. Noch immer verschlug ihm der Traum den Atem.

Gina hielt sich seine Hand an ihren Mund und rümpfte die Nase. Zuerst dachte er, sie wolle sie küssen, doch dann fragte sie: »Warum riechst du eigentlich wie Bleichmittel?«

Er hatte sich alles abschrubben müssen - den Gestank, die Klebrigkei, die einem anhaftete, wenn man mit Toten umging. Doch das wollte Michael ihr nicht sagen, wollte ein solches Gespräch gar nicht erst beginnen, weshalb er einen Blick auf den Wecker warf und fragte: »Wie spät ist es?«

»Scheiße«, stöhnte sie und ließ seine Hand los. »Kann ich ja gleich aufstehen. Meine Schicht fängt in zwei Stunden an.«

Michael griff nach dem Wecker und schaute selber nach. Halb sieben.

Nachdem der Tatort besichtigt, die Wohnung der Frau durchsucht und der Papierkram erledigt war, hatte er vielleicht vier Stunden Schlaf bekommen.

Die Dusche rauschte, die Rohre rumpelten in der Wand, als der Boiler ansprang. Michael ging ins Bad, beobachtete, wie Gina das T-Shirt auszog, in dem sie geschlafen hatte.

»Tim ist schon auf«, sagte sie, während sie den Slip auszog. »Du solltest mal nachsehen, damit er nichts anstellt.«

Michael lehnte an der Wand, bewunderte Ginas flachen Bauch und wie die Muskeln in ihren Armen sich spannten, als sie das Gummiband von den Haaren zog. »Bei ihm ist sicher alles in Ordnung.«

Gina bemerkte, dass er sie anstarre. »Schau nach.«

14

Michael lächelte. Ihre Brüste waren noch so fest wie vor Tims Geburt, und bei ihrem Anblick wurde ihm ganz anders. »Melde dich krank«, sagte er.

»Klar doch.«

»Wir schauen uns einen Film an, machen es uns auf der Couch gemütlich.« Er hielt kurz inne, versuchte es dann weiter. »Weißt du noch, wie wir uns früher stundenlang einfach nur geküsst haben?« Mann, seit Monaten hatte er nicht mehr als einen Schmatz auf die Wange bekommen. »Wir könnten uns doch wieder mal so küssen. Sonst nichts. Nur küssen.«

»Michael«, sagte Gina und beugte sich in die Dusche, um die Wassertemperatur zu prüfen. Dann stieg sie in die Kabine. »Hör auf, mich anzuglotzen wie eine Hure, und schau nach deinem Sohn.«

Sie schloss die Kabinetür, und er blieb noch eine Minute stehen, betrachtete ihre Silhouette hinter dem Glas und fragte sich, wann es angefangen hatte schiezfzulaufen zwischen ihnen.

Er hatte Gina kennengelernt, bevor seine Einheit in den Golf aufbrach. Keiner erwartete, dass ihm da drüben was passierte, aber Michael und seine Kameraden hatten es hochgespielt und wollten alles mitnehmen, was sie kriegen konnten, bevor sie in der Wüste abgesetzt wurden. Ellen McCallum war ein zierliche, gefärbte Blondine, nicht allzu intelligent - genau das Mädchen, an das man sich gern erinnerte, wenn man in irgendeinem dreckigen, sandverkrusteten Zelt eine Million Meilen von zu Hause entfernt feststeckte und den Jungs von einer Kleinen zu Hause erzählte, die das Leder von einer Couch saugen konnte.

Michael hatte fast eine ganze Woche versucht, in Ellens Slip zu kommen, als Gina, ihre Cousine, auftauchte. Sie hatte ihn ziemlich zur Schnecke gemacht, weil er mit ihrer kleinen Lieblingscousine herumgemacht hatte, aber als er ein paar Tage später das Land verließ, war es Gina, an die er dachte. Ihre lockigen, braunen Haare, ihr zartes Gesicht, die sanfte Wölbung ihres Arsches. Er begann, ihr zu schreiben, und zu seiner Überraschung

15

antwortete sie ihm - anfangs richtig gemein, aber als sie sich dann ein wenig beruhigt hatte, wurde sie fast liebenswürdig. Er befand sich in Kuwait, angeblich, um den Frieden zu sichern, als irgendein vertrottelter Teenager mit einer Pistole herumspielte und ihm unbeabsichtigt ins Bein schoss. Der Junge war ein lausiger Schütze, aber die Wunde wollte nicht heilen. Als Michael für eine Operation auf den Stützpunkt nach Deutschland geschickt wurde, war es Gina, die er als Erste anrief.

Eine Woche nach seiner Entlassung heirateten sie, und zwei Wochen später unterschrieb er beim Atlanta Police Department. Gina machte ihren Abschluss an der Krankenpflegeschule am Georgia Baptist und bekam einen Job am Crawford Long Hospital. Zwei Jahre später wechselte sie ins Piedmont, wo man ihr mehr bezahlte. Michael erhielt seine goldene Marke und wechselte von seinem Streifenposten in Grady zur Sitte, was ihm ebenfalls einen Batzen mehr Geld einbrachte. Bald entwickelte sich ihr Leben besser, als Michael es je erwartet hätte. Sie kauften ein Haus knapp nördlich von Atlanta, sparten Geld für schlechte Zeiten und dachten daran, ein oder zwei Kinder zu haben, eine richtige Familie zu gründen. Dann kam Tim.

Er war ein stilles Baby, aber Michael sah ein Funkeln in seinen blauen Augen. Als er Tim das erste Mal in den Arm nahm, war es, als würde er sein eigenes

Herz in Händen halten. Es war Barbara, Ginas Mom, die als Erste die Probleme erkannte. Er schreit nie. Er zeigt kein Interesse an seiner Umgebung. Er starrt stundenlang die Wände an. Michael wehrte sich mit Zähnen und Klauen dagegen, aber der Arzt bestätigte Barbaras Verdacht. Irgendwann im Verlauf von Ginas Schwangerschaft hatte Tim an Sauerstoffmangel gelitten. Er würde sich nie über das Niveau eines Sechsjährigen hinausentwickeln. Sie wussten nicht, wie oder warum, aber so war es eben.

Michael hatte Barbara nie gemocht, aber Tims Diagnose brachte ihn dazu, sie zu hassen. Es war ein Klischee, dass man seine Schwiegermutter nicht ausstehen konnte, aber sie hatte immer

16

gedacht, ihre Tochter hätte etwas Besseres verdient, und betrachtete jetzt Tims Problem als Michaels Versagen. Außerdem war sie eine religiöse Spinnerin, die sehr schnell den Splitter im Auge des anderen sah, den Balken im eigenen jedoch kaum. Sie war nicht nur der Typ, der ein Glas immer als halb leer betrachtete - sie dachte, das Glas sei halb leer, und wir alle müssten dafür büßen.

»Tim?«, rief Michael und streifte ein T-Shirt über, während er durchs Haus ging. »Wo bist du, Kumpel?«

Er hörte Kichern hinter der Couch, ging aber weiter zur Küche.

»Wo ist Tim denn hin?«, fragte er, als er sah, dass sein Sohn einen vollen Karton Cheerios auf dem Küchentisch verstreut hatte. Tims blaue Schale war bis zum Rand voll mit Milch, und eine Sekunde lang sah er Aleesha Monroes roten Mund, angefüllt mit ihrem eigenen Blut.

»Buh!«, kreischte Tim und umklammerte Michael an der Taille.

Michael erschrak, obwohl Tim es praktisch jeden Morgen so machte. Das Herz hämmerte in seiner Brust, als er seinen Sohn in die Arme nahm und hochhob. Der Junge war jetzt acht und viel zu schwer, um noch getragen zu werden, aber Michael konnte nicht anders. Er strich die abstehende Strähne auf Tims Kopf glatt. »Gut geschlafen, Kleiner?«

Tim nickte, wand sich in Michaels Armen und drückte gegen seine Schulter, damit er ihn wieder herunterließ.

»Dann wollen wir die Schweinerei mal aufräumen, bevor Ba-Ba kommt«, sagte er, schob ein paar Frühstücksflocken mit der Hand zusammen und schüttete sie wieder in den Karton. Unter der Woche kam Barbara vorbei, um auf Tim aufzupassen. Sie brachte ihn zur Schule, holte ihn wieder ab, kümmerte sich um sein Mittagessen und überwachte die Hausaufgaben. An

den meisten Tagen verbrachte sie mehr Zeit mit ihm als Michael oder Gina, aber sie beide hatten keine andere Wahl.

17

»Ba-Ba wird diese Schweinerei bestimmt nicht gefallen«, sagte Michael.

»Nee«, stimmte Tim ihm zu. Er saß mit untergeschlagenen Beinen am Tisch. Der Schlitz in seiner Spiderman-Pyjamahose stand offen.

»Pack deine Ausrüstung ein, Kumpel«, ermahnte ihn Michael und kämpfte gegen die Traurigkeit an, die ihn überkam, als Tim an den Knöpfen herumfummelte.

Michael war ein Einzelkind gewesen, wahrscheinlich ein bisschen mehr als verzogen. Als Tim geboren wurde, hatte er von Babypflege keine Ahnung. Tim die Windeln zu wechseln war ihm unangenehm gewesen, und er versuchte, es so schnell wie möglich und mit minimalem Körperkontakt hinter sich zu bringen. Jetzt konnte Michael an nichts anderes denken als daran, dass Tim in wenigen Jahren in die Pubertät käme. Sein Körper würde wachsen und ihn zu einem Mann machen, aber sein Verstand würde nie mithalten können. Er würde nie wissen, wie es ist, eine Frau zu lieben, das, was Gott ihm gegeben hatte, zu benutzen, um einem anderen menschlichen Wesen Freude zu bereiten. Er würde nie eigene Kinder haben, nie erfahren, was für eine Freude und was für ein Herzschmerz es ist, Vater zu sein.

»Wer hat denn diese Schweinerei da angerichtet?«, fragte Gina. Sie trug den seidenen blauen Morgenmantel, den Michael ihr vor ein paar Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte; die Haare waren in ein Handtuch gewickelt.

»Hast du das verbrochen?«, neckte sie Tim, nahm sein Kinn in die Hand und küsste ihn auf den Mund. »Ba-Ba wird das aber nicht gefallen«, sagte sie. Insgesamt freute es Michael, dass der Junge es nicht schaffte, sie Oma Barbara zu nennen, wie sie es wollte.

Tim wollte nun beim Aufräumen mithelfen, machte aber die Unordnung nur noch schlimmer. »Oh-oh«, sagte er, als er auf die Knie ging, jedes Cheerio einzeln aufhob und laut abzählte, während er sie seiner Mutter gab.

17

Gina fragte: »Kommst du heute Abend zu einer vernünftigen Zeit nach Hause?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich an einem Fall arbeite.«

»In einer Bar?«, fragte sie. Er drehte ihr den Rücken zu und holte zwei Tassen aus dem Schrank. In der Nacht zuvor war er viel zu aufgedreht gewesen, um direkt nach Hause zu fahren. Leo hatte vorgeschlagen, noch auf einen Drink zu gehen und über den Fall zu reden, und Michael hatte das Angebot als will-

kommene Ausrede angenommen, um ein paar Bourbons zu kippen und das zu verdauen, was er gesehen hatte.

»Elf...«, zählte Tim. »Zwölf...«

»Du stinkst wie ein Aschenbecher«, sagte Gina.

»Ich habe nicht geraucht.«

»Hab ich auch gar nicht gesagt.« Sie schüttete eine Handvoll Cheerios in den Karton und streckte die Hand nach weiteren aus.

»Vierzehn...«, fuhr Tim fort.

»Ich hab einfach noch ein bisschen Zeit gebraucht.« Michael goss Kaffee in die Tassen. »Leo wollte über den Fall reden.« »Leo brauchte eine Ausrede, um sich zu besaufen.« »Oh-oh«, piepste Tim.

»Sorry, Liebling«, entschuldigte Gina sich bei ihrem Sohn. Ihr Ton wurde sanfter. »Du hast eine Zahl ausgelassen. Was ist mit der Dreizehn passiert?«

Tim zuckte die Achseln. Im Augenblick konnte er erst bis achtundzwanzig zählen, aber Gina sorgte dafür, dass er dabei keine einzige Zahl ausließ.

»Zieh dich jetzt für Ba-Ba an. Sie wird gleich hier sein«, erklärte Gina Tim. Tim stand auf und hüpfte, von einem Fuß auf den anderen tanzelnd, aus der Küche.

Gina schüttete die restlichen Cheerios in den Karton und setzte sich stöhnend an den Tisch. Sie hatte für dieses Wochenende eine Doppelschicht übernommen, damit ein bisschen mehr

18

Geld ins Haus kam. Der Tag hatte noch gar nicht richtig angefangen, und sie sah bereits erschöpft aus.

»Viel zu tun gestern Abend?«, fragte er.

Sie trank einen Schluck Kaffee und schaute ihn über den aus der Tasse aufsteigenden Dampf an. »Ich brauche Geld für den neuen Therapeuten.« Michael seufzte und lehnte sich an die Anrichte. Tims alter Sprachtherapeut hatte ihn so weit gebracht, wie er konnte. Der Junge benötigte jetzt einen Spezialisten, und gute Spezialisten wurden von der staatlichen Versicherung nicht bezahlt.

»Fünfhundert Dollar«, sagte Gina. »Das reicht dann bis zum Ende des Monats.«

»O Mann.« Michael spürte Kopfschmerzen heraufziehen und rieb sich mit den Fingern die Augen. Er dachte an den BMW und den Lincoln, die er letzte Nacht in Grady gesehen hatte. Für das Geld, was die beiden kosteten, könnte Tim zu fünfzig Spezialisten gehen.

»Nimm's vom Ersparnen«, meinte er.

Sie lachte spöttisch auf. »Von welchem Ersparnen?«

Weihnachten. Sie hatten ihre Ersparnisse für Weihnachten geplündert.

»Ich melde mich für noch eine Schicht im Krankenhaus an.« Sie hob die Hand, um seinen Protest abzuwürgen. »Er braucht einfach das Beste.«

»Er braucht seine Mutter.«

»Was ist mit seiner Großmutter?«, keifte sie.

Michaels Gesicht wurde hart. »Ich werde meine Mutter um keinen einzigen Cent mehr bitten.«

Sie stellte die Tasse so heftig auf den Tisch, dass ihr Kaffee auf den Handrücken spritzte. Dieser Streit war unmöglich zu gewinnen - Michael wusste das, hatten sie ihn doch seit fünf Jahren praktisch jede Woche. Er machte bereits Überstunden, brachte zusätzliches Geld nach Hause, damit Tim auch alles bekam, was er brauchte. Gina übernahm zweimal pro Monat Wochen

19

endschichteten, aber dass sie auch noch an Feiertagen arbeitete, ließ Michael nicht zu. Er sah sie sowieso kaum noch. Manchmal hatte er das Gefühl, als wollte sie es so. Sie waren kein Ehepaar mehr, sondern eine Interessengemeinschaft, eine Non-Profit-Organisation, die für Tims Wohlergehen arbeitete. Michael konnte sich gar nicht mehr erinnern, wann sie zum letzten Mal Sex gehabt hatten.

»Cynthia hat gestern Abend angerufen«, sagte Gina. Die verwöhnte Nachbarin. »Sie hat 'ne lockere Bodendiele oder sonst was.«

»Lockere Bodendiele?«, wiederholte er. »Wo ist Phil?«

Sie drückte die Handflächen auf die Tischplatte und stand auf. »Botswana. Mann, ich weiß es auch nicht, Michael. Sie hat nur gefragt, ob du das vielleicht reparieren kannst, und ich habe Ja gesagt.«

»Wolltest du dich vielleicht vorher mit mir absprechen?«

»Mach's oder lass es«, blaffte sie und kippte den Rest ihres Kaffees ins Spülbecken. »Ich muss mich jetzt für die Arbeit anziehen.«

Er sah ihr nach, wie sie den Gang entlangging. Jeder Morgen lief so ab: Tim veranstaltete eine Schweinerei, sie räumten auf, und dann gab's Streit über irgendwas Blödes. Und als Krönung des Ganzen würde gleich Barbara hier auftauchen und etwas finden, worüber sie sich beklagen konnte, ob es sich nun um ihren schmerzenden Rücken handelte, ihre magere Sozialhilfe oder die Tatsache, dass er ihr einen behinderten Enkel geschenkt hatte. In letzter Zeit hatte sie die Angewohnheit, Artikel über das Golfkriegssyndrom an die Kühlzentraltür zu kleben, und natürlich wollte sie damit andeuten, dass

Michael im Irak etwas Schreckliches getan haben musste, das jetzt dieses Leid über ihre Familie brachte.

Michael ging ins Schlafzimmer und zog sich schnell an. Das Duschen ließ er aus, damit er nicht noch einmal ins Bad gehen und sich mit Gina kappeln musste. Er sah Barbaras Toyota in

20

die Einfahrt biegen, holte deshalb den Hammer aus seiner Werkzeugkiste und schllich sich zur Hintertür hinaus, als sie vorn hereinkam.

Ein Teil des Maschendrahtzauns um den hinteren Garten war im letzten Eissturm von einem Baum niedergerissen worden, aber es war einfach kein Geld vorhanden, um ihn zu reparieren. Als er über die kaputte Stelle stieg, achtete er darauf, nicht mit dem Hosenbein an dem verbogenen Draht hängen zu bleiben und auf die Nase zu fallen. Nicht schon wieder.

Er kloppte an der Hintertür und schaute durchs Fenster, um festzustellen, ob Cynthia auch kam. Sie ließ sich ziemlich viel Zeit und tapste dann in einem kurzen Babydoll-Mäntelchen, das vorn auseinanderklaffte und das Hemdchen zeigte, das sie darunter trug, durch die Diele. Das Ganze war weiß und so gut wie durchsichtig. Michael fragte sich, wo Phil sich befand. Sollte Gina in einem solchen Aufzug Phil die Tür öffnen, würde er sie verdammt noch mal umbringen.

Cynthia sperrte langsam Schloss und Riegel auf und bückte sich dabei. Ihre langen Haare hingen ihr offen ins Gesicht. Das Hemdchen war so tief ausgeschnitten, dass er ihre Brustwarzen sehen konnte.

Er umklammerte den Hammer ein wenig fester und spürte ein elektrisches Sirren im Kopf. Eigentlich sollte er sofort kehrtmachen. Scheiße, irgendwann musste Phil doch wieder heimkommen, sollte er es doch machen.

Mit einem breiten Lächeln öffnete Cynthia ihm die Tür. »Wie geht's, Nachbar?«

»Wo ist Phil?«

»Indianapolis«, antwortete sie und hielt sich die Hände vor den Mund, um ein Gähnen zu verstecken. »Verkauft den Massen Stützstrümpfe, damit er mir den Lebensstil bieten kann, an den ich mich gewöhnt habe.«

»Na gut.« Er schaute über ihre Schulter. Die Küche war ein Schweinestall. Im Spülbecken stapelten sich schmutzige Teller,

20

überall lagen Pizzaschachteln herum, Aschenbecher quollen über von Zigaretten. Auf einem Glas mit einer orangefarbenen Flüssigkeit sah er Schimmel wuchern.

»Gina hat mir gesagt, du hast eine lockere Diele«, erklärte er.

Sie lächelte. »Die muss befestigt werden.«

Michael legte den Hammer weg. »Warum hast du sie angerufen?«

»Nachbarn helfen Nachbarn«, erwiderte sie, als wäre es so einfach. »Du hast Phil versprochen, dass du dich um mich kümmерst, wenn er weg ist.«

So hatte Phil das allerdings nicht gemeint.

Sie zog ihn am Hemdkragen ins Haus. »Du siehst so angespannt aus.«

»Ich kann so nicht weitermachen.«

»Was machst du denn?«, fragte sie und zog ihn näher an sich.

Er dachte an Gina, dass sie ihn nie mehr richtig anschauten und wie es sich anfühlte, wenn sie ihn wegstieß.

Sie schob ihm die Hand zwischen die Beine. »Fühlt sich aber an, als ob du kannst.«

Michael hielt den Atem an. Sein Blick wanderte über die Hügel ihrer kleinen Brüste zu den Warzen. Er spürte, wie seine Zunge zwischen den Lippen hervorglitt, konnte schon beinahe fühlen, wie es wäre, wenn er diese Warzen in den Mund nahm.

Sie zog den Reißverschluss seiner Hose auf und griff hinein. »Gefällt dir das?«, fragte sie und ließ den Daumen auf ihm kreisen.

»O Gott«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Ja.«

21

*Decatur City Observer, 19. Juni 1985*

## **ZEUGEN IM FINNEY-MORD GESUCHT**

Im Fall der ermordeten Mary Alice Finney bittet die Polizei eventuelle Zeugen, sich zu melden. Das Mädchen wurde am letzten Sonntag tot in ihrem Haus in Decatur aufgefunden. Polizeichef Harold Waller gab bei einer Pressekonferenz bekannt, dass Mary Alice früher an diesem Abend mit Freunden zur Lenox Square Mall ging. Die Fünfzehnjährige wurde zum letzten Mal gesehen, als sie mit einem Fremden eine Party verließ. Das DeKalb County Police Department bittet nun jeden, der das Mädchen entweder gesehen oder Informationen über den Fremden hat, sich zu melden. Die Familie verweigert jedes Interview, aber Paul Finney, stellvertretender Bezirksstaatsanwalt für das DeKalb County und der Vater des ermordeten Mädchens, bat in einer formellen Erklärung um strikte Beachtung der Privatsphäre. Gut unterrichtete Quellen geben an, Sally Finney, die Mutter des Mädchens, habe ihre Tochter gefunden, als sie sie für den Kirchgang wecken wollte.

### **Kapitel 3**

Michael fühlte sich beschissen. Verdammt, er war beschissen.

Das erste Mal mit Cynthia konnte man als Unfall bezeichnen. Michael wusste, dass das nur eine lahme Ausrede war. Es war ja nicht so, als würde man einfach stolpern, und als Nächstes stellt man fest, dass man in einer Muschi steckt, aber so in der Richtung dachte Michael wirklich. Phil hatte eines Abends aus Kalifornien angerufen und war verzweifelt, weil er Cynthia nicht erreichen konnte. Der Mann war ständig unterwegs. Er verkaufte Damenstrümpfe an die großen Warenhäuser und schob dabei wohl auch die eine oder andere Nummer. Michael hatte keine Beweise dafür, aber er hatte drei Jahre lang für die Sitte gearbeitet und kannte diese Art von Vertretern, die sich auf Reisen immer beim örtlich verfügbaren Frischfleisch bedienten. Die dauernden Anrufe bei Cynthia dienten eher zur Beruhigung seines schlechten Gewissens, waren Phils Versuche, sie zu kontrollieren, wenn er sich schon selber nicht kontrollieren konnte.

Gina hatte damals Nachschicht gearbeitet und bereits angefangen, Michael die kalte Schulter zu zeigen, wenn er sich ihr zuwandte. Tims Probleme wurden immer offensichtlicher, und ihre Reaktion darauf war, dass sie sich in die Arbeit stürzte und Doppelschichten fuhr, weil sie es nicht ertragen konnte, nach Hause zu kommen und sich um ihren behinderten Sohn zu kümmern. Michael war krank vor Kummer, erschöpft, weil er sich nachts in den Schlaf weinte, und verdammt einsam.

Cynthia war verfügbar und mehr als bereit, ihn von seinen Sorgen abzulenken. Nach diesem ersten Mal hatte er sich gesagt, es werde nicht wieder vorkommen - und das tat es auch

22

nicht, für mindestens ein Jahr. Michael hatte seine Arbeit und Tim, und das war alles, woran er dachte, bis zu diesem Tag im letzten Frühling, als Cynthia Gina erzählte, dass ihr Spülbecken undicht sei.

»Geh rüber und reparier es für sie«, hatte Gina zu Michael gesagt. »Phil ist nie da. Die arme Kleine hat keinen Menschen, der sich um sie kümmert.«

Michael war nicht verliebt in Cynthia und auch nicht so dumm zu glauben, dass sie für ihn solche Gefühle hegte. Im reifen Alter von vierzig hatte er gelernt, dass eine Frau, die einem bereitwillig einen blies, so oft sie einen sah, nicht verliebt war - sondern auf der Suche nach irgendetwas. Vielleicht liebte sie den Kick, Michael in Phils Bett zu bumsen. Vielleicht liebte sie es auch, Gina durchs Küchenfenster zu sehen und zu wissen, dass sie sich etwas nahm, das einer anderen Frau gehörte. Michael konnte es sich nicht leisten, lange über ihre Motive nachzudenken. Seine eigenen kannte er nur zu gut. In diesen fünfzehn oder zwanzig Minuten, die er nebenan verbrachte, war sein Hirn

völlig leer, und er dachte weder an die Rechnungen der Spezialisten noch an die Raten für die Hypothek, noch an den Anruf der Kreditkartengesellschaft, die anfragte, wann sie mal wieder etwas Geld erwarten könne. Michael dachte einfach nur an Cynthias perfekten kleinen Mund und seine eigene Lust. Eines Tages würde sie allerdings etwas verlangen. Er war nicht so blöd, das zu vergessen.

»Yo, Mike!«, rief Leo und klopfte mit den Knöcheln auf Michaels Schreibtisch.

»Wach auf.«

»Was ist los?«, fragte Michael und setzte sich auf. Das Revier war leer bis auf die beiden, und Greer hatte sich bei heruntergelassenen Jalousien in seinem Büro eingeschlossen.

Michael deutete zu der geschlossenen Tür. »Holt er sich da drin mal wieder einen runter?«

»Hat 'nen Kerl vom GBI bei sich, der aussieht wie Lurch aus der Addams Family.«

23

»Warum?«, fragte Michael, aber er wusste, warum. Gestern Abend hatte Greer gesagt, er werde sich bei diesem Fall Hilfe von außen holen, und das Georgia Bureau of Investigation war die nächste Sprosse auf der Hierarchieleiter.

»Er bespricht sich nicht mit mir«, sagte Leo, setzte sich auf Michaels Tischkante und brachte dabei Papiere durcheinander. Er tat das immer, egal, wie oft Michael es ihm verbot.

»Probleme mit der Alten gestern Nacht?«, erkundigte sich Leo.

»Nein«, log Michael und ließ den Blick durch den Bereitschaftssaal streifen. Er war deprimierend und dunkel, und durch die Fensterwand schaute man hinaus auf den schmutzigen Home-Depot-Baumarkt, der die Morgensonnen aussperrte. Die City Hall East war ein ehemaliges Sears-Kaufhaus, ein zwölfstöckiges Gebäude am Anfang einer Kurve in der Ponce de Leon Road, das einen ganzen Block einnahm. Ein Eisenbahngleis trennte es von einer alten Ford-Fabrik, die in Luxuslofts umgewandelt worden war. Der Staat hatte das verlassene Sears-Gebäude vor Jahren gekauft und verschiedene Behörden darin untergebracht. Es gab mindestens dreißig verschiedene Dienststellen und über fünfhundert städtische Angestellte. Michael arbeitete seit zehn Jahren dort, aber abgesehen von dem stets überfüllten Parkplatz kannte er nur die drei Stockwerke, die das Atlanta Police Department benutzte, und die Leichenhalle.

»Yo«, wiederholte Leo und klopfte noch einmal auf den Schreibtisch.

Michael stieß sich mit dem Stuhl vom Tisch ab, um ein Stück von Leo wegzukommen. Denn Leo, der Kette rauchte und regelmäßig Schlucke aus der Flasche in seinem Spind nahm, hatte einen Atem wie ein Hundefurz. »Träumst du von irgendeiner Muschi?«

»Halt's Maul«, blaffte Michael, weil Leo seiner Meinung nach zu sehr ins Schwarze getroffen hatte.

»Ich hab mir überlegt, später mal Ken zu besuchen.« Leo

24

zog eine Mandarine aus der Tasche und schälte sie. »Wie geht's ihm?«

»Okay«, antwortete Michael, doch in Wahrheit hatte er mit Ken eine ganze Woche lang nicht gesprochen. Sie waren eine Weile Partner gewesen und befreundet, bis Ken sich eines Tages an den Arm gefasst hatte und zu Boden gegangen war. Er hatte Michael gerade von einer großartigen Frau erzählt, die er am Abend zuvor kennengelernt hatte, und im ersten Augenblick dachte Michael, dieses Umkippen sei eine Art Witz gewesen. Dann hatte Ken angefangen zu zucken. Sein Mund klappte auf, und er pinkelte auf dem Boden des Bereitschaftssaals in die Hose. Dreiundfünfzig Jahre und plötzlich ein Schlaganfall wie ein alter Mann. Die ganze rechte Seite seines Körpers war hinüber, Arm und Bein so nutzlos wie eine nasse Zeitung. Sein Mund war permanent verzerrt, so dass ihm Sabber aufs Kinn tropfte wie einem Baby. Keiner von der Truppe wollte ihn sehen oder hören, wie er versuchte zu sprechen. Ken erinnerte sie daran, was die meisten von ihnen vielleicht erwartete. Zu viele Zigaretten, zu viel Alkohol, zwei oder drei in die Brüche gegangene Ehen, und alles endete damit, dass man seine einsamen alten Tage katatonisch vor der Flimmerkiste in irgendeinem beschissenem staatlichen Pflegeheim verbrachte.

Greers Tür ging auf, und ein schlaksiger Mann in einem dreiteiligen Anzug kam heraus. Er trug eine lederne Aktentasche, die in seiner riesigen Hand wie eine Briefmarke aussah. Michael begriff, warum Leo ihn Lurch genannt hatte. Er war groß, über eins neunzig, und dürr wie eine Bohnenstange. Auch seine Oberlippe sah komisch aus, als hätte man sie ihm aufgeschlitzt und schief wieder zusammengenäht. Leo hatte allerdings, wie üblich, die falsche Fernsehserie erwischt. Mit zwei Knubbeln links und rechts am Hals hätte der Kerl bei den *Munsters* mitspielen können.

»Ormewood«, sagte Greer und winkte ihn zu sich. »Das ist Special Agent Will Trent vom CAT.«

24

Leo entfaltete seinen üblichen Charme. »Was, zum Teufel, ist CAT?«

»Special Criminal Apprehension Team«, erklärte Greer. Eine Sondereinheit zur Verbrechensfrüherkennung und -bekämpfung.

Michael konnte beinahe spüren, wie Leo sich anstrengen musste, um nicht darauf hinzuweisen, dass die Abkürzung ja SCAT lauten müsse. Es gab nicht viel, was seinen Kollegen verstummen ließ, aber Trent stand sehr dicht bei Leo und überragte ihn um fast dreißig Zentimeter. Die Hände des staatlichen Ermittlers waren groß genug, um Leos Kopf zu umklammern und ihn zu zerdrücken wie eine Kokosnuss.

Leo war ein Idiot, aber blöd war er nicht.

Trent sagte: »Ich gehöre zu einer Sondereinheit des Georgia Bureau of Investigation, die gegründet wurde, um örtliche Strafverfolgungsbehörden bei der Identifikation und Verhaftung von Gewaltkriminellen zu unterstützen.

Hier bin ich allerdings ausschließlich als Berater tätig.«

Er redete, als würde er aus einem Lehrbuch vorlesen, und sprach jedes Wort sehr sorgfältig aus. Mit seiner Sprache und seinem dreiteiligen Anzug hätte der Kerl auch ein Professor sein können.

»Michael Ormewood.« Michael ließ sich erweichen und streckte die Hand aus. Trent fasste sie, nicht zu fest, aber auch nicht schlaff, als würde er einen Fisch halten. »Das ist Leo Donnelly«, sagte nun Michael, da Leo damit beschäftigt war, sich eine halbe Mandarine in den Mund zu stopfen, so dass ihm der Saft über den Handrücken lief.

»Detective.« Trent nickte Leo flüchtig zu. Er schaute auf die Uhr und sagte dann zu Michael: »Die Autopsieergebnisse sind erst in einer Stunde fertig. Ich würde gern unsere Notizen vergleichen, wenn Sie mal kurz Zeit haben.« Michael sah zu Greer und fragte sich, was sich in den letzten zwei Minuten in der Nahrungskette verändert hatte. Er bekam

25

allmählich das Gefühl, dass man ihn ganz nach unten durchgeschoben hatte, und das gefiel ihm überhaupt nicht.

Greer drehte ihnen den Rücken zu und watschelte in sein Büro zurück. Bevor er die Tür schloss, rief er noch »Haltet mich auf dem Laufenden« über die Schulter.

Einen Augenblick musterte Michael Trent. Der Staatsbulle sah überhaupt nicht aus wie ein Polizist. Trotz seiner Größe besaß er keine wirkliche Präsenz. Mit einer Hand in der Hosentasche stand er da, völlig entspannt, beinahe lässig. Ihm fehlte das Auftreten eines Gangsterjägerprofis, eines Mannes, der es gewohnt war, jeden Abschaum dieser Welt hinter Schloss und Riegel zu bringen.

Michael starrte den Mann an und überlegte, was passieren würde, wenn er dem Arschloch einfach sagte, er solle Leine ziehen. Nach seinem Streit mit Gina heute Morgen und der Nummer mit Cynthia hatte er jetzt das Gefühl, jemandem eine faire Chance geben zu sollen. Er deutete mit der Hand zur Tür. »Besprechungszimmer ist da hinten.«

Trent lief den Gang entlang. Michael folgte ihm, betrachtete die Schultern des Mannes und fragte sich, wie der es ins GBl geschafft hatte. Normalerweise waren die Staatsbulle Adrenalinjunkies, ihre Körper so voll mit Testosteron, dass ihnen ständig der Schweiß auf der Stirn stand.

»Wie lange sind Sie schon dabei?«, fragte Michael.

»Zwölf Jahre.«

Michael schätzte, dass Trent mindestens zehn Jahre jünger war als er, aber das verriet ihm nicht, was er wissen wollte. »Ex-soldat?«

»Nein«, antwortete Trent und öffnete die Tür zum Besprechungszimmer. In diesem Zimmer waren die Fenster tatsächlich sauber, und im Sonnenlicht entdeckte Michael nun eine zweite Narbe auf einer Seite von Trents Gesicht. Von rosa zu fast weiß verblasend, lief sie vom Ohr parallel zur Drosselvene am Hals entlang und verschwand dann in seinem Kragen.

26

Da hatte ihn jemand ziemlich tief aufgeschlitzt.

»Golfkrieg«, sagte Michael und klopfte sich auf die Brust, weil er glaubte, den Mann so vielleicht aus der Reserve zu locken. »Und Sie waren sicher nicht dabei?«

»Nein«, erwiderte Trent und setzte sich an den Tisch. Er öffnete seine Aktenmappe und zog einen Stapel kräftig bunter Aktendeckel heraus. Im Profil sah Michael jetzt, dass Trents Nase mindestens zweimal gebrochen war, und er fragte sich, ob der Mann vielleicht Boxer war. Doch dafür war sein Körper zu schlank, das Gesicht zu kantig. Was in seiner Vergangenheit auch passierte sein mochte, der Mann hatte etwas an sich, das Michael nervös machte.

Trent blätterte in den Akten und brachte sie in eine Art Ordnung, als er bemerkte, dass Michael noch immer stand. »Detective Ormewood, ich gehöre zu Ihrem Team«, sagte er.

»Tatsächlich?«

»Ich will mir hier keine Gloriole verdienen«, erklärte Trent, auch wenn Michaels Erfahrung nach das »G« in GBl genau das bedeutete. Die Jungs standen in dem Ruf daherzukommen, die halbe Arbeit zu machen und den ganzen Ruhm einzuheimsen.

Trent fuhr fort: »Ich will niemandem das Rampenlicht streitig machen oder in den Nachrichten zu sehen sein, wenn wir den bösen Buben fangen. Ich will Sie einfach nur bei Ihrer Arbeit unterstützen und dann wieder verschwinden.« »Wie kommen Sie drauf, dass ich Unterstützung brauche?«

Trent blickte von seinen Akten hoch und musterte Michael kurz. Dann schlug er einen grell pinkfarbenen Aktendeckel auf, drückte ihn platt und schob ihn Michael zu. »Julie Cooper aus Tucker«, sagte er und nannte den Namen einer Stadt, die etwa zwanzig Meilen von Atlanta entfernt lag. »Fünfzehn Jahre. Sie wurde vor vier Monaten vergewaltigt und beinahe zu Tode geprügelt.« Michael nickte und blätterte in der Akte, machte sich jedoch nicht die Mühe, die Details zu lesen. Dann kam er zum Foto des

27

Opfers und hielt inne. Lange blonde Haare, dick aufgetragener Lidschatten, zu viel Lippenstift für ein Mädchen dieses Alters.

Trent schlug einen weiteren Aktendeckel auf, diesmal einen neongrünen. »Anna Linder, vierzehn, aus Snellville.«

Knapp nördlich von Tucker.

»Am dritten Dezember letzten Jahres wurde Linder entführt, als sie ihre Tante besuchen wollte, die nur ein paar Häuser von ihrem entfernt wohnt.« Trent gab Michael die Akte. »Vergewaltigt, verprügelt, die gleiche Vorgehensweise.«

Michael blätterte in der Akte, bis er das Foto gefunden hatte. Linders Haare waren dunkel, die Prellungen im Bereich ihrer Augen noch dunkler. Er nahm das Foto des Mädchens zur Hand und betrachtete es eingehend. Der Mund sah ziemlich übel zugerichtet aus, die Lippen waren aufgeplatzt, eine Blutspur lief zum Kinn. Sie hatte irgendein Glitzerzeug auf dem Gesicht, das im Blitzlicht der Kamera leuchtete.

»Man fand sie am nächsten Tag im Stone Mountain Park, wo sie sich in einem Graben versteckt hatte.«

»Okay«, sagte Michael, der auf die Verbindung zu ihrem Fall wartete. »Beide Mädchen geben an, von einem Mann überfallen worden zu sein, der eine schwarze Skimaske trug. Trent legte ihm nun einen orangefarbenen Aktendeckel vor, in dem das Foto mit einer Büroklammer an die oberste Seite geheftet war. »Dawn Simmons aus Buford.«

Michael musste zweimal hinschauen, denn das Mädchen konnte kaum älter als zehn Jahre sein. »Sie ist jünger als die anderen«, sagte er, angewidert von dem Gedanken, dass irgendein kranker Perverser dieses Kind angefasst hatte. Sie war nicht viel älter als Tim.

»Sie wurde vor sechs Monaten überfallen«, berichtete Trent. »Sie gibt an, dass ihr Angreifer eine schwarze Skimaske trug.«

Michael schüttelte den Kopf. Buford war eine Stunde entfernt, und das Mädchen war zu jung. »Zufall.«

28

»Das glaube ich auch«, entgegnete Trent. »Solche Kerle bewegen sich nicht außerhalb ihres Betätigungsfelds.«

Michael hatte sich an den Tisch gesetzt, ohne es zu merken. Er legte das Foto der Zehnjährigen auf den Tisch und schob es Trent wieder zu, weil er das Gefühl hatte, kotzen zu müssen, wenn er es noch länger ansah. O Gott, die armen Eltern. Wie konnte man so etwas nur durchstehen?

»Was soll das heißen? Betätigungsfeld?«, fragte Michael.

Trent verlegte sich wieder auf seine Professorenstimme. »Kindervergewaltiger sind auf eine spezielle Altersgruppe fixiert. Ein Mann, der sich von Zehnjährigen angezogen fühlt, betrachtet Fünfzehn- oder Sechzehnjährige meistens schon als zu alt. Dasselbe gilt für einen Mann, der sich für Teenager interessiert. Er ist wahrscheinlich ebenso angewidert wie Sie von dem Gedanken, dass jemand ein so junges Mädchen belästigt.«

Michaels Magen zog sich zusammen. Trent sprach so sachlich darüber, als würde er übers Wetter reden. Er musste ihn einfach fragen: »Haben Sie Kinder?«

»Nein«, gab Trent zu, ohne Michael die gleiche Frage zu stellen. Vielleicht wusste er die Antwort bereits, wahrscheinlich von Greer. Michael überlegte, was dieser Mistkerl über Tim gesagt hatte.

Trent fuhr fort: »Ich habe die Eltern in all diesen Fällen angerufen, um herauszufinden, ob wir mit den Mädchen reden und von ihnen jetzt, da seit den Überfällen schon einige Zeit vergangen ist, neue Informationen bekommen können. Meiner Erfahrung nach erinnern sich die Opfer solcher Verbrechen an mehr, wenn sie bereits eine gewisse Distanz zu den Überfällen haben.« Dann fügte er hinzu: »Kann sein, dass es Zeitverschwendungen ist, kann aber auch sein, dass wir etwas erfahren, woran sie sich bei den ersten Befragungen nicht erinnern konnten.«

»Stimmt«, sagte Michael und bemühte sich, nicht verärgert zu klingen. Er hatte selber genügend Vergewaltigungen bearbeitet und brauchte keine Lektionen mehr.

28

»Ich glaube, der Täter ist ein gebildeter Mann«, erklärte Trent.

»Wahrscheinlich Mitte bis Ende dreißig. Unglücklich mit seinem Job, unglücklich mit seiner persönlichen Situation.«

Michael hielt den Mund. Seiner Meinung nach waren Täterprofile völliger Blödsinn. Von der Sache mit der Bildung abgesehen, könnte Trent über so ziemlich alle Männer in der Truppe reden. Nähme man das Vögeln der Nachbarin als Charakterisierung mit dazu, hätte er eben Michael beschrieben.

»Die Akten weisen ein klares Eskalationsmuster auf«, fuhr Trent fort.

»Cooper, das erste Opfer, wurde vor einem Kino überfallen; sehr schnell und effizient. Die ganze Sache dauerte vielleicht zehn Minuten, und alles passierte außerhalb der Reichweite der Closed-Circuit-Videoüberwachung des Kinos. Die zweite, Anna Linder, wurde direkt von der Straße weg entführt. Er brachte sie in einem Auto irgendwohin - sie weiß allerdings nicht, wohin.

Dann legte er sie direkt vor den Toren des Stone Mountain Park ab. Die Parkpolizei fand sie am nächsten Morgen.«

»Irgendwelche Reifenspuren?«

»Ungefähr zwölphundert«, antwortete Trent. »Der Park hatte eben mit seinen jährlichen weihnachtlichen Lichterspielen angefangen.«

Michael war mit Gina und Tim dort gewesen, um sich die Lichter anzusehen.

Sie fuhren jedes Jahr hin. »DNS?«, fragte Michael »Er benutzte ein Kondom.«

»Okay«, sagte Michael. Der Kerl war also kein Schwachkopf. »Was hat das alles jetzt mit meinem Mädchen von letzter Nacht zu tun?«

Trent kniff die Augen zusammen, als fragte er sich, ob Michael überhaupt ein Wort verstanden hatte. »Ihre Zungen, Detective.« Er schob ihm die Akten wieder zu. »Ihnen allen wurden die Zungen abgebissen.«

29

#### Kapitel 4

Die Zunge ist im Grunde genommen ein Stück zähes Steak«, erklärte Pete Hanson und streifte seine Latexhandschuhe über. Er hielt inne und musterte Trent. »Ich halte Sie für einen Läufer, Sir. Stimmt das?

Trent schien die Frage nicht zu überraschen. Nach zwölf Jahren bei der Truppe, dachte Michael, hatte der Mann sicher schon eine ganze Menge exzentrischer Leichenbeschauer erlebt. »Ja, Sir«, antwortete er. »Langstrecke?«

»Ja.«

»Marathon?« »Ja.«

»Habe ich mir schon gedacht.« Pete nickte ein wenig selbstgefällig, als hätte er eben einen Punkt gemacht, aber Michael war aufgefallen, dass Will Trent rein gar nichts von sich preisgegeben hatte.

Pete ging zu der Leiche zurück, die auf einem Tisch mitten im Raum lag. Aleesha Monroes Körper war mit einem weißen Laken bedeckt, nur der Kopf ragte heraus. Der dritte Wimpern-bogen war verschwunden, das Make-up entfernt worden. An der Stirn waren dicke Nähte zu sehen, wo Kopfhaut und Gesicht abgeschält worden waren, um den Schädel zu untersuchen und das Gehirn zu entnehmen.

»Schon mal auf die Zunge gebissen?«

Trent gab keine Antwort, weshalb Michael »Klar« sagte.

»Heilt ziemlich schnell. Die Zunge ist ein erstaunliches Organ -außer natürlich sie wird ganz durchtrennt. Auf jeden Fall«, fuhr er fort, »ist es nicht sehr schwer, eine Zunge durchzubeißen.« Er

30

rollte das Laken zurück, so dass der Anfang des Y-Schnitts zu sehen war, Monroes Brüste aber bedeckt blieben.

»Hier«, sagte Pete. Michael sah tief schwarze Flecken an der Schulter. »Die Verteilung der Leichenflecken sagt uns, dass sie dort starb, wo sie gefunden wurde. Auf dem Rücken liegend, auf der Treppe. Ich vermute, sie wurde geschlagen, dann vergewaltigt, und bei der Vergewaltigung biss er ihr die Zunge ab.«

Michael dachte darüber nach, stellte sie sich auf der Treppe vor, der Körper zuerst schlaff, während sie die Vergewaltigung über sich ergehen ließ, und dann die Anspannung, das Verkrampfen, als sie erkannte, was gleich passieren würde.

Schließlich meldete Trent sich zu Wort. »Können Sie von der Zunge DNS bekommen?«

»Bei dem Beruf, den sie ausübte, kann ich mir vorstellen, dass ich eine beträchtliche Menge DNS bekomme.« Pete zuckte die Achseln. »Und ich bin sicher, dass der Abstrich aus ihrer Vagina Ihnen eine ganze Schar von Verdächtigen liefern wird, aber ich vermute, Ihr Täter hat ein Kondom benutzt.«

»Warum?«

»Puder«, antwortete Pete. »Auf ihrem rechten Schenkel fanden wir eine Spur Maisstärke.«

Michael wusste, dass Gummis oft mit Puder bestäubt waren, damit man sie leichter handhaben konnte. Alle Kondomhersteller benutzten die gleichen Bestandteile, eine Zurückführung auf einen einzelnen Hersteller war also unmöglich. Und es würde die Ermittlungen auch kaum weiterbringen, wenn man wüsste, ob der Täter ein Trojan oder ein Ramses benutzt hatte.

»Ich nehme auch an, dass es ein Gleitmittel hatte«, fügte Pete hinzu. »Es gab Spuren eines Präparats, das nicht unvereinbar ist mit Nonoxynol-9.« Trent schien das interessant zu finden. »Gab es auch Spuren davon auf der Treppe?«

»Ich habe keine gefunden.«

»Dann muss er irgendwo anders Sex mit ihr gehabt haben,«

31

meinte Trent. »Wahrscheinlich in der Wohnung, und zwar vor dem Kampf im Treppenhaus.«

Michael blendete sich aus. Eine Hure wie Monroe warf ihr schwer verdientes Geld nicht für Extravaganzen wie Gleitmittel und Spermizide zum Fenster hinaus. Lieber die Zähne zusammenbeißen und die Kohle sparen. Und sich über die Folgen später den Kopf zerbrechen.

Michael sagte: »Das Kondom muss vom Täter gewesen sein.«

Trent schaute überrascht, als würde ihm erst jetzt wieder einfallen, dass Michael anwesend war. »Das ist möglich.«

Michael erklärte es ihm. »Der Täter hatte nicht vor, sie umzubringen. Sonst hätte er sich kaum ein so teures Kondom besorgt, oder?«

Trent nickte, schwieg jedoch.

»Nun gut.« Pete beendete das Schweigen. »Wie ich eben gesagt habe...« Um seinen Vortrag wiederaufzunehmen, öffnete er nun den Mund der Frau und zeigte auf den Zungenstummel, »...die Zunge enthält keine größeren Arterien bis auf die Zungenarterie, die sich verzweigt wie Wurzeln eines Baums, wobei die Verästelungen an den Enden spitz zulaufen. Um an sie heranzukommen, müsste man ein ganzes Stück in den Mund hinein, und dann könnte man seine Zähne nicht mehr benutzen.« Er runzelte die Stirn und überlegte einen Augenblick. »Stellen Sie sich einen Dackel vor, der versucht, sein Schnauze in einen Dachsbau zu stecken.«

Michael wollte es nicht, aber das Bild ging ihm nicht mehr aus dem Kopf, und das schrille Kläffen gellte ihm in den Ohren.

»In diesem Fall, fuhr Pete fort, »trennte der Biss das Frenulum linguae vom Organ und durchtrennte den Ductus subman-dibularis.« Er öffnete nun seinen Mund, hob die Zunge an und deutete auf das schmale Bändchen an der Unterseite. »Die Entfernung der Zunge ist an und für sich noch keine lebensbedrohende Verletzung. Das Problem ist, sie fiel auf den Rücken. Vielleicht wirkten sich der Schock des Vorfalls oder die verschie

31

denen chemischen Substanzen in ihrem Körper auf ihren Zustand aus. Infolge davon wurde sie ohnmächtig. Im Verlauf von einigen Minuten staute sich das Blut aus der abgetrennten Zunge in ihrer Kehle. Meine offizielle Todesursache wird lauten: Erstickung infolge Blockade der Luftröhre durch Blut, was zu einem Atemstillstand führte, bedingt durch Ausblutung nach der traumatischen Amputation der Zunge.«

»Aber«, wandte Michael ein, »er wollte nicht, dass sie stirbt.«

»Es gehört nicht zu meinen Aufgaben, mir auszumalen, was im Hirn eines Mannes vorgeht, der einer Frau die Zunge abbeißt. Aber wenn ich ein Zocker wäre, und meine Exfrauen werden Ihnen sagen, dass ich einer bin, dann ja. Ich würde davon ausgehen, dass der Angreifer sie nicht töten wollte.«

»Wie bei den anderen«, sagte Trent.

»Es gibt noch mehr?«, fragte Pete mit plötzlichem Interesse. »Ich habe noch von keinem Fall gehört, der Ähnlichkeiten mit diesem aufweist.«

»Es gibt noch zwei Mädchen, von denen wir wissen. Dem ersten wurde in die Zunge gebissen, aber sie wurde nicht vollständig abgetrennt und konnte wieder angenäht werden. Danach ging es ihr gut - relativ gut. Das zweite Mädchen verlor ihre Zunge. Es war zu viel Zeit vergangen, um sie wieder risikolos anzunähen.«

Pete schüttelte den Kopf. »Armes Ding. Sind das neuere Fälle? Ich habe nichts darüber gelesen.«

»Der erste Überfall passierte auf Staatsgrund, und wir konnten ihn geheim halten. Die Eltern des zweiten Mädchens sperrten die Presse aus, und die Beamten vor Ort hielten die Details unter Verschluss. Wenn keiner den Mund aufmacht, gibt es keine Story.«

»Was ist mit dem dritten Fall?« Michael musste diese Frage einfach stellen.

»Dem kleinen Mädchen.«

Trent informierte Pete über diesen Fall. »Meiner Meinung nach hat sie sich selbst gebissen«, schloss er. »Sie ist sehr jung,

32

zehn Jahre alt. Sie muss eine entsetzliche Angst gehabt haben. Die örtliche Polizei ist gut, hat aber mit dieser Art von Gewaltverbrechen noch keine allzu große Erfahrung. Wahrscheinlich war es für die Beamten sehr schwierig, irgendetwas aus ihr herauszubekommen .«

»Mit Sicherheit«, entgegnete Pete, und Michael fragte sich, warum Trent ihm das vorenthalten habe. Vielleicht wollte er Michael auf den Zahn fühlen, sehen, ob er den Test bestand.

Scheiße, dachte Michael. Er hatte keine Lust mehr, durch irgendwelche brennenden Reifen zu springen. Er fragte den Pathologen: »Was glauben Sie, wie alt sie ist?« Er nickte in Aleesha Monroes Richtung.

»Schwer zu sagen.« Pete betrachtete das Gesicht der Frau. »Die Zähne sind ein Graus wegen der Drogen. Ausgehend von ihren schwierigen Lebensumständen und der langen Drogenabhängigkeit würde ich sie auf Ende dreißig schätzen; vielleicht älter, vielleicht jünger.« Michael schaute zu Trent. »Aber kein Teenager.«

»Eindeutig nicht«, entgegnete Pete.

»Dann haben wir also zwei Teenager dreißig Meilen entfernt und eine alte Junkienutte in Atlanta, und das Einzige, was sie verbindet, ist diese Zungenscheiße.« Er starrte Trent an, wie um ihm deutlich zu machen, worauf er hinauswollte. »Oder?«

Trents Handy klingelte. Er schaute auf den Monitor, entschuldigte sich und verließ den Raum.

Pete seufzte tief, deckte die Leiche wieder zu und steckte das Laken unter dem Kopf fest. »Heikle Situation.«

»Ja«, sagte Michael. Er beobachtete Trent durch die Glastür und fragte sich, was mit diesem Kerl eigentlich los war.

»Scheint ziemlich auf Draht zu sein«, sagte Pete und meinte Trent. »Also, ich muss sagen, ist schon mal 'ne Abwechslung, einen von deinen Landsleuten so elegant gekleidet zu sehen.«

»Was?«, fragte Michael. Er hatte Trent beobachtet und versucht, von dem Anruf etwas mitzubekommen.

33

»Der Anzug«, erläuterte Pete. »Macht Eindruck.«

»Wie ein Leichenbestatter«, erwiderte Michael und dachte, dass Pete auch nicht gerade aussah wie ein Model für GQ. Seine Labormäntel waren immer gestärkt und sauber, aber nur deshalb, weil die Stadt sich um die Reinigung kümmerte. Darunter trug Pete meist Jeans und ein zerknittertes Button-down-Hemd mit weit offenem Kragen, der seine graue Brustbehaarung sehen ließ, und ein Goldmedaillon, das sich nicht einmal die Bee Gees ungeniert umhängen würden.

»Ziemlichdürftige Verbindung«, sagte Pete. »Zwischen den drei Fällen.«

»Erzähl mir nichts.«

»Aber nachdenklich macht einen das schon, dass allen die Zunge abgebissen wurde. Nicht gerade eine häufige Masche.« Er griff nach der Beweismitteltüte mit der Zunge und hielt sie in die Höhe, als hätte Michael letzte Nacht nicht

schon genug davon gesehen. »Ich muss sagen, in all den Jahren, die ich das hier schon mache, ist mir so was noch nie untergekommen. Bissspuren ja. Ich sage immer, wenn man einen wissenschaftlichen Beweis will, dass wir von Tieren abstammen, dann muss man sich nur ein durchschnittliches Vergewaltigungsoptiker anschauen.« Pete legte die Zunge neben Monroes Arm. »Bissspuren waren überall auf ihren Brüsten und ihren Schultern. Ich habe mindestens zweihundzwanzig gezählt. Ich glaube, es ist ein ganz animalischer Instinkt, bei einem gewalttätigen Angriff zuzubeißen. Hunde und Katzen in freier Wildbahn tun es.« Er kicherte. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie viele abgebissene Brustwarzen ich schon gesehen habe. Fünf oder sechs Fälle von abgerissener Klitoris. Ein Finger...« Er lächelte Michael an. »Wenn diese Monster nur Hörner hätten, dann wäre es viel einfacher, sie zu finden.« Michael gefiel nicht, wie der Pathologe ihn ansah, und auf keinen Fall wollte er dessen Meinung über Sexualstraftäter hören. So sagte er: »Wenn Trent sich ausgequasselt hat, dann sag ihm, ich bin unten.«

34

Er verließ den Raum durch den Notausgang und lief die Treppen hinunter. Am liebsten wäre er in sein Auto gestiegen und hätte Trent Trent sein lassen, aber er hatte nicht vor, es sich mit dem Kerl zu verscherzen. Auch wenn Greer ihn nicht angefordert hatte, war Michael nicht so blöd, sich ein gut gekleidetes Arschloch vom GBl zum Feind zu machen.

»Wo brennt's denn?«, fragte Leo. Er stand am Fuß der Treppe und rauchte eine Zigarette.

»Gib mir eine«, sagte Michael.

»Dachte, du hast aufgehört.«

»Bist du meine Mutter?« Michael griff in Leos Hemdtasche und zog das Päckchen heraus.

Leo gab ihm Feuer, und Michael nahm einen tiefen Zug. Sie standen im Garagengeschoss des Gebäudes. Der Gestank nach Auspuffgasen und Gummi war überwältigend, aber der Zigarettenrauch, der in Michaels Nase brannte, überdeckte ihn ein wenig.

»Und«, setzte Leo an, »wo ist der Wichser?«

Michael blies Rauch aus und spürte, wie das Nikotin ihn beruhigte. »Oben bei Pete.«

Leo machte ein finsternes Gesicht. Pete hatte ihn nach einem wie üblich unpassenden Witz aus der Leichenhalle verbannt. »Ich war im Archiv.«

Michael blinzelte am Rauch vorbei. »Und?«

»Will Trents Akte ist versiegelt.«

»Versiegelt?«

Leo nickte.

»Wie kriegt man seine Akte versiegelt?« »Keine Ahnung.«

Beide rauchten eine Weile schweigend und in Gedanken versunken. Michael starnte auf den mit Zigarettenkippen übersäten Boden. Im ganzen Gebäude herrschte striktes Rauchverbot, aber einem Haufen Polizisten das Rauchen zu verbieten war so, als würde man einem Affen verbieten, mit Scheiße zu werfen.

35

Michael fragte: »Warum hat Greer ihn angefordert? Ihn persönlich. Dieses SCAT-Team, was für ein Drecksladen das auch sein mag.«

»Greer hat ihn nicht angefordert.« Leo hob die Augenbrauen, als würde ihm die Heimlichtuerei Spaß machen. »Als Greer zur Arbeit kam, saß Trent bereits in seinem Büro.«

Michael spürte sein Herz plötzlich schneller schlagen. Das Nikotin machte ihm zu schaffen, ihm war schon ein wenig schwindlig. »So läuft das aber nicht. Die Staatsjungs können nicht einfach daherkommen und einen Fall übernehmen. Sie müssen angefordert werden.«

»Also gestern Nacht klang's für mich, als wollte Greer ihn sowieso dazuholen. Ist doch egal, wie es dann konkret abgelaufen ist.«

»Schon gut.« Trotz Leos Scheißverhalten Leuten gegenüber kannte er Unmengen von Kollegen in der Truppe. Auf seine Art hatte er die Kontaktpflege zur Kunstform erhoben, und für gewöhnlich fand er immer heraus, ob jemand Dreck am Stecken hatte.

Michael fragte: »Kannst du was über ihn herausfinden?«

Leo zuckte die Achseln und blinzelte in den Zigarettenrauch. »Sharon unten von der Zentrale kennt einen Kerl, der mal mit einer Arbeitskollegin gegangen ist.«

»Mann«, blaffte Michael, »sag doch gleich, du kennst jemand, der einen Freund hat, der jemand kennt, der einen Freund hat, der....«

»Willst du es hören oder nicht?«

Michael verkniff sich, was er eigentlich hatte sagen wollen. »Schieß los.«

Leo ließ sich Zeit, drehte die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger, nahm einen Zug und ließ den Rauch langsam aus dem Mund quellen. Michael war kurz davor, ihn zu erwürgen, als Leo endlich den Mund aufmachte:

»Wie's heißt, ist er ein guter Polizist. Macht sich nicht gerade viele Freunde...«

35

»Im Ernst?«

»Ja.« Leo kicherte, hustete und schmatzte dann mit den Lippen.

Michael betrachtete die Zigarette in seiner Hand, und der Magen drehte sich ihm um.

Leo zögerte, weil er Michaels volle Aufmerksamkeit wollte. »Er hat eine Auflösungsrate von neunundachtzig Prozent.«

Michael wurde schlecht, aber nicht wegen des Rauchs. Die Bundesregierung hatte in ihrer unendlichen Weisheit von jeder Polizeieinheit die Ermittlung der Auflösungsrate - die Zahl gelöster Fälle - gefordert, damit irgendein Sesselfurzer in Washington die Effektivitätsfortschritte in seinen kleinen Diagrammen verfolgen konnte. Offiziell hieß das Rechenschaftsbericht, aber für die meisten Polizisten war das nur ein Haufen unnötiger, zusätzlicher Papierkram. Jeder Idiot hätte voraussagen können, dass das zu massiven Rangeleien zwischen den Detectives führen würde, und Greer heizte die noch an, indem er die Ratings jeden Monat ans Schwarze Brett hängte.

Trent hatte sie alle um etwa zwanzig Punkte geschlagen.

»Na ja«, meinte Michael und zwang sich zu einem Grinsen. »Ist nicht schwer, einen Fall zu lösen, wenn man ihn von einem Kollegen übernimmt, der die ganze Arbeit schon gemacht hat.«

»Diese SKIT-Sache ist für ihn auch ganz neu.«

»SCAT«, korrigierte ihn Michael, obwohl er wusste, dass Leo ihn nur aus der Reserve locken wollte.

»Wie auch immer«, murmelte Leo. »Will damit sagen, dass Trent Kapitalverbrechen bearbeitete, bevor er von dort weggeholt wurde.«

»Schön für ihn.«

»Vor ein paar Jahren hatte er einen Riesenfall zusammen mit einer Tussi, ging um Kindsmisshandlungen.« »Hat die Tussi einen Namen?«

Leo zuckte noch einmal die Achseln. »Ein paar Kerle schnappten sich unten in Florida Kinder und tauschten sie mit ihren

36

Kumpels in Montana. Ging alles von Hartsfield aus, die schleusten die Kinder da durch wie Vieh. Das Team deines Kumpels knackte den Fall in nur einem Monat. Die Tussi bekam eine Riesenbeförderung, Trent blieb, wo er war.«

»Er war der Teamleiter?«

»Ja.«

»Warum wurde er nicht befördert?« »Das musst du *ihm* fragen.«

»Wenn ich ihn fragen könnte, würde ich hier nicht mit dir reden.«

Leos Augen blitzten auf, als hätte man seine Gefühle verletzt. »Mehr weiß ich nicht, Mann. Trent ist absolut sauber, weiß genau, was er tut. Wenn du mehr

erfahren willst, musst du jemanden in der Innenstadt anrufen und es selbst herausfinden.«

Michael starrte seine Zigarette an. Gina würde ihn umbringen, wenn sie sähe, dass er rauchte. Sie würde es an seinen Händen riechen, sobald er nach Hause kam.

Er warf die Kippe auf den Boden und drückte sie mit dem Absatz aus.

»Arbeitet Angie eigentlich immer noch bei der Sitte?«

»Polaski?«, fragte Leo ungläubig. »Was willst du denn mit dieser Pollackin?«

»Beantworte meine Frage.«

Leo nahm sich eine neue Zigarette und zündete sie an der alten an. »Ja. Soweit ich weiß.«

»Wenn Trent mich sucht, sag ihm, ich treffe ihn in ein paar Minuten hier unten.«

Michael räumte Leo nicht die Zeit für eine Erwiderung ein. Er sprintete die Treppe in den dritten Stock hoch. Sein Atem rasselte, als er dort die Tür öffnete. Die Sitte arbeitete vorwiegend nachts auf den Straßen, deshalb saß die Hälfte der Truppe im Bereitschaftssaal und erledigte den Papierkram für die Aktionen der letzten Nacht. Angie hatte offensichtlich als Lockvogel gearbeitet. Sie trug ein Halter-Top, das zehn Zentimeter über ihrem Nabel endete, und auf ihrem Schreibtisch lag eine blonde Perücke.

37

Er wartete, bis sie den Kopf hob, und als sie es tat, war sie nicht gerade glücklich, ihn zu sehen. Als Michael auf sie zuging, lehnte sie sich in ihrem Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. Ihr Rock war so kurz, dass er rein aus Anstand wegschaute.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie. »Mann, du siehst vielleicht beschissen aus.«

Michael fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Er schwitzte nach dem Sprint die Treppe hoch. Der Rauch steckte ihm noch in der Lunge, und sein Husten klang fast wie ein Todes-röcheln. Wenn er so weitermachte, saß er bald neben Ken in einem Rollstuhl.

»Muss mal kurz mit dir reden«, sagte er.

Sie musterte ihn argwöhnisch. »Worüber?«

Michael beugte sich über ihren Schreibtisch, um das Gespräch unter vier Augen zu führen.

»Äh-äh«, machte sie und schob ihn im Aufstehen zurück. »Gehen wir auf den Korridor.«

Er folgte ihr und spürte, dass der Rest der Truppe sie beobachtete. Tatsächlich hatte Michael sehr gern bei der Sitte gearbeitet. Man betrachtete die Mädchen, verhaftete die Freier, selten wurde auf einen geschossen, und so gut wie nie musste man Eltern sagen, dass man ihren Sohn oder ihre Tochter als Was-serleiche im Chattahoochee gefunden habe. Er war nicht weggegangen, weil er es wollte. Angie hatte sich für ihn zum Problem entwickelt. Sie waren nicht gerade gut miteinander ausgekommen, und dass sie jetzt überhaupt mit ihm sprach, war so ziemlich die größte Überraschung, die er sich vorstellen konnte.

Sie zupfte an ihrem Rock, als sie in eine Nische gegenüber den Aufzügen trat. Neben ihr brummte ein uralter Verkaufsautomat, die Lämpchen flackerten.

Sie fragte: »Bist du hier, um über Aleesha Monroe zu reden?«

»Die Nutte?« Er hatte überhaupt nicht daran gedacht, sich ihre Akte vorzunehmen.

38

»Erinnerst du dich nicht an sie?«, fragte Angie. »Wir haben sie ein paarmal hopsgenommen, bevor sie sich mit Baby G zusammentat.«

»Doch«, antwortete Michael, aber eigentlich konnte Angie nicht erwarten, dass er sich an jede Einzelne der vielen Nutten erinnerte, die sie bei ihren Wochenendrazzien festgenommen hatten. An einigen Samstagabenden mussten sie sogar einen Transporter anfordern, um die Mädchen aufs Revier zu schaffen. Ein paar Stunden später standen dann Taxis vor dem Revier Schlange, um sie sofort wieder zu ihren Standplätzen zu bringen.«

»Ich wollte nur...«, setzte Michael an.

Hinter ihm klickte eine Aufzugtür. Michael warf einen Blick über die Schulter und sah Will Trent.

»Scheiße«, murmelte er.

»Kit Kat«, sagte Trent, und Michael brauchte eine ganze Weile, bis er kapierte, was der Kerl meinte. Trent stand vor dem Verkaufsautomaten und suchte in seiner Hosentasche nach Kleingeld.

Michael beschloss, auf höflich zu machen. »Das ist Angie Polaski«, erklärte er, und dann, als wäre das anhand ihrer Kostümierung nicht schon offensichtlich, »von der Sitte.«

Trent steckte eben Münzen in die Maschine. Er nickte ihr kurz zu, doch sein Blick ging knapp an ihr vorbei. »Guten Morgen, Detective Polaski.«

»Trent ist beim GBl«, sagte Michael. »Greer hat ihn angefordert, damit er uns beim Monroe-Fall hilft.«

Michael beobachtete Trent und wartete darauf, dass der Kerl sagte, dass Greer ihn gar nicht angefordert hatte, sondern er aus eigenem Antrieb im Büro des Lieutenants erschienen war. Trent seinerseits fuhr mit dem Finger an der Glasfront des Automaten entlang und versuchte den Code unter den Kit-Kat-Riegeln zu entziffern, damit er ihn in den Tastenblock eintippen konnte. Er kniff dabei die Augen zusammen; Michael vermutete, dass der Typ eine Brille brauchte.

39

»O Mann«, murmelte Angie. »Es ist E-sechs.« Sie gab den Code selbst ein, und ihre überlangen, falschen Fingernägel klapperten auf den Plastiktasten. Zu Michael gewandt sagte sie: »Ich gehe die Monroe-Akte holen.«

Sie war unterwegs, bevor Michael etwas erwideren konnte. Er bemerkte, wie Trent ihr nachsah, auf ihren Arsch starnte, wie er sich über den High-Heels bewegte.

»Ich habe vor einiger Zeit mit ihr gearbeitet«, teilte ihm Michael mit. »Sie ist in Ordnung.«

Trent schälte die Folie von dem Schokoriegel und biss hinein.

Michael glaubte, eine Erklärung schuldig zu sein. »Ist nur ab und zu ziemlich kurz angebunden.«

»Wenn ich mich jeden Tag zur Arbeit so anziehen müsste, wäre ich wahrscheinlich auch nicht gerade bester Laune.«

Michael beobachtete Trents Unterkiefer beim Kauen. Die Narbe auf der Wange schien deutlicher hervorzutreten. »Wo haben Sie diese Narbe her?« Trent schaute auf seine Hand. »Nagelpistole«, antwortete er, und jetzt fiel Michael eine rosige Narbe auf der faltigen Haut zwischen Daumen und Zeigefinger des Mannes auf.

Das war nicht die Narbe, die Michael gemeint hatte, aber er spielte mit. »Sind Sie Heimwerker oder so was?«

»Habitat for Humanity.« Trent schob sich das letzte Stück Kit Kat in den Mund und warf das Plastik in den Abfalleimer. »Eine meiner Mitstreiterinnen hat mich mit einem galvanisierten Nagel getroffen.«

Für Michael fügte sich ein weiteres Stück ins Puzzle. Habitat for Humanity, Wohnraum für Menschen, war eine Freiwilligenorganisation, die Häuser für bedürftige Familien baute. Die meisten Polizisten entdeckten irgendwann ihre soziale Ader. Wenn man auf den Straßen arbeitete, vergaß man sehr leicht, dass es dort draußen auch gute Menschen gab. Man versuchte, diese Wunde in der eigenen Psyche zu heilen, indem man Menschen half, die wirklich hilfsbedürftig waren. Vor Tims Geburt hatte

Michael in einer Kinderbetreuungsstätte gearbeitet. Leo hatte sich als Baseballtrainer im örtlichen Jugendklub engagiert, bis man ihm sagte, dass er auf dem Spielfeld nicht rauchen dürfe.

Trent sagte: »Ich würde gern den Tatort sehen.«

»Wir haben dort schon gestern Nacht alles auf den Kopf gestellt«, erwiderte Michael. »Glauben Sie, dass wir etwas übersehen haben?«

»Überhaupt nicht«, entgegnete Trent. Michael versuchte, irgendetwas Hinterhältiges in seinem Tonfall herauszuhören, aber vergeblich. »Ich möchte einfach nur ein Gefühl für den Tatort bekommen.«

»Machen Sie das bei anderen Fällen auch?«

»Ja«, antwortete Trent. »Das habe ich bis jetzt immer getan.«

Angie kam zurück. Ihre Absätze klapperten über den Fliesenboden. Sie hielt ihnen einen gelben Aktendeckel hin. »Das ist alles, was ich über Monroe habe.«

Trent griff nicht nach der Akte, also nahm Michael sie. Er klappte den Deckel auf und sah sofort Aleesha Monroes Kopfbild. Sie war auf ihre Art attraktiv. Die Härte in ihren Augen, mit denen sie direkt in die Kamera starrte, wirkte herausfordernd. Sie schaute verärgert drein, wahrscheinlich hatte sie sich gerade ausgerechnet, wie viel sie diesmal für die Kaution würde hinblättern müssen.

»Ihr Lude ist Baby G«, erklärte Angie. »Miser Scheißkerl. Stand schon wegen tätlichem Angriff, Vergewaltigung und versuchtem Mord vor dem Kadi - hat wahrscheinlich zwei Anschläge auf zwei andere Kerle in Auftrag gegeben, aber man kann ihm einfach nichts anhängen.« Sie deutete auf ihren Mund und zeigte die Vorderzähne. »Hat eine vergoldete Beißleiste mit eingravierten Kreuzen, als wäre er Jesu Liebling.«

»Wo treibt er sich rum?«, erkundigte sich Michael.

»In den Homes«, gab sie zur Antwort. »Seine Großmutter wohnt im selben Haus wie Aleesha.«

Trent steckte wieder die Hände in die Hosentaschen und

starrte Polaski an, als käme sie direkt vom Mars. Sein Schweigen war ärgerlich, und er strahlte eine gewisse Überheblichkeit aus, als wüsste er mehr, als er sagte, und würde sich köstlich darüber amüsieren, dass sie es nicht herausfanden.

»Haben Sie dem irgendetwas hinzuzufügen?«, fragte Michael ihn.

»Es ist Ihr Fall, Detective«, antwortete Trent. Dann wandte er sich an Angie. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Ma'am«, sagte er und schenkte ihr ein Lächeln, das bei etwas weniger Herablassung hätte freundlich wirken können.

Angie sah zu Michael, dann zu Trent, dann wieder zu Michael. Sie hob eine Augenbraue, eine Frage an Michael, die er nicht beantworten konnte. »Wie auch immer«, murmelte sie und hob dann die Hand, das universelle Zeichen eines resignierten Abschieds. Sie drehte ihnen den Rücken zu, und diesmal war Michael zu sauer, um diesen Anblick zu bewundern.

»Was ist eigentlich los mit Ihnen?«, wollte er von Trent wissen.

Der Tonfall schien Trent zu überraschen. »Wie bitte?«

»Wollen Sie den ganzen Tag nur herumstehen, oder sind Sie hier, um sich auch mal die Hände schmutzig zu machen?«

»Wie ich bereits gesagt habe - ich bin nur als Berater hier.«

»Na, dann habe ich einen Rat für Sie, Mr. Berater«, sagte Michael und ballte die Fäuste so fest, dass die Nägel sich in die Handflächen gruben. »Verarschen Sie mich nicht.«

Trent schien von dieser Warnung ganz und gar nicht beeindruckt, aber da Michael den Kopf in den Nacken legen musste, um sie auszusprechen, war das nicht verwunderlich.

»Okay«, sagte Trent. Und als hätte das alle Probleme aus dem Weg geräumt, fragte er: »Hätten Sie was dagegen, noch einmal zu den Homes zu fahren? Ich möchte den Tatort wirklich gern sehen.«

41

## Kapitel 5

Alles, was Will Trent sagte und tat, ging Michael auf die Nerven, von dessen »Natürlich«, als er erklärte, er würde fahren, bis zu der Art, wie er stumm aus dem Fenster starnte, als sie auf der North Avenue zu den Homes unterwegs waren. Der GBI-Agent erinnerte ihn an diese Streberjungs in der Highschool, die immer mit Rechenschieber in der Brusttasche herumliefen und obskure Sprüche von Monty Python zitierten. Egal, wie oft er sich das Zeug auch anschaute, Michael kapierte Monty Python einfach nicht, genauso wenig wie er solche Streber wie Trent kapierte. Es gab einen Grund, warum solche Typen in der Schule immer Prügel bezogen. Es gab einen Grund, warum es Kerle waren wie Michael, die das Prügeln übernahmen.

Michael atmete tief durch und hustete dann. Seine Lunge war noch immer sauer wegen der Zigarette. Er dachte an Tim, dass sein Sohn nicht normal war, dass das Misshandlungen durch andere Jungen provozierte. Schon jetzt gab es in Tims Schule eine Gruppe von Rowdys, die ihm übel mitspielten -

ihm die Kappe stahlen oder beim Mittagessen sein Sandwich plattdrücken. Die Lehrer gaben sich Mühe, es zu unterbinden, aber sie konnten nicht immer überall sein, und einigen passte es ganz und gar nicht, dass Tim in ihre normale Schule integriert werden sollte. Vielleicht war Will Trent Michaels Nemesis. Er wurde getestet. Sei nett zu diesem Freak, dann bekommt Tim vielleicht die gleiche Chance.

»Ach«, sagte Trent und zog einen Kassettenrecorder aus seiner Jackentasche.

»Ich habe den Neunelfer-Anruf.« Er schaltete ihn ein, bevor Michael etwas erwidern konnte. Eine blecherne, schrille Stimme plärrte aus dem kleinen Lautsprecher: »Kom

42

*mense zu Haus neun inne Homes. Da wird 'ne Frau übel vergewaltigt.«*

Michael trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad und wartete, dass die Ampel auf Grün sprang. »Spielen Sie's noch mal ab.«

Trent tat es, und Michael spitzte die Ohren, versuchte Hintergrundgeräusche zu hören und Tonfall und Klangfarbe der Stimme zu deuten. Irgendetwas stimmte nicht, aber er wusste nicht so recht, was.

»Vergewaltigt«, sagte Michael. »Nicht umgebracht.«

»Die Anruferin klingt nicht verängstigt«, bemerkte Trent.

»Nein«, erwiderte Michael und gab Gas, als die Ampel umsprang.

»Ich denke mir«, sagte Trent, »wenn ich eine Frau wäre, hätte ich Angst, wenn ich sehen oder auch nur hören würde, dass eine andere Frau überfallen wird.«

»Vielleicht auch nicht«, gab Michael zu bedenken. »Wenn man in den Homes lebt, hat man diese Art von Gewalt vielleicht schon öfter erlebt.«

»Wenn das so ist«, erwiderte Trent, »warum würde ich dann überhaupt anrufen?« Er gab sich selbst die Antwort. »Vielleicht weil ich die Frau kenne?«

»Wenn dem so wäre, würden Sie wahrscheinlich aufgeregter klingen.«

Michael deutete auf den Recorder. Die Anruferin hatte ruhig geklungen, als würde sie den Wetterbericht oder das Ergebnis eines besonders langweiligen Spiels verlesen.

»Es dauerte über dreißig Minuten, bis die Einheit eintraf.« Ohne jede Missbilligung in der Stimme fuhr Trent fort: »Grady hat die langsamste Reaktion in der ganzen Stadt.«

»Das weiß jeder, der Nachrichten schaut.«

»Oder in den Homes lebt.«

»Wir haben jeden in diesem Gebäude überprüft, sind noch in derselben Nacht von Wohnung zu Wohnung gegangen. Da kam keiner zur Tür mit 'nem großen Schild um den Hals.«

»Keine Sextäter in diesem Gebäude?«

»Einer, aber der war den ganzen Tag auf dem Revier, weil er wegen eines anderen Falls verhört wurde.«

Trent spulte die Kassette zurück, spielte sie noch einmal ab und ließ sie laufen, bis der Diensthabende in der Notfallzentrale sagte: *Ma'am? Ma'am? Sind Sie noch dran?*

Trent steckte den Recorder wieder in die Tasche. »Das Opfer ist auch ein bisschen alt.«

»Monroe?«, fragte Michael mit erwachtem Interesse. Endlich redete Trent wie ein Polizist mit ihm. »Ja, wenn Pete recht hat, dann dürfte sie so in meinem Alter gewesen sein. Ihre Mädchen waren - was - vierzehn? Fünfzehn?«

»Und auch weiß.«

»Monroe war schwarz, wohnte in einer Sozialsiedlung und ging auf den Strich.«

»Die anderen waren weiß, Mittel- bis Oberschicht, intakte Familien, gute Schülerinnen.«

»Vielleicht hatte er nicht die Zeit, ein neues Opfer auszuspähen«, bemerkte Michael und kam sich dabei vor, als würde er auf dünnem Draht balancieren. Er hörte wieder dieses Summen in den Ohren, dieses Etwas in seinem Kopf, das ihm sagte, halt endlich den Mund, trau dem Kerl nicht, lass dich von ihm nicht verarschen.

»Kann sein«, entgegnete Trent, klang dabei aber nicht so recht überzeugt. Michael schwieg, als er rechts in die Grady Homes einbog. Die Siedlung machte nachts einen sehr viel besseren Eindruck, die Dunkelheit überdeckte dann einige Schandflecken. Es war Montagvormittag zehn Uhr, aber Kinder tollten auf ihren Fahrrädern herum, als wären schon Sommerferien. Michael hatte als Junge das Gleiche getan, hatte sich auf seinen Drahtesel geschwungen und mit den anderen Jungs aus dem Block Blödsinn getrieben. Nur hatte er nicht in aller Öffentlichkeit Tütchen verkauft, wie diese Jungs es jetzt taten, und mit Sicherheit

hätte er nicht den Mumm gehabt, zwei Polizisten zuzuwinken, die durch das Viertel fuhren.

Der BMW stand noch immer vor Haus neun, zwei Halbwüchsige saßen mit verschränkten Armen auf der Motorhaube. Sie wirkten wie fünfzehn oder sechzehn, und Michael schauderte es, als er die seelenlosen Blicke sah, mit denen sie sein Einparken verfolgten. Das war das Alter, das ihm als Polizisten

am meisten Angst machte. Sie mussten etwas beweisen, etwas vollbringen, um den Schritt vom Jungen zum Mann zu schaffen. Blut zu vergießen war der schnellste Weg, dieses Ziel zu erreichen.

Auch Trent musterte die Jungen. »Na klasse«, bemerkte er resigniert, und Michael stellte erleichtert fest, dass er noch immer wie ein Polizist dachte. Die Vordertür des Gebäudes sprang auf, und beide griffen gleichzeitig zur Waffe. Doch keiner zog sie, als ein zu kurz geratener Mann über den aufgerissenen Bürgersteig latschte und an Trents Seite an ihrem Auto vorbeiging, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Der Mann trug kein Hemd, und unter dem schwabbelnden Fett auf seiner breiten Brust, das bei jedem Schritt wippte wie Titten, versteckten sich dicke Muskeln. Er hielt ein Aluminiumschlagholz in der einen Hand, und als er nun auf die beiden Jungen zuging, umklammerte er den Griff auch mit der anderen, eine unmissverständliche Geste.

Michael sah zu Trent, der sagte: »Ihr Einsatz«, aber er hatte bereits die Hand am Türgriff.

»Scheiße«, zischte Michael, öffnete die Tür und stieg aus, als der Mann die Jungen erreichte.

»Runter von meinem Auto«, brüllte der Mann und schwang den Schläger. Die beiden Teenager richteten sich auf und standen dann mit schlaffem Mund und seitlich herabbaumelnden Armen vor ihm. »Haut ab, bevor ich euch den Arsch versohle, ihr faulen Hurensöhne!«

44

Die Jungen waren clever genug, sich aus dem Staub zu machen.

»Na ja«, sagte Trent und atmete aus.

»Blöde Hurensöhne«, wiederholte der Mann. Er schaute jetzt zu Michael und Trent, und Michael war ziemlich sicher, dass er nicht mehr die Jungs meinte.

»Was wollt denn ihr zwei Bullenschweine?«

»Baby G?«, fragte Trent.

Der Mann hielt den Schläger schlagbereit erhoben. »Welcher Wichser will das wissen?«

Trent trat einen Schritt vor, als hätte er keine Angst, jeden Augenblick eins über den Kopf gezogen zu bekommen.

*Tätlicher Angriff. Michael schoss durch den Kopf, was Angie über Baby G gesagt hatte. Vergewaltigung. Versuchter Mord.*

Trent sagte: »Ich bin Special Agent Will Trent, und das ist Detective Ormewood.« Michael winkte und war froh, dass er ein Auto zwischen sich

und dem wütenden Zuhälter hatte. Trent war ein Idiot, wenn er glaubte, aus diesem Schläger irgendwas herauszubringen.

»Wir ermitteln im Fall Aleesha Monroe.«

»Warum sollte ich mit euch Wichsern reden?« Baby G hielt den Schläger erhoben, seine Muskeln strafften sich.

Trent drehte sich zu Michael um. »Irgendwelche Vorschläge?«

Michael zuckte die Achseln und überlegte sich, was er in seinen Bericht schreiben solle, nachdem er Trent ins Krankenhaus gebracht hatte. *Beamter provozierte Verdächtigen...* fiel ihm ein.

Trent drehte sich wieder zu dem Luden um und hob entwaffnend die Hände.

»Ehrlich gesagt, bin ich ziemlich schockiert, dass mein Charme und mein gutes Aussehen Ihnen nicht genügen.«

Michael klappte vor Überraschung der Mund auf. Er schloss ihn schnell wieder und griff zur Waffe, damit er sofort reagieren konnte, falls der Lude sich respektlos behandelt fühlte.

45

Zwei oder drei Sekunden vergingen, dann noch einmal zwei oder drei.

Schließlich nickte Baby G. »Okay.« Er grinste, die Goldkronen blitzten auf, und durch die eingravierten Kreuze schimmerte es weiß. Ziemlich genau so, wie Angie es beschrieben hatte. »Ihr habt zehn Minuten, dann fängt nämlich Montel an.«

Trent streckte die Hand aus, wie um einen Handel zu besiegen.

Der Zuhälter nahm die Hand, musterte Trent von oben bis unten und fragte: »Und du bist wirklich ein Bulle?«

Trent griff in die Tasche und zog seine Marke heraus.

Baby G warf einen flüchtigen Blick darauf und nahm dann wieder Trent ins Visier. »Du bist vielleicht 'n komischer Vogel.«

Trent steckte die Marke ein, ohne auf die Bemerkung zu reagieren. »Wollen Sie hier draußen reden?«

Baby G ließ den Schläger sinken und stützte sich darauf wie auf einen Stock.

»Sin' meine Cousins«, sagte er, deutete auf das Auto und meinte offensichtlich die beiden Knaben, die er verscheucht hatte. »Haben nur Unsinn im Kopf. Sollten eigentlich in der Schule sein.«

»Schön, dass Sie sich für ihre Entwicklung interessieren«, bemerkte Trent. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und lehnte sich lässig ans Auto, als würden die beiden nur ein freundschaftliches Gespräch führen. »Wann haben Sie Aleesha zum letzten Mal gesehen?«

Baby G ließ sich Zeit. »Gegen sechs gestern Abend«, sagte er schließlich. »Ging gerade zur Arbeit. Wollte noch ein bisschen was, bevor sie sich auf den Weg machte.« Er hob das Kinn und wartete offensichtlich darauf, dass Trent ihn fragte, was »ein bisschen was« sei.

Trent wusste es. Wie Michael hatte auch er die Einstiche an den Armen der Nutte gesehen. »Haben Sie ihr was gegeben?«

Baby G zuckte die Achseln, was Michael als Ja interpretierte.

»Hatte sie noch andere Lieferanten?«

46

Der Lude schaute sich um, als wollte er sich seines Publikums versichern. Dann spuckte er auf den Boden und warf sich verächtlich in die Brust, beantwortete aber die Frage: »Mann, nein. Hatte doch kein Geld. Und auf Pump hat der keiner was gegeben.«

»Aber in der Gegend hätte sie sich doch sicher was besorgen können«, entgegnete Trent. »Ganz ohne Geld.«

Baby G lachte bei dem Gedanken. »Mann, nicht in meinem Revier.«

»Ich bin mir sicher, dass Aleesha Ihnen sämtliche Einkünfte gemeldet hat«, sagte Trent, doch es klang eher wie eine Frage.

»Mann«, brummte Baby G, als wäre schon der geringste Zweifel daran eine Unverschämtheit.

Trent fragte: »Hat sie gut verdient?«

»Hatte diese Nadel im Arm viel zu gern. Hat alles gemacht, um an Stoff zu kommen.«

»Hatte sie Stammkunden? Männer, nach denen wir Ausschau halten sollten?«

»Keine Perversen, wie der, wo das getan hat. Er deutete mit dem Schläger zum obersten Stockwerk, wo man Monroe gefunden hatte. »Ich passe auf meine Mädchen auf.« Er hielt den Schläger erhoben, um dem nächsten Satz Nachdruck zu verleihen. »Wenn ich den Hurensohn gesehen hätte, dann kannst du Gift drauf nehmen, dass er den Löffel abgegeben hätte, nicht meine Leesha.«

Trent nickte in die Richtung des Gebäudes. »Wohnen Sie hier?«

Baby Gs Stimme wurde weicher. »Mit meiner Oma. Wird langsam alt. Muss mich um sie kümmern.«

»Waren Sie gestern Abend mit ihr zusammen?«

»War mit meinen Jungs im Cheetah. Haben uns das Spiel angeschaut.«

»Haben Sie etwas dagegen, dass wir mit Ihrer Großmutter sprechen?«

46

»Verdammst, ja, hab ich. Ihr zieht meine Oma in diese Scheiße nicht mit hinein. Sie hat rein gar nichts gesehen, kapiert. Ist doch nur 'ne alte Lady.«

»Gut«, erwiderte Trent. Er drehte sich zu Michael um, als wollte er sich erkundigen, ob er noch Fragen habe. Michael schüttelte den Kopf, und Trent sagte zu dem Luden: »Ich weiß, dass Sie jetzt Ihre Sendung sehen wollen. Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für uns genommen haben.«

Baby G stand etwas verunsichert da. Schließlich zuckte er die Achseln und sagte noch einmal: »Bist echt 'n komischer Vogel.« Dann ging er ins Haus zurück.

Nachdem die Tür zugefallen war, wandte Trent sich an Michael. »Was denken Sie?«

»Ich denke, dass er recht hat«, antwortete Michael und stieß sich vom Auto ab. »Sie sind wirklich ein verdammter komischer Vogel.«

Trents Handy bimmelte, und in Michael stieg wieder Verärgerung auf, als Trent sich ein paar Schritte entfernte, um den Anruf entgegenzunehmen.

»Ja, Sir«, sagte Trent. »Ja, Sir.«

Michaels Blick wanderte zum Himmel, wo dunkle Wolken sich zusammenballten. So wie es aussah, würde ein Gewitter losbrechen, kaum dass sie die Homes verlassen hatten. Dann müsste er durch die Pfützen auf dem Parkplatz stapfen und würde sich die neuen Schuhe ruinieren.

Trent klappte sein Handy zu und steckte es in die Westentasche. »Sie müssen nach Hause, Michael.«

Michael blieb beinahe das Herz stehen. »Was ist los?«

»Sie müssen nach Hause«, wiederholte Trent. »Es hat einen Unfall gegeben.«

47

*Decatur City Observer, 22. Juni 1985*

## **VERHAFTUNG IM MORDFALL FINNEY**

Die Polizei gab heute Morgen bekannt, dass es im Fall der ermordeten fünfzehnjährigen Mary Alice Finney zu einer Verhaftung gekommen ist. Da es sich bei dem Verdächtigen um einen Jugendlichen handelt, wurde sein Name nicht genannt. Polizeichef Harold Waller beschreibt den Jungen jedoch als Fünfzehnjährigen, dessen Name im City of Decatur Police Department wohlbekannt ist. Zu der Verhaftung kam es, nachdem mehrere Nachbarn den Verdächtigen als den Fremden identifiziert hatten, der Mary Alice Finney von der Party, auf der sie das letzte Mal lebend gesehen wurde, nach Hause begleitet hatte. Waller gibt an, dass ein volles Geständnis erwartet werde in diesem, wie er es nannte »abscheulichsten Verbrechen«, das er in seiner Laufbahn je gesehen habe.

Der Vater des Mädchens ist Paul Finney, ein hochangesehenes Mitglied der Anwaltskammer und stellvertretender Bezirksstaatsanwalt für das DeKalb County. Mutter Sally Finney, Hausfrau, ist aktiv in der Woman's League und war als Spendensammlerin für das Agnes Scott College tätig. Das Paar hat keine weiteren Kinder. Um 20 Uhr 30 wird heute Abend auf dem Square eine Mahnwache bei Kerzenschein abgehalten, und morgen Nachmittag findet im Cable Funeral Home ein Begräbnisgottesdienst im engsten Kreis statt. Die Familie bittet anstelle von Blumen um Spenden für die Decatur City Library, in deren Räumen sich Mary Alice Finney sehr gerne aufhielt.

## Kapitel 6

Michael fuhr wie der Teufel, die Hände fest ums Lenkrad gekrallt. Trent saß neben ihm und schwieg eisern, auch als Michael rote Ampeln und Stoppschilder überfuhr. Das Haus war weniger als zwanzig Minuten von den Grady Homes entfernt, aber Michael erschien es wie Stunden. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er konnte an nichts anderes denken als an die schrecklichen Dinge, die er seiner Familie angetan hatte, und dass er sie gar nicht verdiente, dass er sein Verhalten, sein ganzes Leben ändern würde, wenn nur Tim okay wäre.

»Scheiße!« Michael riss das Lenkrad scharf nach links und wich nur knapp einem Chevy Blazer aus, der Vorfahrt hatte.

Trent hielt sich am Türgriff fest, aber er war nicht so dumm, langsameres Fahren vorzuschlagen.

Michael richtete das Lenkrad wieder aus und bog links in eine Nebenstraße ein, die nicht ganz so verkehrsreich war und sie vielleicht schneller ans Ziel brachte. Die Kupplung machte Schwierigkeiten, fing sich aber gleich wieder, als er aufs Gas trat. Auf dem Armaturenbrett blinkte eine Warnlampe, die Motortemperatur stieg in den roten Bereich. Er wollte doch nur, dass dieses Scheißauto ihn bis zum Haus brachte. Mehr wollte er gar nicht.

Er drückte noch einmal die Wahlwiederholung auf seinem Handy und hörte das Telefon in seinem Haus zum fünfzigsten Mal läuten. Barbaras Handy hatte keinen Empfang, und Gina hatte er im Krankenhaus nicht erreichen können.

»Verdammmt!«, kreischte Michael und knallte das Handy aufs Armaturenbrett, dass es zersprang.

Greer hatte Will Trent angerufen und ihm gesagt, dass ein

Problem aufgetreten sei, dass es bei Michaels Haus eine Art Unfall mit einem Kind gegeben habe. Scheiß übliche Vorgehensweise: Sag ihnen am Telefon

nichts, erschreck sie nicht, damit sie auf der Fahrt zum Schauplatz ihr Auto nicht von einer Brücke lenken. Als Michael Greer anrief, um mehr Details zu erfahren, hatte der Wichser mit ihm geredet, als wäre er zwölf Jahre alt. »Fahr einfach nach Hause, Michael«, hatte Greer gesagt. »Das wird schon alles wieder.«

»Fahrrad«, warnte Trent, und Michael sah den Radler erst in letzter Sekunde, hätte ihn beim Ausscheren auf eine andere Spur beinahe umgefahren. Ein Lastwagen kam ihnen entgegen, und Michael riss das Lenkrad gerade rechtzeitig wieder nach rechts, um einen Frontalzusammenstoß zu vermeiden. »Wir sind fast da«, bemerkte Michael, als hätte Trent ihn danach gefragt. »Scheiße«, zischte er und schlug mit der Handfläche aufs Lenkrad. Tim stellte immer Sachen an, die er nicht tun sollte. Er wusste es nicht besser. Barbara wurde langsam alt. Sie war häufig müde, hatte an den meisten Tagen nicht die Energie, mit ihm Schritt zu halten.

Das Auto schleuderte, als er in seine Straße einbog. Zwei Streifenwagen standen vor dem Haus, der eine in der Einfahrt hinter Barbaras Auto. Uniformierte liefen auf dem Bürgersteig vor Cynthias und Phils Haus umher. Michael setzte das Herz einen Schlag aus, als er Barbara, den Kopf in die Hände gestützt, auf dem Vordertreppchen sitzen sah.

Irgendwie schaffte es Michael, aus dem Auto zu steigen. Er rannte zu ihr. Galle stieg ihm die Kehle empor, und er versuchte, nicht zu kotzen. »Wo ist Tim?«, fragte er. Sie antwortete nicht gleich, und er wiederholte schreiend: »Wo ist mein Sohn!«

»In der Schule!«, schrie sie zurück, als wäre er verrückt. Er hatte sie an den Handgelenken gepackt und zerrte sie jetzt hoch. Sie hatte Tränen in den Augen.

»Hey«, sagte Trent leise, aber mit warnendem Unterton.

Michael sah auf seine Hände hinunter, wusste nicht, wie sie

49

sich um Barbaras Handgelenke gelegt hatten. Wo seine Finger sie umklammerten, zeigten sich rote Striemen. Er zwang sich, sie wieder loszulassen.

Hinter ihm fuhr ein Leichenwagen an den Bordstein, seine Bremsen quietschten, als er anhielt.

Er legte Barbara die Hände auf die Schultern, doch nur, um sich selbst aufrecht zu halten. Sie hatten gesagt, es gehe um ein Kind. Vielleicht hatten sie es falsch verstanden. Vielleicht hatte Greer gelogen.

»Gina?«, fragte Michael. War Gina etwas passiert?

Einer der Polizisten stand am Leichenwagen. Er dirigierte den Fahrer zum Nachbarhaus. »Im Hinterhof.«

Michaels Füße bewegten sich, bevor es ihm bewusst wurde. Er riss die Vordertür seines Hauses auf und lief den Korridor entlang. Hinter sich hörte er Schritte; es musste dieser Mistkerl Trent sein. Michael war es egal. Er stieß die Hintertür auf, lief in den Garten und blieb dann so unvermittelt stehen, dass Trent von hinten gegen ihn prallte.

Das Weiße sah Michael zuerst, das hauchdünne Babydoll-Mäntelchen und das durchsichtige Hemdchen. Sie lag auf dem Bauch, ihre Füße hingen in dem kaputten Maschendrahtzaun. Sechs oder sieben Männer standen um sie herum.

Michael schaffte es, zu ihr zu gehen, doch seine Knie gaben nach, als er vor der Leiche stand. Der Leberfleck auf ihrer Schulter, das Muttermal auf der Rückseite ihres Arms. Er drückte seine Finger in ihre kleine Handfläche.

Irgendeiner warnte ihn. »Sir, bitte nicht berühren.«

Michael ignorierte den Einwand. Er streichelte ihre weiche Handfläche, Tränen liefen ihm übers Gesicht, und er flüsterte: »Gott. O Gott.«

Trent sprach mit der Gruppe von Polizisten, doch Michael verstand kein Wort. Er konnte nur Cynthias Hinterkopf anstarren, ihre langen, seidig blonden Haare, die sich wie ein Schal um ihre Schultern legten. Er zog das Babydoll nach unten, um

50

ihren nackten Hintern zu bedecken, ihr ein wenig Würde zu geben.

»Detective«, sagte Trent. Er hatte die Hand unter Michaels Achsel geschoben und zog ihn mühelos in die Höhe. »Sie sollten sie nicht berühren.«

»Es ist nicht sie«, beharrte Michael, wollte sich wieder hinknien und ihr Gesicht sehen. Das musste irgendein Trick, das konnte nicht Cynthia sein. Sie war in der Mall, gab Phils Geld aus oder hing mit ihren Freundinnen herum. »Ich will sie sehen«, sagte Michael. Er zitterte, als würde er frieren. Seine Knie gaben wieder nach, aber Trent stützte ihn, hielt ihn aufrecht, damit er nicht umkippte. »Ich will ihr Gesicht sehen.«

Einer der Männer, offensichtlich der Leichenbeschauer, sagte: »Ich wollte sie sowieso eben umdrehen.«

Unterstützt von einem Polizisten fasste der Arzt sie an den Schultern und drehte sie auf den Rücken.

Cynthias Mund stand offen, Blut quoll heraus und tropfte wie aus einem undichten Wasserhahn an ihrem Hals entlang. Ihr wunderschönes Gesicht war durch einen tiefen Schnitt quer über der Schläfe entstellt. Leere, grüne

Augen starrten in den blauen Himmel. Haarsträhnen klebten an ihrem Gesicht. Er versuchte sich zu bücken, um sie wegzustreichen, aber Trent ließ es nicht zu.

Michael spürte heiße Tränen in seinen Augen brennen. Man musste sie zudecken. Sie sollte nicht vor jedermanns Augen so entblößt daliegen. Der Leichenbeschauer bückte sich, drückte den Unterkiefer nach unten und spähte in den leeren Mund. Er sagte: »Ihre Zunge ist verschwunden.« »O Gott«, murmelte einer der Polizisten. »Das ist doch noch ein Kind.« Michael schluckte, er hatte das Gefühl, an seinem Kummer zu ersticken. »Fünfzehn«, sagte er. Sie hatte letzte Woche Geburtstag gehabt. Er hatte ihr eine Plüschgiraffe geschenkt.

»Sie ist fünfzehn.«

51

TEIL II

Kapitel 7

2. Oktober 2005

John Shelley wollte einen Fernseher. Seit zwei Monaten arbeitete er schon in diesem beschissenen Job, kam jeden Morgen pünktlich und war immer der Letzte, der nach Hause ging. Er machte jede pusselige Scheißarbeit, die sein Chef ihm auftrug, und jetzt ging es für ihn nicht mehr nur darum, einen Fernseher zu wollen, sondern einen zu verdienen. Nichts Hypermodernes, nur einen mit Farbe, einen mit einer Fernbedienung und einen, mit dem er die Collegespiele empfangen konnte.

Er wollte seine Teams spielen sehen. Er wollte die Fernbedienung in der Hand halten, und wenn Georgia schlecht spielte, was sehr wahrscheinlich war, dann wollte er umschalten können, um zu sehen, wie Florida einen Arschtritt bekam. Er wollte die miserablen Halbzeitshows sehen, die blöden Kommentatoren hören, Tulane im Southern Mississippi, Texas A&M im LSU, Army-Scheiß-Navy sehen. Zu Thanksgiving wollte er sich eine ganze Orgie von Bowlspielen reinziehen, und dann würde er zu den Großen umschalten: die Patriots, die Raiders, die Eagles, und das alles würde schließlich zu diesem magischen Augenblick im Februar führen, da John Shelley in seinem Scheißzimmer in seiner Pension sitzen und zum ersten Mal in seinem ganzen Leben den verdammten Superbowl allein anschauen würde.

Sechs Tage pro Woche hatte er in diesen letzten zwei Monaten zum Busfenster hinausgeschaut und sehnsgütig das Atlanta City Rent-All angestarrt. Das Schild im Fenster versprach: »Ihr Job ist Ihr Kredit«, aber das Sternchen, so winzig, dass man

51

es für Fliegenschiss hätte halten können, erzählte etwas anderes. Gott sei Dank war er zu nervös gewesen, um einfach in den Laden zu latschen und einen Narren aus sich zu machen. John hatte vor der Tür gestanden, und sein Herz zitterte wie ein Hund, der Pfirsichkerne schiss, als er das Kleingedruckte auf dem Plakat entdeckte. Zwei Monate, stand dort in winziger Schrift. Zwei Monate lang musste man einen festen Job haben, und erst dann gewährten sie einem die Ehre, zweiundfünfzig Wochenraten zu zwanzig Dollar für einen Fernseher zu bezahlen, den man in einem normalen Laden für ungefähr dreihundert bekam.

Aber John war kein normaler Mensch. Trotz seines neuen Haarschnitts, der immer glattrasierten Wangen und seiner gebügelten Hose spürten die Leute, dass etwas anders war an ihm. Sogar in der Arbeit, einer Autowaschanlage, wo meist nur Laufkundschaft auftauchte, um Pkw zu wiern oder Cheerios von den Rückbänken von Geländewagen zu saugen, blieben die Leute auf Distanz.

Und jetzt, zwei Monate später, saß John auf der Stuhlkante, versuchte, seine Beine ruhig zu halten, und wartete auf seinen Fernseher. Der Jugendliche mit dem Pickelgesicht, der ihn an der Tür empfangen hatte, ließ sich Zeit. Er hatte Johns Antrag entgegengenommen und war dann vor ungefähr zwanzig Minuten nach hinten geeilt. Antrag. Das war noch etwas, das auf dem Plakat nicht erwähnt wurde. Adresse, Geburtsdatum, Sozialversicherungsnummer, Arbeitsstelle, alles bis auf die verdammt Unterwäschegröße.

Für einen Sonntagnachmittag war es im Atlanta City Rent-All ziemlich laut. Alle Fernseher liefen, bunte Bilder, die an einer Wand aus Röhren flackerten, und in seinen Ohren summten gedämpfte Stimmen aus Natursendungen, Nachrichtenkanälen und Heimwerkerprogrammen. Die Geräusche gingen ihm langsam auf die Nerven. Durch die deckenhohen Fenster strömte zu viel Licht herein. Die Fernsehbilder waren zu grell.

52

Er rutschte auf seinem Stuhl herum, spürte, wie ihm der Schweiß den Rücken hinunterlief. John hatte keine Armbanduhr, aber an der Wand hing eine große Uhr. Das war keine gute Idee des Ladeneinrichters, wenn man sich überlegte, dass sie nur dazu diente, die Leute daran zu erinnern, dass sie hier ergeben warten mussten, bis irgendein Knabe frisch aus der Highschool dem glücklichen Kunden verkündete, dass er die außerordentliche Ehre habe, fünfhundert Dollar für einen Simzitzu-DVD-Spieler bezahlen zu dürfen. »Nur einen Fernseher«, flüsterte John in sich hinein. »Nur einen kleinen Fernseher.« Sein Bein hüpfte wieder auf und ab, und jetzt versuchte er erst gar

nicht mehr, es ruhig zu halten. Immer wieder presste er die Hände zusammen und löste sie wieder, und das war nicht gut. Er musste damit aufhören. Die Leute starnten ihn bereits an. Eltern hielten ihre Kinder dicht bei sich. »Sir?« Randall, Johns persönlicher Verkäufer, stand vor ihm. Sein Lächeln hätte einen Labrador nachdenklich gestimmt. »Tut mir leid, dass ich Sie habe warten lassen.« Randall streckte die Hand aus, als brauchte John Hilfe beim Aufstehen.

»Schon gut«, sagte John und versuchte, nicht zu nuscheln. Er schaute sich um, fragte sich, was nicht stimmte. Der Junge war viel zu nett zu ihm. War etwas vorgefallen? Hatte jemand die Polizei gerufen?

»Wir können Ihnen diese Geräte hier zeigen«, sagte Randall und führte ihn in den hinteren Teil des Ladens, wo die großen Bildschirme ausgestellt waren. John stand vor einem Fernseher, der ihm so riesig wie eine Kinoleinwand erschien. Das Gerät war fast so groß wie er und doppelt so breit.

Randall nahm eine buchgroße Fernbedienung zur Hand. »Der Panasonic hat die allerneueste, echte Black-Technology, die Ihnen...«

»Moment mal.« John ging um den Fernseher herum. Er war

53

nur wenige Zentimeter tief. Dann sah er das Preisschild und lachte. »Ich habe Ihnen doch gesagt, was ich verdiene, Mann.«

Randall zeigte ihm ein strahlendes Lächeln und trat einen Schritt nach vorn, bei dem John am liebsten einen rückwärts gemacht hätte. Doch er blieb stehen, und Randall sagte mit deutlich gedämpfter Stimme: »Wir verstehen natürlich völlig, wenn einige unserer Kunden Nebeneinkünfte haben, die sie auf ihren Kreditanträgen nicht angeben können.«

»Tatsächlich?«, fragte John, der kapierte, dass es hier um etwas Illegales ging, aber nicht so recht wusste, worum genau.

»Ihre Kreditauskunft...« Randall wirkte beinahe verlegen. »Die Kreditkarten wurden angezeigt.«

»Was für Kreditkarten?«, fragte John. Er hatte nicht einmal ein verdammtes Girokonto.

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.« Randall klopfte John auf die Schulter, als wären sie alte Freunde.

»Was für Kreditkarten?«, wiederholte John, und die Muskeln in seinem Arm sehnten sich danach, die Hand des Jungen wegzuschlagen. Er hasste es, zugeben zu müssen, dass er etwas nicht wusste. Das machte einen verletzlich.

Schließlich ließ Randall die Hand wieder sinken. »Hören Sie«, fuhr er fort, »keine große Sache. Zahlen Sie einfach Ihre Raten, und der Rest ist uns egal. Wir hängen niemanden hin, außer Sie zahlen nicht mehr.«

John verschränkte die Arme vor der Brust, obwohl er wusste, dass er dadurch breiter, für die Leute bedrohlicher wirkte. »Schauen Sie«, sagte er, »ich will diesen Scheißfernseher von da vorn, den Zweiundzwanzigzoller mit Fernbedienung. Mehr nicht.«

»Mann«, sagte Randall und hob die Hände. »Klar. Kein Problem. Ich dachte mir nur, bei Ihrer Kreditwürdigkeit...«

John musste schon wieder nachfragen. »Was für eine Würdigkeit?«

»Ihre Kreditwürdigkeit«, wiederholte der Junge, und sein Ton

54

fall steigerte sich von ungläubig zu verblüfft. »Ihre Kreditwürdigkeit ist die beste, die ich je gesehen habe. Zu uns kommen Leute, die kriegen nicht einmal dreihundert.« »Wie ist die meine?«

Randall schien die Frage zu überraschen. »Das dürfen wir Ihnen nicht sagen.«

John ließ seine Stimme fest und ein wenig rau klingen. »Wie ist die meine?«

Randalls Pickel wurden weiß, die Haut knallrot. »Siebenzehn«, flüsterte er und warf einen Blick über die Schulter, um festzustellen, ob sein Chef ihn beobachtete. »Sie könnten in ein richtiges Geschäft gehen, Mr. Shelley, in ein Circuit City oder ein Best Buy...«

»Ich will sie sehen.«

»Ihre Kreditauskunft?«

John verkürzte die Distanz. »Sie haben gesagt, da steht auch was von Kreditkarten. Ich will wissen, was für Karten.«

Randall schaute sich noch einmal über die Schulter, aber er hätte sich eher den Kopf zerbrechen sollen über den, der vor ihm stand.

»Dreh dich nicht dauernd um, Junge. Schau mich an. Antworte auf meine Fragen.«

Randalls Adamsapfel hüpfte beim Schlucken. »Vielleicht habe ich Ihre Sozialversicherungsnummer falsch eingegeben. Die gegenwärtige Adresse war anders...«

»Aber der Name?«

»War derselbe.«

»Dieselbe frühere Adresse in Garden City?« »Ja, Sir.«

Er fasste die Situation für den Jungen zusammen. »Du glaubst, dass es da draußen noch einen anderen Jonathan Shelley mit meinem Geburtsdatum und

meiner früheren Adresse gibt, der in Atlanta lebt und eine Sozialversicherungsnummer hat, die meiner sehr ähnlich ist?«

55

»Nein - ich meine, ja.« Auf Randalls Oberlippe bildete sich Schweiß, und seine Stimme begann zu zittern. »Tut mir leid, Mister. Ich könnte meinen Job verlieren, wenn ich Ihnen die Informationen zeigen würde. Sie können sich selbst umsonst eine Kopie schicken lassen. Ich kann Ihnen die Nummer...« »Vergiss es«, sagte er und kam sich vor wie ein Monster, weil er den Jungen so bedrängt hatte. Die Angst in seinen Augen schnitt wie eine Glasscherbe. John machte kehrt, ging durch den Laden und vorbei an dem Fernseher, den er eigentlich wollte, und war draußen, bevor er etwas sagen konnte, das er bedauern würde.

Anstatt nach Hause zu gehen, überquerte John die Straße und setzte sich auf die Bank neben der Bushaltestelle. Er nahm sich eins der kostenlosen Stadtteilblättchen aus dem Kasten und blätterte darin. Die Straße war vierspurig, aber dennoch ziemlich belebt. Mit der Zeitung als Deckung beobachtete er den Laden, sah zu, wie Randall und seine Kollegen Leute bequatschten, wider besseres Wissen mit einer Unterschrift ihr Leben zu verpfänden.

Kreditauskunft, Kreditkarten, Kreditwürdigkeit. Scheiße, er hatte keine Ahnung, was da lief.

Ein Bus kam, und der Fahrer warf John durch die offene Tür einen Blick zu.  
»Wollen Sie mit?«

»Der nächste«, sagte John, und dann: »Danke, Mann.« Er mochte die MARTA-Busfahrer. Sie hatten keine Vorurteile. Solange man den Fahrpreis bezahlte und keine Scherereien machte, hielten sie einen für einen normalen Menschen. Heiße Luft zischte ihm ins Gesicht, als der Bus weiterfuhr. John blätterte zur nächsten Seite und dann wieder zurück zur ersten, weil er merkte, dass er sie nicht gelesen hatte. Zwei Stunden saß er an der Bushaltestelle, dann drei, ging nur einmal kurz weg, um hinter einem verlassenen Gebäude zu pinkeln.

Um acht Uhr verließ Randall den Laden. Er stieg in einen verrosteten Toyota, drehte den Zündschlüssel um und schickte die

55

entsetzlichste Musik, die John je gehört hatte, in einen ansonsten stillen Abend. Es war seit mindestens einer Stunde dunkel, aber Randall hätte John auch nicht bemerkt, wenn es taghell gewesen wäre. Der Junge war vermutlich erst siebzehn oder achtzehn. Er hatte ein eigenes Auto, einen gut bezahlten Job und keine Probleme außer dem Arschloch mit der hohen

Kreditwürdigkeit, das an diesem Nachmittag versucht hatte, ihn einzuschüchtern.

Der Geschäftsführer kam heraus. Zumaldest vermutete John, dass es der Geschäftsführer war: ein älterer Mann, die Haare quer über die Platte gekämmt, gelbliche Haut und ein breiter Arsch, der davon kam, dass er den ganzen Tag nur herumhockte und zu Leuten Nein sagte.

Das Ächzen des Kerls war bis über die Straße zu hören, als er die Hand nach oben streckte und das Maschendrahtgitter herunterzog, das die vorderen Fenster des Ladens schützte. Er stöhnte noch einmal, als er sich bückte, um das Ding abzuschließen, und dann ein drittes Mal, als er sich wieder aufrichtete. Nachdem er sich gestreckt hatte, ging er zu einem braungrauen Ford Taurus und setzte sich hinters Steuer.

John wartete, bis der Kerl den Sicherheitsgurt angelegt, den Rückspiegel ausgerichtet und den Rückwärtsgang eingelegt hatte. Der Taurus stieß zurück, das Hecklicht weiß neben den roten Bremsleuchten, wendete und verließ den Parkplatz mit einem Motorengeräusch, das eher klang wie das Tuckern eines Golfkarrens.

Zehn Minuten, fünfzehn. Dreißig Minuten. John stand auf und stöhnte nun ebenfalls. Seine Knie knackten, und sein Arsch schmerzte vom Sitzen auf der kalten Betonbank.

Er schaute nach links und nach rechts, bevor er die Straße überquerte und an dem Laden vorbeiging. Die Ketten an den Eingangstüren und Fenstern waren stark, aber John hatte nicht vor einzubrechen und etwas zu stehlen.

Stattdessen ging er hinter das Gebäude zum Müllcontainer.

Die Überwachungskamera hinter dem Laden war auf die Hin

56

tertür gerichtet, der Müllcontainer wurde von ihr nicht erfasst. Er schob den Stahleckel auf. Metallisches Kreischen zerriss die Nacht. Der Gestank, der aus dem Behälter drang, war übel, aber John hatte schon Schlimmeres gerochen. Er fing an, die kleinen schwarzen Küchenmüllbeutel herauszuziehen, die er in den Abfallkörben im Laden bemerkt hatte. Er war vorsichtig, knotete jeden einzelnen Sack auf, anstatt ihn aufzureißen, um ihn zu durchsuchen, und verschloss ihn dann mit dem gleichen Knoten wieder, bevor er sich an den nächsten machte. Nach dreißig Minuten Wühlen im Müll des Ladens musste er über seine Situation lachen. In den Müllbeuteln befanden sich genug Informationen - Sozialversicherungsnummern, Adressen, berufliche Biografien -, um einen groß angelegten Betrug aufzuziehen. Doch danach suchte er nicht. Er war kein Betrüger und kein

Dieb. Er wollte zwar Informationen, aber nur seine eigenen, und natürlich fand er die erst in dem letzten Beutel, den er öffnete.

Er hielt das Blatt schief, so dass er es im Licht der Sicherheitslampe besser lesen konnte.

Dieselbe Sozialversicherungsnummer. Dasselbe Geburtsdatum. Dieselbe frühere Adresse.

Jonathan Winston Shelley, fünfunddreißig Jahre alt, besaß zwei Mastercards, eine Visa-Karte und eine Shell-Benzin-Karte. Seine Adresse war ein Postfach mit der Postleitzahl 30316, was bedeutete, dass er irgendwo im südöstlichen Atlanta wohnte -mehrere Meilen entfernt von Johns augenblicklicher Unterkunft in dieser Absteige an der Ashby, ganz in der Nähe des Capitols des Staates Georgia.

Seine Kreditwürdigkeit war ausgezeichnet, sein Girokonto bei einer örtlichen Bank ausgeglichen. Offensichtlich war er ein ziemlich verlässlicher Kunde, und das bereits seit etwa sechs Jahren. Bis auf eine »verzögerte Zahlung« bei der Shell-Karte waren alle seine Kreditgeber zufrieden mit seiner Zahlungsmoral, was er irgendwie lustig fand, wenn man bedachte, dass er in den letzten zwanzig Jahren nicht viel unter die Leute gekommen

57

war. Die Gefängniswärter hatten ein ziemlich wachsames Auge auf einen, wenn man eine zweiundzwanzigjährige bis lebenslange Strafe wegen der Vergewaltigung und Ermordung eines fünfzehnjährigen Mädchens absaß.

57

## Kapitel 8

John hatte Mary Alice Finney schon sein ganzes Leben lang gekannt. Sie war das gute Mädchen, das hübsche Cheergirl, die Einserschülerin, die Person, die so ziemlich jeder in der Schule kannte und mochte. Klar, es gab auch einige Mädchen, die sie hassten, aber das taten Mädchen immer, wenn sie sich bedroht fühlten: Sie hassten. Sie verbreiteten fiese Gerüchte. Sie sagten einem Nettigkeiten ins Gesicht, aber sobald man ihnen den Rücken kehrte, rammten sie einem das Messer so tief rein, wie es ging, und drehten es zur Sicherheit noch einmal um. Das ist auch in der richtigen Welt so; wenn es eine Frau gibt, die im Leben gut zurechtkommt und erfolgreich ist, wird es immer auch eine Handvoll anderer Frauen geben, die herumstehen und sagen, sie sei eine Schlampe oder sie habe sich nach oben geschlafen. Genau so funktionierte die Welt, und im Mikrokosmos der Decatur Highschool war es nicht anders.

Später fand John sogar heraus, dass es ganz ähnlich zuging wie im Gefängnis.

Die Shelleys lebten ein paar Straßen von den Finneys entfernt in einem von Decaturs besseren Vierteln in der Nachbarschaft des Agnes Scott College. Ihre Mütter kannten sich, gehörten sie doch beide zu diesem kleinen, geschlossenen Kreis der oberen Mittelschicht. Sie trafen sich, wie die Frauen von Ärzten und Anwälten sich immer trafen, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen und Spendenaktionen für die örtliche Highschool, das Krankenhaus, das College - welche Organisation eben gerade als Vorwand herhalten musste, um ein rauschendes Fest zu veranstalten und Fremde in ihre prächtig eingerichteten Häuser einzuladen.

58

Richard Shelley war Onkologe, Chef der Krebsabteilung im Decatur Hospital. Seine Frau Emily hatte früher als Immobilienmaklerin gearbeitet, den Job aber aufgegeben, als Joyce, ihr erstes Kind, geboren wurde. John kam drei Jahre später, und die Shelleys glaubten, ihre Welt sei nun perfekt.

Emily gehörte zu den Müttern, die sich ganz dem Muttersein widmeten. Sie war aktiv im Elternbeirat, verkaufte die meisten Pfadfinder-Plätzchen und brachte das Ende der meisten Schuljahre damit zu, Kostüme für das Abschlussfest der Quaker Friends School zu nähen. Als ihre beiden Kinder dann größer wurden und sie nicht mehr brauchten - oder vielleicht auch nicht mehr wollten -, hatte sie plötzlich sehr viel Zeit übrig. Als John in der Junior Highschool und Joyce nur noch zwei Jahre vor dem College war, fing sie wieder an, halbtags in der Immobilienagentur zu arbeiten, nur damit sie eine Beschäftigung hatte.

Das Leben der Familie war perfekt, außer für John.

Schon ziemlich früh fing er an zu lügen, und das scheinbar ohne Grund. John war zu Hause, wenn er gesagt hatte, er sei beim Fußballtraining. Er war beim Fußballtraining, wenn er gesagt hatte, er sei zu Hause. Seine Noten wurden schlechter. Er ließ sich die Haare lang wachsen. Und dann gab es da noch den Geruch. Es war fast so, als würde er sich nicht waschen, und wenn Emily seine Klamotten vom schmuddeligen Boden seines Zimmers klappte, um sie in die Waschmaschine zu stopfen, fühlten sie sich beinahe an wie mit Teflon beschichtet.

Richard arbeitete sehr viel. Seine Arbeit war emotional und körperlich anstrengend. Er hatte weder die Zeit noch die Lust, sich um seinen Sohn zu kümmern. In Johns Alter war Richard mürrisch gewesen. Als Teenager hatte er Geheimnisse gehabt. Er kam in Schwierigkeiten, kriegte letztendlich aber doch die Kurve. Wird langsam Zeit, ihn von der Leine zu lassen, dem Jungen ein wenig Freiraum zu geben.

Emily machte sich Sorgen wegen Marihuana, deshalb erkannte sie die Gefahr nicht, als sie in der Jeans ihres Sohns weiße Pulverreste fand. »Aspirin«, sagte er.

»Warum hast du denn Aspirin in deiner Hosentasche?«

»Weil ich in letzter Zeit immer mal wieder Kopfweh kriege.«

Als Kind hatte John sich noch viel merkwürdigere Dinge in die Taschen gesteckt: Steine, Büroklammern, einen Frosch. Sie war besorgt wegen seiner Gesundheit. »Müssen wir dich zum Arzt bringen?«

»Mom!«

Er ließ sie mit seiner Hose in der Hand im Waschkeller stehen.

Die Shelleys glaubten wie die meisten wohlhabenden Paare, dass ihr Reichtum und ihre Privilegien ihre Kinder vor Drogen schützten. Dabei erkannten sie nicht, dass diese beiden Faktoren ihren Kindern nur halfen, an *bessere* Drogen heranzukommen. Auch ohne das wollte Emily Shelley glauben, ihr Sohn sei ein guter Junge, und genau das tat sie auch. Sie bemerkte den glasigen Blick nicht, den er nach dem Aufstehen hatte, die Augentropfen, die er ständig benutzte, den widerwärtigen, süßlichen Geruch, der aus dem Schuppen im Hinterhof kam. Was Dr. Richard anging, so schaute der beim Frühstück nicht über seine Zeitung hinaus und bemerkte deshalb nicht, dass die Pupillen seines Sohns groß waren wie Halbdollarmünzen und seine Nase öfter blutete als bei einigen der Krebspatienten auf seiner Station.

Das Leben zerbröselte ganz allmählich.

Eine Durchsuchung in der Schule brachte eine Tüte Gras in einem Turnschuh ganz hinten in Johns Spind zum Vorschein.

»Nicht meine Schuhe«, sagte John, und seine Mutter bestätigte, dass sie diese Schuhe noch nie an ihm gesehen habe.

Ein Sicherheitsmann des örtlichen Einkaufszentrums rief sie an, um ihnen mitzuteilen, dass man ihren Sohn beim Diebstahl einer Kassette ertappt habe.

59

»Ich habe nur vergessen, sie zu bezahlen«, meinte John achselzuckend, und seine Mutter wies darauf hin, dass er ja tatsächlich zwanzig Dollar in der Tasche habe. Warum um alles in der Welt sollte er etwas stehlen, das er bezahlen konnte?

Zur Katastrophe kam es dann eines Freitagnachts. Ein Assistenzarzt des Krankenhauses rief an und weckte Richard Shelley, um ihm mitzuteilen, dass sein Sohn mit einer Überdosis Kokain in der Notaufnahme liege.

Von wegen die Scheuklappen abnehmen. Ein medizinischer Beweis - das war etwas, das sein Vater seiner Mutter als Beleg für die Nutzlosigkeit ihres Sohns unter die Nase reiben konnte.

Am nächsten Abend saß John dann in seinem Zimmer und hörte mit, wie seine Eltern seinetwegen stritten, bis sein Vater irgendetwas in der Richtung von »... und damit Schluss!« schrie und seine Mutter in ihr Schlafzimmer rannte und die Tür hinter sich zuknallte. Kurz darauf war dann ersticktes Schluchzen zu hören. Er drehte seine Stereoanlage auf, und Def Leppard plärrte aus den Boxen, bis Joyce (die natürlich lernte) an die Wand zwischen ihren beiden Zimmern hämmerte und schrie: »Leiser, du Idiot!«

John hämmerte zurück, nannte sie eine Schlampe und machte so viel Lärm, dass sein Vater in sein Zimmer stürmte, ihn am Arm in die Höhe riss und ihn fragte, was, zum Teufel, los sei mit ihm.

»Gegen was rebellierst du eigentlich?«, fragte Richard. »Du hast doch alles, was du dir nur wünschen kannst!«

»Warum?«, fragte seine Mutter ihren Jungen, und die Tränen liefen ihr über die Wangen. »Was habe ich nur falsch gemacht?«

John zuckte die Achseln. Das war seine einzige Reaktion, wenn sie versuchten, ihn zur Rede zu stellen - die Achseln zucken. Er zuckte die Achseln so oft, dass sein Vater schon sagte, er müsse eine neurologische Störung haben. Vielleicht sollte man ihm Lithium verschreiben oder ihn in einer Nervenklinik unterbringen.

60

»Wie hat das alles angefangen?«, wollte seine Mutter wissen. Es musste doch einen Weg geben, wie sie das korrigieren, wie sie alles wieder zum Besseren wenden konnte. »Wer hat dich dazu angestiftet? Sag mir, wer dir das angetan hat!«

Von John nur ein Achselzucken. Eine sarkastische Bemerkung von seinem Vater. »Bist du jetzt zurückgeblieben? Autistisch? Ist es das, was nicht stimmt mit dir?«

Angefangen hatte es mit Gras. Es gab schließlich einen Grund, warum Nancy Reagan die Kinder ermahnte, einfach Nein zu sagen. Johns erste Dröhnung passierte - passenderweise - direkt nach einer Beerdigung.

Emilys Bruder Barry war bei einem Unfall auf der Autobahn ums Leben gekommen. Unvermittelt. Unheilvoll. Lebensverändernd. Barry war ein großer, kräftiger Kerl, der aß, worauf er gerade Lust hatte, und Zigarren rauchte, als wäre er Fidel Castro. Er nahm Tabletten gegen hohen Blutdruck, musste sich täglich Insulin gegen seinen Diabetes spritzen und arbeitete sich

ganz allgemein langsam, aber sicher aufs Grab zu. Dass er von einem am Steuer eingeschlafenen Lastwagenfahrer getötet wurde, war schon beinahe ein Witz.

Das Begräbnis fand an einem heißen Frühlingsvormittag statt. In der Kirche war John neben seinem Cousin Woody hinter dem Sarg hergegangen. Er hatte noch nie einen anderen Jungen weinen sehen, und John kam sich komisch vor, als sein taffer Cousin, der vier Jahre älter war als er und cooler, als John es sich je erträumen konnte, vor seinen Augen zusammenbrach. Barry war nicht einmal der richtige Vater des Typen gewesen. Woodys Mutter war geschieden - in diesen Tagen ein ziemlich schockierender Vorfall - und nur zwei Jahre mit Barry verheiratet gewesen. John war nicht einmal sicher, ob Woody überhaupt sein Cousin war.

»Komm mit«, hatte Woody gesagt. Sie waren wieder in seinem Haus, das ohne Onkel Barry jetzt so leer wirkte. Sein Onkel war ein geselliger Mensch gewesen, immer aufgelegt zu einem

61

Witz oder einem Kichern zur rechten Zeit, um eine Situation zu entspannen. Johns Vater mochte ihn nicht sehr, und John vermutete, dass das vorwiegend Snobismus war, denn Barry verkaufte Anhänger für Traktoren. Er verdiente gut dabei, aber für Richard war das gleichbedeutend mit Gebrauchtwagen verhökern.

»Komm schon«, sagte Woody zu John und stieg die Treppe zu den Schlafzimmern hinauf.

John schaute sich nach seinen Eltern um, ohne Grund eigentlich, außer dass Woodys Tonfall ihm bedeutete, dass gleich etwas Schlimmes passieren würde. Trotzdem folgte er ihm in sein Zimmer, schloss sogar die Tür ab, als Woody ihn dazu aufforderte.

»Scheiße«, seufzte Woody und ließ sich in den Knautschsessel auf dem Boden fallen. Hinter einigen Büchern auf dem Regal zog er eine Plastiktüte hervor und unter der Matratze ein Päckchen Zigarettenpapier. John beobachtete, wie er geschickt einen Joint drehte.

Als Woody bemerkte, dass er ihm zusah, sagte er: »Ich brauch jetzt ein Tütchen, Mann. Was ist mit dir?«

John hatte noch nie eine Zigarette geraucht, nie etwas Stärkeres als Hustensaft genommen - den Mutter in ihrem Badezimmer unter Verschluss hielt, als wäre er radioaktiv -, doch als Woody ihm den Joint anbot, sagte er nur: »Cool.«

Er verfolgte genau, wie sein Cousin den Rauch in die Lungen zog und ihn dort behielt, denn er wollte nichts falsch machen. Johns Oberlippe war schweißnass, als Woody ihm den Joint reichte. Er hatte mehr Angst davor, sich vor seinem Cousin zu blamieren, als dass er etwas Illegales tat.

John liebte die Entspannung, die auf das Rauchen eines Joints folgte, die Art, wie er allem die Spitze nahm. Es war ihm dann egal, dass sein Vater ihn für einen totalen Versager hielt oder seine Mutter dauernd von ihm enttäuscht war. Der Perfektionismus seiner Schwester Joyce, mit dem sie in die Fußstapfen ihres

62

Vaters trat, nagte nach einem Tütchen nicht mehr an ihm, und eigentlich genoss er das Zusammensein mit seiner Familie sogar eher, wenn er high war. Als seine Eltern dann endlich dahinterkamen, was los war, gaben sie dem ewigen Übeltäter die Schuld: dem schlechten Umgang. Dabei übersahen sie jedoch, dass John Shelley der schlechte Umgang war. In wenigen Wochen war aus dem naiven Trottel ein Kiffer geworden, und er liebte die

Aufmerksamkeit, die diese Verwandlung ihm einbrachte. Dank Woody war er der Junge, der den Stoff besaß. Er war derjenige, der wusste, wo die coolen Partys stiegen, wo auch minderjährige Highschooler willkommen waren, wenn sie nur hübsche Mädchen mitbrachten. Als er fünfzehn war, dealte er bereits. Bei einer Familienfeier bekam er von Woody seine erste Linie Koks, und danach gab es kein Zurück mehr.

Mit siebzehn war er ein verurteilter Mörder.

Soweit John sich erinnern konnte, war Mary Alice Finney der erste Mensch, mit dem er befreundet war, der nicht zur engeren Familie gehörte. Ihre Mütter hatten sich zusammengetan und im wöchentlichen Wechsel die Kinder zur Schule gefahren. Die beiden hatten auf dem Rücksitz gesessen und alberne Spielchen gespielt, damit die Zeit schneller verging. In der Grundschule war ihr Leben noch ziemlich parallel verlaufen. Sie waren die klugen Kinder, diejenigen, die alle Vorteile hatten. Aber in der Junior High wurde dann alles anders. Onkel Barry war tot. John wurde der Anführer der falschen Gruppe. »Du hast dich verändert«, sagte Mary Alice, als er sie eines Tages vor der Mädchenumkleidekabine zur Rede stellte. Sie hielt ihre Schulbücher an die Brust gedrückt, deckte die Front ihres T-Shirts von einem Police-Konzert damit ab, als müsste sie sich schützen. »Ich glaube, ich mag die Person nicht, die zu werden du dir jetzt ausgesucht hast.«

Zu werden ausgesucht. Als hätte er eine andere Wahl. Er hatte sich seinen strengen, barschen Vater nicht ausgesucht und auch

seine oberflächliche Mutter nicht, die Erfinderin der rosa Brille. Er hatte sich Joyce nicht ausgesucht, seine perfekte Schwester, die blöde Kuh, die die Latte so hoch legte, dass er es nie ihm Leben darüberschaffen würde.

Hatte er sich *das* ausgesucht? Er hatte nicht die geringste Chance gehabt.

»Fick dich«, sagte er zu Mary Alice.

»Hätt'st wohl gern«, blaffte sie, fuhr sich mit Schwung durch die Haare, drehte sich um und ließ ihn stehen wie einen Idioten.

An diesem Abend hatte er sich im Spiegel betrachtet, die langen, fettigen Haare, die dunklen Ringe unter den Augen, die Aknepickel auf Stirn und Wangen. Sein Körper hatte seine riesigen Hände und Füße noch nicht ganz eingeholt. Auch im Sonntagsanzug sah er aus wie eine Bohnenstange auf zwei Pappkartons. In der Schule war er ein Außenseiter, im reifen Alter von fünfzehn Jahren hatte er keine wirklichen Freunde mehr, und seine bisherigen sexuellen Erfahrungen beschränkten sich auf die Handlotion seiner Schwester und eine lebhafte Phantasie. Nach diesem Blick in den Spiegel schlich er in den Schuppen im Hinterhof und zog sich so viel Koks in die Nase, dass ihm schlecht wurde.

Von diesem Tag an hasste John Mary Alice Finney. An allem Schlechten in seinem Leben war sie schuld. Er verbreitete Gerüchte über sie. Er machte Witze auf ihre Kosten und in ihrer Hörweite, damit sie nur ja mitbekam, wie sehr er sie verachtete. Wenn sie mit ihren Cheergirls in der Turnhalle auftrat, piesackte er sie mit Zwischenrufen. Manchmal lag er nachts wach im Bett und dachte an sie, verachtete sie, und merkte dann, dass seine Hand, die eben noch flach auf dem Bauch gelegen hatte, nach unten in seine Shorts gewandert war; und dann brauchte er sich nur vorzustellen, wie sie an diesem Tag in der Schule gewesen war, wie sie anderen auf dem Gang zugelächelt hatte, den engen Pullover, den sie getragen hatte, und schon kam es ihm.

»John?« Seine Mutter schien den sechsten Sinn zu haben, denn sie klopfte immer dann an seine Zimmertür, wenn er sich gerade einen herunterholte.

»Wir müssen reden.«

Emily wollte mit ihm über seine immer schlechter werdenden Noten reden, seinen letzten Arrest, über etwas, das sie in seiner Jeanstasche gefunden hatte. Sie wollte mit dem Fremden reden, der ihren Sohn gekidnappt hatte, ihn bitten, ihr ihren Johnny zurückzugeben. Sie wusste, dass ihr Baby irgendwo da drinnen war, und sie würde nie aufgeben. Sogar beim Prozess hatte er ihre stumme Unterstützung gespürt, als er an diesem Tisch saß, sich anhören

musste, wie der Staatsanwalt ihn Abschaum nannte, vor sich eine Bank mit Geschworenen, die ihm nicht einmal in die Augen schauen konnten.

Der einzige Mensch in diesem Gerichtssaal, der noch an John Shelley glaubte, war seine Mutter. Sie wollte diesen Jungen nicht loslassen, diesen kleinen Pfadfinder, diesen Modellflugzeugbauer, dieses kostbare Kind. Sie wollte ihre Arme um ihn legen und alles wiedergutmachen, wollte ihr Gesicht in seinen Nacken drücken und diesen merkwürdigen Geruch nach Plätzchenteig und feuchten Ton einatmen, den sie immer roch, nach dem er mit seinen Freunden im Hinterhof gespielt hatte. Sie wollte, dass er ihr wieder von seinem Tag erzählte, vom Baseballmatch, das er gespielt, von dem neuen Freund, den er gefunden hatte. Sie wollte ihren Sohn. Sie *sehnte* sich nach ihrem Sohn.

Aber er war nicht mehr da.

64

*Decatur City Observer 15. Juli 1985*

#### **ERWACHSENENSTRAFRECHT FÜR SHELLEY IM FINNEY-MORD**

Die Bezirksrichterin Billie Bennett entschied gestern, dass der fünfzehnjährige Jonathan Shelley aus Decatur für den Mord an Mary Alice Finney, ebenfalls aus Decatur, nach dem Erwachsenenstrafrecht zur Rechenschaft gezogen werden soll. Die Anwälte des Angeklagten führten mildernde Umstände an, aber von der Richterbank aus sagte Bennett, dass sie, ausgehend von früheren Verhaftungen des Angeklagten und anderen verschärfenden Umständen, keinen Grund sehe, warum der Jugendliche nicht als Erwachsener angeklagt werden solle. Der Staatsanwalt Lyle Anders kündigte an, sein Büro werde die Todesstrafe fordern. Paul Finney, der Vater des ermordeten Mädchens, sagte vor dem Gerichtssaal Reportern, er sei »erfreut« über die Entscheidung der Richterin. Shelley, dem heimtückischer Mord vorgeworfen wird, ist im De-Kalb County der erste Jugendliche, gegen den nach dem Erwachsenenstrafrecht verhandelt wird. In einer separaten Entscheidung wies Bennett einen Antrag der Verteidigung auf Verweisung des Prozesses wegen Unzuständigkeit des Gerichts ab.

Sechs verurteilte Mörder wurden im Staat Georgia hingerichtet, seit der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die Verfassungsmäßigkeit der Todesstrafe in der Sache *Gregg versus Georgia* bestätigte. Der jüngste Verurteilte, der in der Geschichte des Staates je hingerichtet wurde, war der sechzehnjährige Eddie Marsh, der am 9. Februar 1932 wegen des Mordes an einem Pekannussfarmer aus dem Dougherty County sein Leben lassen musste. Im März dieses Jahres wurde der zweiundzwanzigjährige John Young, der im Alter von achtzehn Jahren drei Senioren im Verlauf eines

Raubüberfalls in ihrem Haus umgebracht hatte, im Georgia Diagnostic and Classification Prison in Jackson auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet.

## Kapitel 9

2. Oktober 2005

John hatte nicht gut geschlafen, was allerdings nichts Neues für ihn war. Im Gefängnis war die Nacht immer das Schlimmste. Man hörte vorwiegend Schreie. Weinen. Und andere Dinge, an die er lieber nicht denken wollte. John war fünfzehn gewesen, als man ihn verhaftete, sechzehn, als er ins Gefängnis kam. Jetzt im Alter von fünfunddreißig hatte er mehr Jahre im Gefängnis verbracht, als er im Haus seiner Eltern geschlafen hatte.

So laut es im Gefängnis auch war, man gewöhnte sich daran. Draußen in der Welt zu sein, schien sehr viel schwieriger. Auto-hupen, Feuerwehrsirenen, überall plärrende Radios. Die Sonne war heller, die Gerüche kamen ihm intensiver vor. Blumen konnten einem Tränen in die Augen treiben, und das Essen fand er fast ungenießbar. Alles besaß zu viel Aroma, und die Auswahl in den Restaurants war viel zu groß, als dass er sich hätte unbefangen an einen Tisch setzen und ein Essen bestellen können.

Als John ins Gefängnis kam, sah man auf den Straßen noch keine Jogger in hautengen Spandex-Shorts und mit Kopfhörern über den Ohren. Funktelefone steckten in Etuis wie große Handtaschen, die man über der Schulter trug, und nur wirklich reiche Leute konnten sie sich leisten. Rap existierte im Mainstream noch gar nicht, und cool war, wer Mötley Crüe oder Poison hörte. CD-Player waren etwas aus *Star Trek*, und *Star Trek* überhaupt zu kennen, bedeutete, dass man ein Science-Fiction-Spinner war.

Er wusste nicht, was er mit dieser neuen Welt anfangen sollte. Er verstand sie einfach nicht. Nichts war noch so, wie er es kann

65

te. An seinem ersten Tag in Freiheit hatte er sich im Haus seiner Mutter in einem Wandschrank verkrochen, die Tür hinter sich zugemacht und geweint wie ein Baby.

»Shelley!«, schrie Art. »Hast du vor zu arbeiten oder nicht?«

John winkte seinem Vorgesetzten und zwang sich zu einem Lächeln. »Sorry, Chef.«

Er ging zu einem grünen Suburban und begann das Wasser von den Seitenblechen zu wischen. Das war auch so eine Sache, die ihn schockiert hatte. Die Autos waren so riesig geworden. Im Gefängnis hatte es einen Fernseher mit nur zwei Kanälen gegeben, und die älteren Insassen durften entscheiden, was angeschaut wurde. Lange vor Johns Ankunft dort war die Antenne abgerissen und dazu benutzt worden, jemandem die Augen aus-

zustechen, und der Empfang war beschissen. Auch wenn der Schnee einmal nicht ganz so dicht war und man das Bild wenigstens einigermaßen sehen konnte, bekam man bei den Autos auf dem Bildschirm kein Gefühl für Größe. Und man fragte sich auch, ob das, was man sah, echt war oder nur für diesen speziellen Film so inszeniert wurde. Vielleicht ging es bei der Serie ja um eine alternative Welt, in der Frauen Röcke trugen, die gerade mal über die Möse reichten, und Männer sich nicht zu fein waren, in engen Lederhosen herumzulaufen und Sachen zu sagen wie: »Mein Vater hat mich nie verstanden.«

Die Jungs lachten über so was immer und riefen »Tunte« und »Schwuchtel« in Richtung des Fernsehers, so dass die nächsten Sätze des Schauspielers nicht zu verstehen waren.

John schaute nicht viel fern.

»Yo, yo«, sagte Ray-Ray und bückte sich, um mit einem Schwamm Silikon auf die Reifen des Suburban zu reiben. Als John den Kopf hob, sah er einen Streifenwagen auf die Einfahrt der Autowaschanlage einbiegen. Ray-Ray wiederholte ständig alles, daher auch sein Name, und er warnte John immer, wenn ein Bulle in der Nähe war. John tat das Gleiche für ihn. Die beiden Männer hatten nie wirklich miteinander geredet, geschweige

66

denn ihre Lebensgeschichten ausgetauscht, aber beide wussten schon vom ersten Augenblick an, was der andere war: ein Ex-knacki.

John wischte nun das Fenster in der Fahrertür, ließ sich damit aber Zeit, damit er den Bullen im Spiegelbild beobachten konnte. Zuerst hörte er den Polizeifunk des Mannes, das beständige statische Rauschen der Diensthabenden in der Einsatzzentrale, die in ihrem privaten Code sprachen. Der Beamte schaute sich um, identifizierte in weniger als zwei Sekunden John und Ray-Ray als Knackis, zog dann seinen Gürtel hoch und ging ins Büro, um für die Autowäsche zu bezahlen. Natürlich würden sie von ihm nichts verlangen, aber es war immer gut, so zu tun als ob.

Die Besitzerin des Suburban stand in der Nähe und telefonierte mit ihrem Handy. John schloss beim Fensterwischen die Augen, lauschte der Stimme und genoss den Tonfall wie ein kostbares Musikstück. Im Knast hatte er ganz vergessen, wie es war, eine Frauenstimme zu hören, den Klagen zu lauschen, die nur Frauen äußern können. Schlechter Haarschnitt. Unhöfliche Verkäufer. Abgebrochene Fingernägel. Männer wollten über *Sachen* reden: Autos, Waffen, Mösen. Über ihre Gefühle redeten sie nicht, außer es ging um Wut,

und auch das dauerte nicht lange, weil sie normalerweise ziemlich schnell etwas dagegen unternahmen.

Alle zwei Wochen war seine Mutter aus Decatur nach Garden City gefahren, um ihn zu besuchen, doch so froh John auch war, sie zu sehen, war es nicht die Art von Frauenstimme, die John hören wollte. Emily war immer positiv eingestellt, erfreut, ihren Sohn zu sehen, auch wenn er ihren Augen ansah, dass sie müde war von der langen Fahrt oder traurig, weil er sich noch ein Tattoo hatte stechen lassen oder seine Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden trug. Tante Lydia kam ebenfalls, aber nur, weil sie seine Anwältin war. Joyce tauchte zweimal pro Jahr mit ihrer Mutter auf, an Weihnachten und an seinem Geburtstag. Sie hasste es, dort zu sein. Man konnte es förmlich riechen.

67

Joyce wollte fast noch mehr wieder raus als John selbst, und wenn sie mit ihm redete, musste er immer an die Art denken, wie die schwarzen Gangs und die Aryans miteinander sprachen. *Du verfickte Niggersau. Du arschgesichtiger weißer Hurenbock. Ich bring dich um, sobald ich die Chance habe.*

Sein Vater besuchte ihn zweimal in der ganzen Zeit, die er einsaß, und daran wollte John lieber nicht denken.

»Entschuldigung?« Die Frau mit dem Handy stand neben ihm. Er konnte ihr Parfüm riechen. Ihre Oberlippe war eine kleine Smokingfliege, Lipgloss ließ ihren Mund feucht schimmern.

»Hallo«, sagte sie halb lachend.

»Entschuldigung«, brachte John gerade so heraus, denn er war entsetzt, dass sie so nahe hatte an ihn herankommen können, ohne dass er es bemerkte. Im Gefängnis wäre er jetzt schon tot.

»Ich sagte >Vielen Dank<.« Sie hielt ihm einen Dollar hin, und er nahm ihn und kam sich dabei zugleich billig und schmierig vor.

So auffällig wie möglich steckte John den Schein in die gemeinsame Trinkgeldkasse, weil er wusste, dass alle Augen in dem Laden auf ihn gerichtet waren. Er tat dasselbe, wenn ein Kunde einem Kollegen ein Trinkgeld gab. Hier traute niemand dem anderen, und das aus gutem Grund. Man brauchte keinen Collegeabschluss, um herauszufinden, warum ein Haufen Typen mittleren Alters für minimalen Lohn plus Trinkgeld im Gorilla Car Wash arbeitete.

Art kam aus dem Büro, rief: »Erste Schicht, Mittagspause!«, und ging dann zu dem Bullen, der am Verkaufsautomaten stand. Scheiße, auch das hatte John

nicht bemerkt. Der Bulle war wieder nach draußen gekommen und hatte ihn beobachtet, und er hatte nichts davon mitbekriegt.

Mit gesenktem Kopf ging John nach hinten, stempelte aus und holte sich sein Mittagessen vom Regal. Im Kühlschrank stand eine Dose Limo, aber zurückgehen würde er jetzt auf keinen

68

Fall, erst wenn der Bulle wieder verschwunden war und Art hinter seinem Schreibtisch saß und das Geld zählte.

Chico, ein anderer Kollege, hockte auf dem Betonmäuerchen im Schatten eines großen Magnolienbaums, der in dem schmalen Grasstreifen hinter der Waschanlage wuchs. John saß gern unter dem Baum, er genoss das Alleinsein und den Schatten, aber an diesem Tag war Chico ihm zuvorgekommen. So etwas wäre im Knast nicht passiert. Einem Mann seinen Platz wegzunehmen war, als würde man seine Schwester in den Arsch ficken. Dort drinnen passierte nichts, das nicht auch einen Preis hatte.

»Wie geht's?«, fragte John und nickte Chico zu, als er an ihm vorbei zu dem Carport ging, der als Verkaufskiosk fungierte. Die Leute vom Kiosk gingen zum Mittagessen aus. Sie verdienten genug Geld, um sich diesen Luxus leisten zu können.

John setzte sich unter der Markise auf den Boden. Er nahm seine Baseballkappe ab und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Früher hatte November fiesen Winter bedeutet, inzwischen musste man schon froh sein, wenn man in der Jacke, die man in der Früh angezogen hatte, mittags nicht schwitzte.

Verdammtd, sogar das Wetter hatte sich verändert.

Er sah sich um, bevor er ein Blatt Papier aus der hinteren Hosentasche zog. Die Kreditauskunft. Ein Teil von ihm hätte sie gestern Abend am liebsten wieder in den Müllbeutel gesteckt, sich nicht weiter darum gekümmert. Irgendein Arschloch gab sich also für ihn aus. Was bedeutete das für John Shelley? Offensichtlich zog der Kerl nicht irgendeine Show ab. Warum sollte er sonst sechs Jahre lang jeden Monat die Kreditkartengebühren bezahlen? John hatte im Gefängnis von allen möglichen Tricks gehört, und obwohl er noch nie wirklich Zugang zu einem Computer gehabt hatte, wusste er, dass das Internet die beste Möglichkeit war, in eine neue Identität zu schlüpfen. Aber das da, das war nichts in der Richtung. Man nahm das Geld und machte sich aus dem Staub. Man blieb nicht auf seinem Arsch sitzen

68

und zahlte pünktlich die monatlichen Gebühren. Es war wie diese alte Masche, dass man fünfzig Pizzas an irgendeine fremde Adresse bestellt, nur dass man dafür mit seiner eigenen Kreditkarte bezahlte.

Er faltete das Blatt zusammen und steckte es wieder in die Tasche. Er sollte das Ganze sein lassen. Es würde nichts Gutes dabei herauskommen. John sollte sich strikt an das halten, was seine Bewährungshelferin ihm gesagt hatte: Konzentriere dich darauf, dein Leben neu aufzubauen. Such dir einen festen Job. Zeig den Leuten, dass du dich verändert hast.

Aber es ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Wie an einem Schiefer, der sich einfach nicht aus der Haut lösen will, hatte er die ganze Nacht daran gezupft und gezerrt und versucht herauszufinden, was das bedeuten könnte. Warum würde irgendjemand das tun? Vielleicht benutzte jemand mit einer Vergangenheit Johns Personendaten als Deckung. Vielleicht war ein Axtmörder oder irgendeine arme Sau, die Pech gehabt hatte, auf der Flucht, und John Shelley erschien demjenigen als gute Tarnung.

Er lachte über diesen Gedanken und biss ein Stück von seinem Erdnussbutter- und-Bananen-Sandwich ab. Man musste schon ziemlich verzweifelt sein, um die Identität eines verurteilten Mörders und registrierten Sexualstraftäters anzunehmen.

Die Erdnussbutter blieb ihm am Gaumen kleben, und er hustete ein paarmal, bevor er zu dem am Boden liegenden zusammengerollten Schlauch ging. John drehte die Spritze auf, trank einen Schluck und beobachtete dabei Ray-Ray, der bei den Staubsaugern mit einer Frau sprach. John sah, dass der andere Mann seine übliche Masche abzog, versuchte, seinen Charme auf die Frau wirken zu lassen. Ihrer Kleidung nach zu urteilen, hätte Ray-Ray sich die Zeit sparen und ihr einfach Geld geben können. Die meisten Kerle im Umkreis des Gorilla bedienten sich auf dem örtlichen Frischfleischmarkt. Ein Stückchen die Cheshire Bridge Road hinauf stieß man auf das Colo

69

nial Restaurant, einen ziemlich schlichten Laden mit billigem, einfachem Essen und jeder Menge Nutten, die auf der Straße und in den Wohnungen dahinter anschafften. Montagvormittags konnte John oft Kerle darüber diskutieren hören, was besser sei: sich früh eine holen, wenn sie noch frisch ist, und dafür mehr bezahlen oder später, wenn sie schon etwas abgenutzt ist, und dafür weniger zahlen.

Die Ökonomie der Straße.

»Leck mich, du Arschloch«, kreischte die Nutte und schlug Ray-Ray die Handflächen an die Brust.

Ray-Ray knurrte etwas und stieß sie nun ebenfalls, so dass sie auf ihren Arsch fiel.

Johns erster Gedanke war, genau dort zu bleiben, wo er war. Man mischte sich nicht in die Scheiße anderer Leute ein. So konnte es nämlich passieren, dass man umgebracht wurde. Das war zwar eine Frau, aber sie arbeitete auf der Straße. Sie wusste sich ihrer Haut zu wehren. Zumindest sah es so aus, bis Ray-Ray ausholte und ihr mit der Faust ins Gesicht schlug.

»Verdamm«, murmelte Chico, als würde er bei einer Wrestling-Meisterschaft am Ring stehen. »Hat ihr nicht mal Zeit zum Aufstehen gelassen.«

John schaute auf seine Schuhe hinunter, die tropfnass waren. Der Schlauch war noch aufgedreht. Deswegen konnte er Probleme bekommen. Er ging zu der Spritze zurück und wusste einen Moment lang nicht mehr, dass es »rechts zu« und »links auf« hieß. Dann rollte er den Schlauch wieder zusammen. Als er den Kopf erneut hob, war Ray-Rays Fuß in der Luft und sauste auf das Gesicht der Nutte zu.

»Hey!«, sagte John und dann noch einmal »Hey«, als Ray-Rays Fuß das Gesicht traf.

Anscheinend war John zu ihnen hinübergelaufen. Anscheinend hatte er unterwegs etwas so laut gerufen, dass nun auch andere auf die Situation aufmerksam wurden. Als sein Hirn seine Handlungen endlich eingeholt hatte, schmerzte seine Faust, als

70

hätte eine Hornisse ihn gestochen, und Ray-Ray lag auf dem Boden.

»Was soll die Scheiße!«, schrie Art. Er war auch an guten Tagen nur knapp über eins fünfzig groß, aber jetzt blieb er nur fünf Zentimeter vor Johns Brust stehen und kreischte zu ihm hoch: »Du gottverdammter Affe!«

Sie schauten beide zu Boden. Einer von Ray-Rays Zähnen lag in einer Blutlache auf dem Trottoir. Der Kerl sah tot aus, aber keiner bückte sich, um ihm den Puls zu fühlen.

Der Bulle stand in der Tür. John ließ den Blick langsam nach oben wandern, von den derben schwarzen Schuhen über die scharfen Bügelfalten an seiner Hose bis zum Halfter, wo eine große Hand am Griff seiner Waffe ruhte, und zwang sich dann, dem Kerl ins Gesicht zu schauen. Der Bulle starrte John direkt in die Augen, während er sein Funkgerät leiser stellte, so dass die Meldungen aus der Zentrale nur noch ein Flüstern waren. »Was ist hier los?« John musste sich sehr zusammennehmen, um nicht sofort mit einer Ausrede herauszuplatzen. »Ich habe ihn geschlagen.«

»Was du nicht sagst, Arschloch!«, blaffte Art. »Du bist verdammt noch mal gefeuert.« Er stieß Ray-Ray mit dem Fuß an. »Mann, Shelley. Womit hast du ihn geschlagen, mit einem verdammt Hammer?«

John ließ den Kopf sinken, er blickte zu Boden. O Gott. Er konnte jetzt nicht mehr ins Gefängnis zurückgehen. Nicht nach dem allen. Nicht nach allem, was er durchgemacht hatte.

»Tut mir leid«, sagte John. »Wird nicht wieder vorkommen.«

»Haste verdammt recht, dass das nicht mehr vorkommen wird«, blaffte Art.

»Das ist der Dank dafür, dass man diesen Typen eine zweite Chance gibt.«

»Ich entschuldige mich«, sagte John noch einmal.

»Hey«, rief die Nutte. »Will mir vielleicht mal jemand helfen?«

Alle Männer schauten nach unten, etwas schockiert, als hät

71

ten sie die Frau völlig vergessen. Die Hure hatte ein hartes Gesicht, eins, in dem man in den unzähligen Fältchen in der Haut ihre Lebensgeschichte lesen konnte. Blut lief ihr aus Nase und Mund, wo Ray-Rays Fuß sie getroffen hatte. Sie lag auf die Ellbogen gestützt da, eine schmutzige weiße Federboa um den dünnen Hals, den verbrauchten Körper kaum verhüllt von einem purpurnen Synthetikminirock und einem schwarzen Tanktop, aus dem die Unterseiten ihrer schlaffen Brüste heraushingen. Keiner wollte sie anfassen.

»Hey, du Ritter in glänzender Rüstung«, sagte sie und wedelte mit der Hand in Johns Richtung. »Komm schon, Hengst. Hilf mir verdammt noch mal auf.« John zögerte kurz, streckte ihr dann aber die Hand entgegen und zog sie hoch. Sie roch nach Zigaretten und Bourbon und stand ziemlich wackelig auf ihren hohen, dünnen Absätzen. Sie stützte sich auf ihn, ihre Hand grub sich in seine Schulter. Er versuchte, nicht zu schaudern vor Ekel, als er daran dachte, wo ihre Hand schon gewesen war. Im Sonnenlicht wirkte ihre Haut fahl, und er vermutete, dass ihre Leber im Arsch war. Sie hätte dreißig, aber auch achtzig sein können.

Jetzt übernahm der Bulle das Kommando. »Willst du mir sagen, was da los war?«

»Er wollte mich nicht bezahlen«, antwortete sie und deutete mit dem Kinn auf den noch immer am Boden liegenden Ray-Ray. Ihre Stimme klang wie Kiesel in einer Schale Schleim. Was sie nicht nuschelte, war wahrscheinlich auch nicht hörenswert.

»Du hast ihn auf Pump rangelassen?«, fragte der Bulle und versuchte erst gar nicht, seine Ungläubigkeit zu kaschieren. Der Mann hatte allerdings recht

damit. John würde Ray-Ray nicht einmal einen versteinerten Scheißhaufen auf Pump verkaufen.

»War'n da drin«, erklärte sie und meinte das Dixie-Häuschen hinter dem Gebäude. »Versuchte, mir Honig ums Maul zu schmieren, der elende Scheißkerl. Meinte, er würde morgen sein' Lohn bekommen.«

72

Der Bulle hob die Augenbrauen. »Willst du mich verscheißen?«

»Ist mir dann hier raus gefolgt und wollte handeln«, fuhr sie fort und griff nach Johns Arm, weil sie noch immer schwankte. »Als wär's 'ne Sonderrabattaktion im Billigmarkt. Blöder Wichser.« Sie hob den Fuß und verpasste Ray-Ray mit der Schuhspitze einen Tritt.

»Hey, hey«, sagte Ray-Ray und drehte sich ächzend auf den Rücken. John vermutete, dass das Arschloch sich nur tot gestellt hatte, und hätte ihn dafür am liebsten noch einmal geschlagen.

Der Bulle stieß Ray-Ray mit dem Schuh an. »Haste versucht, 'ne Nummer umsonst zu schieben, du Schwachkopf?«

Ray-Ray legte die Hand über die Augen, damit er zu dem Bullen hochschauen konnte, ohne von der Sonne geblendet zu werden. »Nein, nein, Mann. Das war nicht so. War überhaupt nicht so.«

»Steh auf, du verdammter Idiot«, befahl der Polizist. »Und du«, er deutete auf die Hure, »wo stehst du?«

Sie wischte sich eben Schmutz von den Ellbogen. »Vorne beim Schnapsladen.« Lautes Rauschen drang plötzlich aus dem Funkgerät des Bullen, und dann: »Einheit einundfünfzig, einundfünfzig?«

Der Bulle schaltete das Mikro ein und sagte: »Ich höre«, wies dann auf John und sagte zu ihm, während er sich gleichzeitig die Meldung anhörte: »Du da, edler Ritter. Sieh zu, dass sie sicher nach Hause kommt. Und du«, er deutete auf Ray-Ray, »bring mich nicht dazu, dass ich dir ein zweites Mal sage, dass du verdammt noch mal aufstehen sollst, sonst verhafte ich dich so schnell, dass dein Bewährungshelfer keine Zeit mehr hat, dir ein Taxi zurück in den Knast zu bestellen.« Ray-Ray sprang auf. Der Bulle schaltete das Mikro ein und sagte: »Roger. Bin in zehn Minuten dort.« Quasi als Nachtrag fragte er dann Art: »Sind Sie damit einverstanden?«

72

Art runzelte so heftig die Stirn, dass sich dort ein V bildete. »Ja, von mir aus«, sagte er schließlich. »Shelley, nimm dir den Tag frei. Und morgen bist du mit klarem Kopf wieder zur Stelle.«

»Vielen Dank«, sagte John, so erleichtert, dass er beinahe geweint hätte.

»Vielen Dank, Sir. Ich werde Sie nicht enttäuschen.«

Der erwiesene Respekt brachte ihm nun selbst ein gewisses Maß davon ein.

»Soll ich diesen stotternden Spinner rauswerfen?«, wollte Art wissen und deutete mit dem Daumen auf Ray-Ray.

John überlegte kurz, aber er wollte sich nicht den Rest seines Lebens umschauen müssen, ob dieses Arschloch ihm vielleicht auflauerte. »Wir kommen schon klar«, sagte er. »Oder, Ray?«

»Ja, ja«, erwiderte Ray. »Alles cool. Alles cool.«

»Schnauze«, sagte Art. »Ich will dich hier bis Mittwoch nicht mehr sehen, kapierst?«

Ray-Ray nickte. Zweimal.

Art warf der Prostituierten einen vernichtenden Blick zu und sagte zu John:

»Schaff sie weg von hier, bevor die Kunden ausbleiben.«

John blieb wohl nichts anderes übrig. Die Hure hatte sich schon wieder an ihn geklammert; ihre knochigen Finger drückten knapp über dem Ellbogen in seinen Arm. Er begann, neben ihr herzugehen, weil irgend etwas ihm sagte, wenn er es nicht tat, würde sie mit dem Gesicht wieder auf der Straße landen. Der Verkehr rauschte vorüber, als sie die Piedmont Avenue hinaufgingen.

John sah jeden Tag unzählige Gelände- und Sportwagen auf dieser Straße entlangfahren. Da an einem Ende Buckhead und am anderen Ansley Park lag, gehörten die einzigen Schrottkarren, die John auf der Straße sah, den Dienstmädchen, Landschaftsgärtner, Pooljungs und all den anderen glücklosen Gestalten, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, die Scheißjobs zu machen, die die Reichen nicht tun wollten.

73

»Blödes Arschloch«, murmelte die Nutte, während sie auf Grün warteten. Ihre dünnen Finger gruben sich noch tiefer in sein Fleisch, als sie versuchte, auf ihren lächerlich hohen Absätzen das Gleichgewicht zu bewahren. »Wart mal 'nen Augenblick«, sagte sie und zog sich weiter an ihm festhaltend, zuerst den einen, dann den anderen Schuh aus. »Scheißabsätze.«

»Ja«, sagte John, weil sie offensichtlich eine Antwort erwartete.

»Die Autos haben Rot«, stellte sie fest und zerrte ihn auf die Straße, als der Verkehr an der Ampel anhielt. »Mann, tun mir die Füße weh.« Sie schaute zu ihm auf, als sie die andere Straßenseite erreichten. »Hab 'nen lockeren Zahn, weißt du. Wo er mich getreten hat.«

»Oh«, sagte John und dachte, wenn sie glaubte, dass er das Geld hätte, sie zum Zahnarzt zu schicken, wäre sie entweder blöd oder verrückt. »Okay. Ja. Tut mir leid.«

»Nein, du blöder Wichser. Das soll heißen, ich kann's dir mit den Händen machen, aber du kannst ihn mir nicht in den Mund stecken.«

John fiel erst auf, dass er die Zähne zusammenbiss, als ihn der Unterkiefer schmerzte. »Nein«, erwiderte er. »Ist schon okay.«

»Hör mal.« Sie blieb stehen, ließ ihn los und fing sofort an zu schwanken wie ein Floß mitten in einem Sturm. »Du kannst jetzt zurück, Romeo. Den Rest des Wegs schaff ich auch allein.«

»Nein«, wiederholte er und fasste sie am Arm. Bei seinem Glück würde sie auf die Straße fallen, und der Bulle würde ihm eine Klage wegen fahrlässiger Tötung anhängen. »Gehen wir.«

»Upps«, sagte sie, als sie auf einem aufgeplatzten Stück Bürgersteig stolperte und ihre Knie einknickten.

»Langsam«, sagte er und spürte dabei, wie dünn sie war. Er glaubte schon fast zu fühlen, wie ihre Knochen sich in ihrem Fleisch bewegten.

74

Völlig unvermittelt erklärte sie: »Innen Arsch mach ich nicht.«

John wusste nicht, was schlimmer war: der Gedanke an ihren Mund oder der an ihr Arschloch. Bei einem schnellen Blick auf die wunden Stellen an ihren Armen und Beinen kam ihm das Sandwich vom Mittagessen beinah wieder hoch.

»Okay«, sagte er, weil er nicht wusste, warum sie so mitteilsam war, und sich wünschte, sie würde schweigen.

»Lässt mich so komisch scheißen«, fuhr sie fort und warf ihm einen schnellen Blick zu. »Ich dachte, ich sag's dir gleich, falls du so was in der Richtung vorhast.«

»Ich will nur, dass du sicher zurückkommst«, versicherte er ihr. »Mach dir wegen dem anderen keine Gedanken.«

»Nichts ist umsonst«, sagte sie und lachte auf. »Außer vielleicht diesmal.

Natürlich die Begleitung - na, wenn du das als deine Bezahlung betrachtest, ist es auch nicht gerade umsonst.«

»Ich musste sowieso in die Richtung«, log er. »Ich wohne dort hinten.«

»Morningside?«, fragte sie und meinte eins der wohlhabenderen Viertel, die an die Cheshire Road grenzten.

»Ja«, sagte er, »zweistöckiges Haus mit Garage.« Sie stolperte wieder, und er bewahrte sie davor, aufs Gesicht zu fallen. »Komm weiter.«

»Musst ja nicht gleich grob werden.«

Er schaute auf seine Hand, die ihren Arm umklammert hielt. Sein Griff war so fest, dass sich, als er sie losließ, die Abdrücke seiner Finger rot auf ihrer Haut abzeichneten. »Das tut mir leid«, sagte er und meinte es wirklich so. O Gott, er dachte die ganze Zeit an Frauen und wusste nicht einmal, wie er sie halten sollte, ohne ihnen wehzutun. »Ich bringe dich einfach zurück, okay?«

»Schon fast da«, sagte sie und hielt dann gnädigerweise den Mund, während er sich darauf konzentrierte, sie über die holprige Stelle zu führen, wo das Pflaster des Bürgersteigs endete und in einen Kiesweg mündete.

75

John ließ sie vorausgehen, blieb zwei Schritte hinter ihr, falls sie seitwärts auf die Straße kippte. Erst jetzt begriff er die Ungeheuerlichkeit des eben Passierten. Was hatte er sich nur dabei gedacht? Es gab keinen Grund, warum er sich in Ray-Rays Probleme einmischen sollte, und jetzt verlor er einen Tageslohn dafür, dass er diese Nutte zurück zu ihrem Standplatz führen durfte, wo sie pro Stunde wahrscheinlich mehr verdiente als er in drei. Mann. Er hätte seinen Job verlieren können. Er hätte wieder ins Gefängnis wandern können.

Art bekam ein hübsches Sümmchen vom Staat dafür, dass er einen Strafentlassenen beschäftigte, und dazu noch Steuererleichterungen vom Bundesstaat. Aber auch damit war es John nach seiner Entlassung fast unmöglich gewesen, einen Job zu finden. Wegen seines Status als Sexualstraftäter durfte er nicht mit Kindern arbeiten oder im Umkreis von hundert Metern um eine Schule oder eine Tagesstätte wohnen. Rein rechtlich durften Arbeitgeber einen Vorbestraften nicht diskriminieren, aber sie fanden immer Mittel und Wege, das Recht zu umgehen. John hatte neunzehn Bewerbungsgespräche hinter sich, als er auf diese Autowaschanlage stieß. Diese Gespräche liefen immer gleich ab: »Wie geht's/wir hätten Sie sehr gerne hier bei uns/füllen Sie einfach dieses Formular aus, und dann melden wir uns bei Ihnen.« Wenn er dann in der Woche darauf anrief, weil er nichts von ihnen gehört hatte, hieß es immer: »Wir haben die Stelle bereits anderweitig besetzt/wir haben einen qualifizierteren Bewerber gefunden/tut uns leid, aber wir müssen Personal reduzieren.«

»Qualifizierter, um Kisten zu packen?«, hatte er einen gefragt, den Transportmanager einer Pastetenfabrik. »Hören Sie, Kumpel«, hatte der Kerl geantwortet, »ich habe eine Tochter im Teenageralter. Sie wissen, warum Sie den Job nicht bekommen haben.«

Wenigstens war er ehrlich.

Die Frage war Standard auf jedem Bewerbungsformular. »Von

76

kleineren Verkehrsübertretungen abgesehen, wurden Sie je wegen eines Verbrechens verurteilt?«

John musste jedes Mal ja ankreuzen. Die Leute beschafften sich immer Hintergrundinformationen und würden es so oder so herausfinden.

»Bitte erläutern Sie Ihre Verurteilung in dem dafür vorgesehenen Kästchen.« Er musste es erklären. Sie könnten seine Bewährungshelferin fragen. Sie könnten einen Polizisten bitten, seine Akte aufzurufen. Sie könnten ins Internet gehen und würden ihn auf der Site des GBl unter »verurteilte Sexualstraftäter in Atlanta und Umgebung« finden. Unter dem Namen Jonathan Winston Shelley würden sie lesen, dass er eine Minderjährige vergewaltigt und ermordet hatte. Der Staat unterschied nicht zwischen minderjährigen und erwachsenen Straftätern, deshalb erschien er nicht als jemand, der dieses Verbrechen begangen hatte, als er selbst noch minderjährig war, sondern als ein erwachsener Pädophiler.

»Hallo«, sagte die Nutte. »Bist du noch da, mein Hübscher?«

John nickte. Er war völlig in Gedanken versunken gewesen, war ihr gefolgt wie ein Hündchen. Sie standen vor dem Schnapsladen. Ein paar Mädchen arbeiteten bereits, hofften auf Mittagskundschaft.

»Hey, Robin«, schrie die Nutte. »Komm mal her.«

Die Frau, die offensichtlich Robin war, kam zu ihnen, mit sichereren Schritten auf ihren hohen Absätzen als Johns Begleiterin.

Zehn Meter vor ihnen blieb sie stehen. »Was, zum Teufel, ist denn mit dir passiert?« Sie schaute John an. »Hast du sie so zugerichtet, du Hurensohn?« »Nein«, antwortete er, und weil sie allem Anschein nach in ihrer Handtasche nach etwas suchte, das ihm große Schmerzen bereiten würde, fügte er hinzu: »Bitte. Ich habe ihr das nicht angetan.«

76

»Ach, der hat nichts getan, meine Kleine«, besänftigte die Ältere die Jüngere.

»Er hat mich vor diesem Arschloch da unten in der Waschanlage gerettet.«

»Vor welchem?«, fragte Robin, noch immer bis zum Überkochen wütend. So wie sie John musterte, war ihm klar, dass sie noch nicht so recht wusste, was sie von ihm halten sollte; ihre Hand steckte noch immer in der Tasche, wahrscheinlich um ein Pfeffer spray oder einen Hammer gekrallt.

»Vor welchem? Vor welchem?«, wiederholte die Ältere, ein gute Imitation von Ray-Ray. »Diesem dünnen Nigger, der alles zweimal sagt.« Sie schaute zu John

hoch und klimperte mit den Wimpern. »Du magst sie ein bisschen jünger, stimmt's, Süßer?«

John spürte, wie sein Körper sich verspannte.

»Nein, so hab ich das nicht gemeint«, fuhr sie fort und strich ihm wie einem Kind beruhigend über den Rücken. Jetzt, da sie sich wieder in ihrer vertrauten Umgebung befand, hatte sie fast etwas Mütterliches an sich. »Hör mal, Robin, tu mir einen Gefallen, mach's ihm halb-halb. Er hat mir wirklich den Arsch gerettet.«

Robin öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber er stoppte sie. Er hob die Hand und sagte: »Nein, wirklich. Das ist schon in Ordnung.«

»Ich zahle meine Schulden immer«, beharrte die ältere Nutte.

»Freundlichkeiten von Fremden oder was sonst.« Mit dem Blick verfolgte sie ein Auto, das eben auf den Parkplatz fuhr. »Scheiße, das ist mein Stammgast«, sagte sie und wischte sich mit dem Handrücken Blut von der Oberlippe. Sie winkte John noch einmal zu, als sie in das Auto des Mannes stieg, und schrie etwas, das er nicht verstand.

John sah dem Auto nach und spürte dabei die ganze Zeit Robins Blick auf sich. Sie hatte den gleichen Starrblick wie ein Bulle: *Was hast du verdammt noch mal vor, und wo muss ich dich treffen, damit du in die Knie gehst?*

77

Sie sagte: »Ich bin doch nicht ihre Scheiß Vertretung.«

»Zerbrich dir deswegen nicht den Kopf«, entgegnete er und hob noch einmal die Hände. »Wirklich.«

»Was?«, fragte sie. »Bist du dir zu fein, dafür zu bezahlen?«

»Das habe ich nicht gesagt«, entgegnete er und spürte, wie er rot wurde. Fünf oder sechs andere Nutten standen herum, die ihren Wortwechsel ganz ungeniert verfolgten, und bei ihrem amüsierten Mienenspiel hatte er das Gefühl, dass sein Schwanz mit jeder Sekunde kleiner wurde.

Er fügte hinzu: »Und sie hat nichts von Bezahlen gesagt.« Als Robin ihm nicht sofort etwas anderes entgegen blaffte, sagte er: »Ich hab ihr nur einen Gefallen getan.«

»Aber du hast *mir* keinen Gefallen getan.«

»Dann tu du mir auch keinen«, erwiderte er und wandte sich zum Gehen.

»Hey!«, schrie sie. »Lass mich nicht einfach so stehen.«

Ohne nachzudenken hatte er sich umgedreht, als sie anfing zu schreien. Ganz offensichtlich bediente sie ihr Publikum. Er spürte, wie er noch ein paar Zentimeter schrumpfte.

Mit bemüht ruhiger Stimme fragte er: »Was?«

»Ich sagte, lass mich nicht einfach so stehen, du blöder Sack.«

John schüttelte den Kopf. Viel schlechter konnte der Tag nicht mehr werden, dachte er. »Willst du es wirklich tun?«, fragte er und griff in die Hosentasche. In den letzten drei Wochen hatte er zwanzig Dollar pro Woche gespart, damit er die Raten für den Fernseher stemmen konnte. Er hatte fünfzig in der Tasche und siebzig im Schuh. John bezweifelte, ob das Mädchen während der mittäglichen Stoßzeit auch nur halb so viel verdiente. Mann, das kriegte er ja kaum pro Tag.

Sie reckte trotzig das Kinn vor. Anscheinend hatten sie diese Geste in der Nuttenschule gelernt oder wo auch immer. Sie fragte: »Wie viel hast du?«

»Genug«, sagte er. Was trieb er da eigentlich? Seine Zunge fühlte sich im Mund ziemlich dick an, und er hatte mehr Spei

78

chel, als er bewältigen konnte. Aber das Geldherzeigen hatte gewirkt. Das Gegacker war verstummt.

Robin starrte ihn noch ein paar Sekunden an und nickte dann einmal. »Okay«, sagte sie, »willst du was zu essen und zu trinken?«

John kaute auf der Unterlippe und überschlug im Kopf, wie viel ihn das kosten würde. »Ich habe eben gegessen«, erwiderte er. »Wenn du was trinken willst...«

»O Gott«, stöhnte sie und verdrehte die Augen. »Bist du ein Bulle?«

»Nein«, sagte er, wusste aber nicht, worauf sie hinauswollte.

»Halb-halb«, sagte sie. »Essen und Trinken.«

Johns Blick fiel auf die anderen Frauen. Sie lachten schon wieder über ihn.

»Schnauze«, blaffte Robin, und im ersten Augenblick dachte John, sie würde ihn meinen. »Komm«, sagte sie und fasste ihn am Arm.

Zum zweiten Mal an diesem Tag ging John mit einer Nutte die Straße entlang. Die neue war um einiges besser als die letzte. Zum einen wirkte sie sauberer. Ihre Haut fühlte sich wahrscheinlich weich an. Sogar die Haare sahen gut aus - dicht und gesund, nicht strähnig von zu vielen Drogen oder mit irgendeiner billigen Perücke bedeckt. Sie roch auch nicht wie eine Raucherin. Johns Zellengenosse war Kettenraucher gewesen, der eine an der anderen angesteckt hatte. Der Kerl konnte nicht mal mehr als eine Stunde schlafen, ohne aufzuwachen und eine zu rauchen, und es gab Tage, an denen er schlimmer stank als ein Aschenbecher.

Robin zog ihn in das Waldstück hinter dem Colonial Restaurant und fragte ihn über die Schulter hinweg: »Hast du genug für ein Zimmer?«

Er antwortete nicht, konnte einfach nicht glauben, dass das alles wirklich passierte. Sie hielt seine Hand, ging mit ihm durch den Wald, als hätten sie ein Rendezvous. Er wollte ihre Stimme

79

noch einmal hören. Der Ton war besänftigend, obwohl sie es ganz offensichtlich eilig hatte, die Sache hinter sich zu bringen.

Sie blieb stehen, ließ aber seine Hand nicht los. »Hey, ich hab dich gefragt, ob du genug für ein Zimmer hast.« Sie deutete auf die Bäume. »Ich mach's nicht gern hier draußen wie irgendein Tier.«

Er musste sich räuspern, bevor er etwas erwidern konnte. Sein Herz hämmerte so heftig, dass sich sein T-Shirt bewegte. »Ja.«

Sie rührte sich nicht. »Du schwitzt ja.«

»'tschuldigung«, sagte er, zog seine Hand zurück und wischte sie sich an seiner Jeans ab. Er brachte ein dummliches, verlegenes Lächeln zustande. »Tut mir leid«, sagte er noch einmal.

Sie starrte ihn wieder mit diesem harten Blick an, versuchte herauszufinden, was er eigentlich wollte. Ihre Hand steckte in ihrer Handtasche. »Alles okay mit dir?«

John schaute sich um und dachte, egal, was sie in ihrer Handtasche versteckte, es war ein echter Fehler, dass sie mit fremden Männern in den Wald ging. »Es ist hier nicht sicher«, sagte er. »Ich könnte ja sonst wer sein.«

»Du hast so was noch nie gemacht.« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Er dachte an Randall, den Jungen in dem Laden, an die Art, wie sein Adamsapfel hüpfte, als John sich ihn vornahm. Jetzt spürte er, wie sich ihm selbst die Kehle zuschnürte und ihm das Reden schwerfiel.

»Hey«, sagte sie und strich ihm über den Arm. »Na komm, großer Junge. Ist schon okay.«

John fiel auf, dass ihre Stimme sich verändert hatte. Er wusste nicht, warum, aber plötzlich redete sie mit ihm, als wäre er ein menschliches Wesen und nicht etwas, das sie sich von der Schuhsohle kratzen musste.

»Ich wollte das alles gar nicht«, sagte er und erkannte, dass

79

auch er plötzlich anders klang. Sanft. Richtig sanft, als würde er ihr vertrauen, ihr etwas anvertrauen. Ohne Vorwarnung kamen aus seinem Mund die Worte: »O Gott, du bist so hübsch«, als wäre er irgendein erbärmlicher Spinner. Er versuchte, den Eindruck zu korrigieren, indem er hinzufügte: »Ich weiß, das klingt blöd, aber du bist es wirklich.« Er betrachtete ihr Gesicht,

suchte nach etwas, das er ihr sonst noch sagen konnte, irgendeinen Beweis, dass er kein Spinner war, dem sie eine Ladung Pfefferspray ins Gesicht sprühen musste.

Ihr Mund wirkte weich, ein Mund, den man ewig küssen konnte.

Nein, über ihren Mund durfte er nicht reden. Das war zu sexuell. Ihre Nase? Nein, das war dumm. Niemand redete über hübsche Nasen. Man atmete durch sie, manchmal liefen sie, und man schnäuzte sie. Man hatte sie einfach im Gesicht.

»Alles okay?«, fragte sie wieder.

»Deine Augen«, platzte es aus ihm heraus, und er kam sich dabei mehr denn je wie ein Idiot vor. Er hatte es so laut gesagt, dass sie zusammenzuckte. »Ich meine«, fuhr er leiser fort, »es tut mir leid. Ich habe nur eben gedacht, dass deine Augen...« Mann, sie trug so viel Make-up, dass man es gar nicht beurteilen konnte. »Ich denke, du hast schöne Augen.«

Sie starrte ihn an und fragte sich wahrscheinlich, wie schnell sie die Dose aus der Tasche ziehen konnte, um ihn kampfunfähig zu machen. Vielleicht überlegte sie auch, ob sie sich sein Geld schnappen solle, wenn er zu Boden ging. »Weißt du«, sagte sie schließlich, »du musst mir nicht den Hof machen. Bezahl mich einfach.«

Er steckte die Hand in die Tasche.

»Nicht jetzt, Baby«, sagte sie, plötzlich nervös. Er machte irgendetwas falsch. Es gab eine korrekte Art, so was zu tun, aber John kannte sie nicht.

80

»'tschuldigung«, sagte er.

»Du bezahlst mich im Zimmer«, erklärte sie und winkte ihm. »Es ist gleich da drüben.«

Er blieb stehen, seine Füße wollten sich nicht bewegen. Mein Gott, er kam sich wieder vor wie ein pickliger Junge, der nicht wusste, wie er es mit einem Mädchen anstellen sollte.

Allmählich klang sie verärgert. »Jetzt komm, großer Junge. Zeit ist Geld.«

»Lass uns hierbleiben«, sagte er, und als sie protestieren wollte, schnitt er ihr einfach das Wort ab. »Nein, nicht das. Lass uns einfach hier stehen bleiben und reden.«

»Du willst reden? Geh zu einem Seelenklempner.«

»Ich bezahl dich.«

»Macht dich das an?«, fragte sie. »Ich fange an zu reden, und du holst dir einen runter? Auf keinen Fall.«

Sie ging bereits wieder in Richtung Straße.

Er zog hastig das Geld aus der Tasche. Ein paar Scheine flogen ihm aus der Hand, und er bückte sich, um sie einzusammeln. Als er den Kopf hob, war sie bereits ein Stückchen entfernt.

Er rief: »Fünfzig Dollar!«, und sie blieb stehen.

Sie drehte sich langsam um. Er konnte nicht sagen, ob sein Angebot sie noch mehr verärgert oder einfach nur wütend gemacht hatte.

»Hier«, sagte er, richtete sich auf, ging zu ihr und legte ihr das Geld in die Hand. Es waren viele Einer, ein paar Fünfer - sein gesamter Anteil an der gemeinschaftlichen Trinkgeldkasse in der Waschanlage.

Er sagte: »Ich behalte die Hose an, okay. Keine komischen Sachen.«

Sie versuchte, ihm das Geld zurückzugeben. »Verarsch mich nicht, okay?«

»Bestimmt nicht«, erwiderte er, und ein Anflug von Verzweiflung schwang in seiner Stimme mit. Er war schon wieder dabei,

81

sie zu verscheuchen, und diesmal würde kein Geld der Welt sie zurückholen.

»Nur reden«, sagte er und drückte ihr das Geld erneut in die Hand. »Erzähl mir einfach etwas.«

Sie verdrehte die Augen, behielt aber das Geld. »Was soll ich dir erzählen?«

»Irgendwas«, antwortete er. »Erzähl mir...« O Gott, ihm fiel einfach nichts ein.

»Erzähl mir...« Er starrte sie an, als suchte er in ihrem Gesicht nach einem Hinweis - irgendwas, das sie noch ein bisschen länger bei ihm halten würde.

Er betrachtete ihren wunderschönen Mund, wie er vor Ärger und vielleicht auch so etwas wie Neugier zuckte. »Dein erster Kuss«, sagte er schließlich.

»Erzähl mir von deinem ersten Kuss.«

»Jetzt nimmst du mich aber wirklich auf den Arm.«

»Nein«, sagte er. »Tu ich nicht.« Er entfernte sich ein paar Schritte von ihr und streckte die Hände seitlich weg, um ihr zu zeigen, dass er sich keinen runterholen wollte. »Erzähl mir einfach von deinem ersten Kuss.«

»Was, willst du hören, dass es mit meiner Schwester war? Mit meinem Vater?«

»Nein«, entgegnete er kopfschüttelnd. »Bitte nicht lügen.«

Sie verschränkte die Arme und musterte ihn noch einmal von Kopf bis Fuß.

»Du gibst mir fünfzig, nur damit ich dir von meinem ersten Kuss erzähle?« Er nickte.

Sie schaute hinter sich, dann wieder zu ihm. Sie zählte das Geld, die Scheine wanderten von einer Hand in die andere, während ihre Lippen sich stumm bewegten. »Na gut«, meinte sie schließlich und steckte das Geld vorne in ihr T-Shirt. »Stewie Campano.«

Er lachte über den Namen.

»Ja«, sagte sie und lächelte nun zum ersten Mal. Sie hatte perfekte, gerade

Zähne. »Ein echter Romeo, unser Stewie.« »Bist du mit ihm gegangen?«

»Mann, nein«, erwiderte sie ein wenig beleidigt. »Er war zwei

82

Jahre jünger als ich, ein Freund meines kleinen Bruders. Wir haben da eines Tages halt so rumgespielt.«

»Was gespielt?« Sie runzelte die Stirn, und er fügte schnell hinzu: »Nein, um das geht es mir nicht. Ich will einfach nur wissen, was ihr gemacht habt.«

»Sind in seinem Pool geschwommen«, sagte sie zögernd, weil ihr anscheinend noch immer nicht ganz klar war, worauf er eigentlich hinauswollte. »Das war der einzige Grund, warum ich mit meinem Bruder zu ihm gegangen bin, weil Stewie einen Swimmingpool hatte.«

John spürte, dass sein Lächeln zurückkehrte.

Sie hatte beschlossen, die Geschichte weiterzuerzählen. »Also, wie gesagt, es war ziemlich spät an einem Abend, Vollmond und das alles, und wir haben im Pool geplanscht, einfach nur herumgealbert, und er hat mich angeschaut, und ich hab ihn angeschaut, und dann hat er sich einfach herübergebeugt und mich geküsst.«

»Richtiger Kuss oder Kinderkuss?«

»Kinderkuss«, sagte sie, und ihr Lächeln legte einen Zauber über ihr Gesicht.

Sie war wirklich wunderschön, eine dieser dunkelhaarigen Frauen mit olivfarbenem Teint, von denen die Dichter immer schwärmt.

Ihr Lächeln wurde schelmisch. »Und dann ein richtiger Kuss.«

»Weiter so, Stewie«, sagte John und stellte sich die Szene vor -der Garten hinterm Haus, der Mond, das Kleinzeug, das im Wasser des Familienpools trieb. »Wie alt warst du damals?«

»Dreizehn«, gab sie zu.

»Dann war Stewie also...«

»Zehn. Ich weiß.« Sie hob die Hände. »Kinderverderberin. Ich bekenne mich schuldig.«

John staunte über den Wagemut dieses Jungen. »Gott, ich glaube, als ich zehn war, wusste ich überhaupt noch nicht, was ein Zungenkuss ist.«

»Na ja, ich war dreizehn, und ich wusste es auch nicht«,

82

erklärte sie. Dann lachte sie, vielleicht über die Erinnerung, vielleicht über die Absurdität der Situation. Auch John lachte, und es war eine so süße Befreiung,

dass er zum ersten Mal in fünfundzwanzig Jahren wirklich glaubte, mit ihm sei alles okay.

»Ach du meine Güte«, sagte Robin, »an diesen Jungen habe ich seit Jahren nicht mehr gedacht.«

»Was macht er jetzt, was meinst du?«

»Wahrscheinlich ist er Arzt.« Sie lachte noch einmal, ein kurzer, scharfer, amüsiertes Laut. »Gynäkologe.«

John lächelte noch immer. »Danke«, sagte er.

»Ja.« Sie presste die Lippen zusammen. »Hey, wie heißt du eigentlich?«

»John.«

Sie lachte, als hätte er einen Witz gemacht.

»Nein, wirklich. John Shelley.« Er streckte ihr die Hand entgegen, und sie trat einen Schritt zurück, »tschuldigung«, sagte er wieder und ließ die Hand sinken. Was hatte er getan? Was hatte er falsch gemacht?

»Schon okay. Ich muss jetzt nur wieder zurück.« Sie schaute über die Schulter.

»Mein Aufpasser sucht sicher bald nach mir, und ich...«

»Ist schon okay«, entgegnete er. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, weil er nicht wusste, was er sonst mit ihnen anfangen sollte. »Tut mir leid, wenn ich....«

»Kein Problem«, unterbrach sie ihn.

»Ich begleite dich.«

»Ich kenne den Weg«, meinte sie und rannte fast zur Straße zurück.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als ihr nachzusehen und sich zu fragen, was er Falsches gesagt hatte, was sie in die Flucht geschlagen hatte. Fünfzig Dollar. Mit fünfzig Dollar konnte er sich vieles kaufen. Essen. Miete. Klamotten. Lachen. Wie ihre Augen funkelten, wenn sie wirklich lächelte. So etwas konnte

83

man nicht kaufen. Ja, sie hatte das Geld genommen, aber ihr Lachen - das war etwas Echtes zwischen ihnen beiden gewesen. Sie hatte mit ihm geredet, wirklich mit ihm geredet, weil sie es so wollte, nicht wegen der fünfzig Mäuse.

Wie angewurzelt stand John in dem Waldstück, und mit geschlossenen Augen beschwore er noch einmal ihre Stimme, ihr Lachen herauf. Sie hatte irgendwo einen Bruder. Sie war in einem Viertel mit einem Pool aufgewachsen. Ihre Eltern hatten einiges an Geld für ihre Zähne ausgegeben, ihr vielleicht sogar Ballettstunden bezahlt, damit sie einen schlanken Tänzerinnenkörper bekäme und vielleicht so würde wie Joyce, ein Mädchen, das ihr Essen so schnell

umsetzte, dass sie nur einmal um den Block zu gehen brauchte, um ihre Figur zu halten.

Von der Straße drang eine Hupe zu ihm, und John öffnete die Augen. Warum war er mit ihr nicht in dieses Hotelzimmer gegangen? Fünfzig Dollar. Das war mehr als ein Tag Arbeit für ihn. Ein ganzer Tag Autos wischen, den Dreck anderer Leute wegräumen, auf Art warten, bis der herauskam und seine Arbeit inspizierte und auf einen nicht existenten Fleck auf einer Windschutzscheibe deutete, damit der Kunde auch dachte, er bekomme etwas für sein Geld.

Fünfzig Dollar, und wofür? Für die Erinnerung an den Kuss von jemand anderem?

John brach einen überhängenden Zweig ab, als er zur Straße zurückging, anders als beim Herweg, damit er nicht wieder bei dem Schnapsladen herauskam. Er könnte sie jetzt in den Armen halten, mit ihr schlafen. Er blieb stehen und lehnte sich an einen Baum, und seine Lunge fühlte sich an, als würde ihm die Luft wegbleiben.

Nein, dachte er. Er würde in dem Zimmer das Gleiche tun, was er jetzt tat: einen Narren aus sich machen. In Wahrheit hatte John noch nie mit einer Frau geschlafen. Er hatte nie die Intimität erlebt, über die man in Büchern las; nie hatte eine Ge

84

liebte seine Hand in die ihre genommen, seinen Nacken gestreichelt, seinen Körper an den ihren gezogen. Die letzte Frau, die er geküsst hatte, war die einzige Frau gewesen, die er je geküsst hatte, und damals war sie keine Frau gewesen, sondern ein Mädchen. John erinnerte sich an das Datum, als wäre es in seinem Hirn eingearbeitet: 15. Juni 1985.

Er hatte Mary Alice Finney geküsst, und am nächsten Morgen war sie tot.

84

**Kapitel 10**

**10. Juni 1985**

Als kleiner Junge spielte John gerne im Dreck, baute Dinge mit seinen Händen und riss sie dann Stück um Stück wieder ein. Wenn seine Mutter ihn mit schlammverschmierter Hose und Zweigen in den Haaren die Straße entlangkommen sah, lachte sie nur, befahl ihm, sich hinten im Garten auszuziehen, und dann nahm sie den Schlauch und spritzte ihn ab, bevor sie ihn ins Haus ließ.

Nachts schlief er immer sehr tief nach seinen anstrengenden Tagen. John war kein Junge, der halbe Sachen machte. Er war mager für sein Alter, seine Brust fast eingefallen, aber das glich er mit reiner Willenskraft wieder aus. Falls auf

der Straße irgendein Spiel lief, war er dabei, und trotz seiner Statur war er nie der Letzte, der für eine Mannschaft ausgesucht wurde. Softball, Baseball, Völkerball - er liebte die Bewegung. American Football passte kaum zu seiner Statur, aber er spielte in allen Ligen, sobald er alt genug dafür war. Als er in die Junior High kam, war er deutlich gewachsen, aber seine Figur war eher die einer Bohnenstange als die eines Athleten. Trotzdem war der Footballtrainer beeindruckt gewesen von seiner Vitalität und Dynamik, und schon in der ersten Woche in der Junior High war er auf dem Spielfeld und riss sich den Arsch auf; jeder Muskel in seinem Körper jubilierte vor Freude über die Aussicht, mit den Cracks zu spielen.

In der Highschool lernte er dann, dass man nicht Football spielen durfte, wenn man schlechte Noten hatte. Er ärgerte sich mehr als erwartet, als er aus dem Team ausgeschlossen wurde.

85

In einem plötzlichen Wutanfall schleuderte er seinen Helm gegen die Wand und hinterließ ein großes Loch in der Rigips-platte. Er fing an, nach der Schule in der Nachbarschaft herumzustreunen, denn er wusste, wenn er nach Hause ging, würde seine Mutter ihn fragen, warum er nicht im Training sei. Den Brief des Trainers an seine Eltern hatte er in den Papierkorb geworfen und den Schaden an der Wand mit dem Geld aus seinen Drogengeschäften bezahlt. Er dachte sich, bei der Zeugnisvergabe am Ende des Jahres würden seine Eltern sowieso erfahren, was passiert war, und er wollte seine Freiheit so lang wie möglich genießen, bevor sein Vater über ihn herfiel wie die personifizierte Rache Gottes.

Auch nachdem sein übriges Leben in die Brüche gegangen war, machte John noch immer gern Spaziergänge. Als er wegen der Tüte Gras in seinem Spind zum ersten Mal von der Schule verwiesen wurde, schlenderte er fast den ganzen Tag durch die Nachbarschaft. Nach dem Diebstahl der Kassette erhielt er von seinem Vater sechs Monate Hausarrest. Wäre seine Mutter nicht gewesen (»Sei in einer Stunde zurück, und sag deinem Vater nichts«), wäre er in seinem Zimmer wahrscheinlich eingegangen. Manchmal dachte er, dass es genau das war, was sein Vater wollte. Soll der schlechte Sohn doch einfach verschwinden, aus den Augen, aus dem Sinn. Dr. Richard hatte ja noch Joyce, ein gutes Kind.

John war gern draußen, liebte es, die Bäume im Wind schwanken oder die Blätter zu Boden fallen zu sehen. Auf seinen Wanderungen war er nie high. Er wollte sich das schöne Gefühl nicht verderben. Außerdem ließ der Reiz des Koks ziemlich schnell nach. Sein Abstecher in die Notaufnahme, das

Aufwachen mit dem Empfinden, als hätte er Feuer im Hirn, das Nasenbluten, als er die Holzkohle wieder auskotzte, die sie ihm eingeflößt hatten - das hatte ihm die Augen geöffnet. Damals hatte er sich vorgenommen, es bei Gras zu belassen. Nichts war so gut, dass es sich dafür zu sterben lohnte. Woody würde ihn deswegen

86

zwar auslachen, aber John hatte nicht vor, sich umzubringen, nur um vor seinem Cousin gut dazustehen.

In der Nacht der Überdosis war Johns Vater ins Krankenhaus geeilt, das Hemd nur hastig übergeworfen und falsch zugeknöpft. Die Schwester hatte John mit seinem Vater allein gelassen, weil sie glaubte, die beiden wollten ein vertrauliches Gespräch führen oder sonst etwas.

»Verdammte Scheiße, was ist denn bloß los mit dir?«, hatte sein Vater ihn angefahren. Er war mehr als wütend. Seine Stimme klang angestrengt, als würde sie durch ein Sieb gepresst, und Johns Ohren, die ihm von der Kotzerei sowieso schon summten, konnten kaum verstehen, was er sagte.

Richard liebte Zitate. Einige davon hatte er sich an die Wand seines Arbeitszimmers geklebt, und manchmal, wenn er John zu sich rief, um über dessen letzten Fehlritt zu sprechen, deutete er einfach auf einen der Sprüche. »Dummheit ist ein angelerntes Verhalten«, war einer seiner Lieblingssätze, aber in dieser Nacht im Krankenhaus wusste John, dass die Tage, an denen sein Vater nur auf einen Fetzen Papier deutete, weil er hoffte, seinen Sohn damit wieder auf den rechten Weg zu bringen, endgültig vorbei waren.

»Du bist nicht mein Sohn«, sagte Richard. »Wenn deine Mutter nicht wäre, würde ich dich Nichtsnutz so schnell rausschmeißen, dass dir schwindlig wird.« Wie zur Illustration schlug er John seitlich auf den Kopf. Es war kein fester Schlag, aber seit seinem sechsten oder siebten Lebensjahr das erste Mal, dass sein Vater wieder die Hand gegen ihn erhob, und damals hatte er ihn immer nur auf den Hintern geschlagen.

»Dad...«, stammelte John.

»Nenn mich nie wieder so«, herrschte ihn Richard an. »Ich *arbeite* hier. Ich habe hier Kollegen - *Freunde*. Weißt du, wie peinlich das ist, mitten in der Nacht einen Anruf zu bekommen und zu erfahren, dass der eigene nutzlose Sohn in der Notaufnahme liegt?« Er beugte sich übers Bett, sein Gesicht war rot

86

und nur wenige Zentimeter von Johns entfernt. Sein Atem roch nach Pfefferminze, und John schoss durch den Kopf, dass sein Vater sich die Zeit genommen hatte, die Zähne zu putzen, bevor er ins Krankenhaus fuhr. »Weißt du, was für Typen so eine Scheiße machen?«, hatte sein Vater gefragt und sich vom Bett hochgestemmt. »Nutzlose Junkies tun so was.« Händeringend ging er in dem kleinen Zimmer auf und ab. Dann drehte er sich um und nickte einmal knapp, als hätte er eine unumstößliche Entscheidung getroffen.

John versuchte es noch einmal. »Dad...«

»Du bist nicht mein Sohn«, wiederholte Richard und schloss die Tür hinter sich.

»Der kriegt sich schon wieder ein«, meinte seine Mutter, aber John wusste es besser. Diesen Blick hatte er in den Augen seines Vaters noch nie gesehen. Enttäuschung, ja. Hass - das war etwas Neues.

John dachte an diesen Blick, als er am Tag nach dem Streit mit seinem Vater in der Notaufnahme durch die Nachbarschaft schlenderte.

»Nur eine Stunde«, hatte seine Mutter gesagt, aber nicht hinzugefügt: »Sag deinem Vater nichts«, weil sie beide wussten, dass es seinem Vater egal war. Als hätte die Szene im Krankenhaus nicht schon gereicht, war Richard an diesem Morgen in sein Zimmer gekommen und hatte ihm unverblümt gesagt, er werde ihn bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr mit Essen und Kleidung versorgen, aber dann wolle er, dass er aus seinem Haus und seinem Leben verschwinde. Er rieb sich die Hände und streckte ihm dann demonstrativ die Innenflächen entgegen. »Ich will mit dir nichts mehr zu tun haben. Ich wasche mir dich von den Händen.«

Der Wind wurde stärker, und John zog die Jacke enger um den Oberkörper. Obwohl er in der Nacht zuvor fast gestorben wäre, wollte er jetzt eine Linie, etwas, das die Anspannung ein wenig linderte. Doch er würde es nicht tun, nicht wegen seinem

87

Dad oder seiner Mom, sondern weil er Angst hatte. John wollte nicht sterben, und er wusste, dass das Koks ihn früher oder später umbringen würde. Er hatte ja eh nur einige Male geschnupft, oder? Da sollte es doch nicht so schwer sein, damit aufzuhören. Trotzdem, egal, wie viel Gras er rauchte, die Gier schmerzte in seinem Körper, als hätte er eine Rasierklinge verschluckt. Dieser verdammte Woody und seine blöden Partys. »Hey.«

Aus seinen Gedanken gerissen hob John den Kopf. Mary Alice Finney saß auf einer der Schaukeln auf dem Spielplatz.

Der Hass auf sie zuckte in ihm wie ein Blitz. »Was tust du denn hier?« »Wusste gar nicht, dass der Spielplatz dir gehört«, sagte sie. »Solltest du nicht in der Schule sein?« »Ich schwänze.«

»Ach ja«, sagte er mit einem verächtlichen Schnauben, bei dem er Blut in der Kehle schmeckte. »Scheiße«, sagte er und hielt sich die Hand an die Nase. Blut floss heraus, als hätte jemand einen Hahn aufgedreht.

Mary Alice war neben ihm. Sie hatte ein Papiertaschentuch in der Hand - warum hatten Mädchen immer solche Sachen dabei - und drückte es ihm an die Nase.

»Du musst dich hinsetzen«, erklärte sie und führte ihn zum Klettergerüst. Er hockte sich auf die unterste Stange; sein knochiger Hintern spürte die Kälte des Metalls durch die Jeans. »Beug den Kopf nach vorn.«

Er hatte die Augen geschlossen, aber er spürte ihre Hände auf ihm: eine im Nacken, die andere, die das Taschentuch an seine Nase hielt. Eigentlich sollte man ja den Kopf in den Nacken legen, wenn man Nasenbluten hatte, aber es war ihm egal, solange sie ihn berührte.

Sie seufzte. »John. Warum tust du dir das an?«

Er öffnete die Augen, sah Blut zwischen seinen Füßen auf den Sand tropfen.

»Schwänzt du wirklich die Schule?«

88

»Eigentlich hatte ich ja einen Arzttermin, aber meine Mutter hat vergessen, mich abzuholen.«

John versuchte, den Kopf zu drehen, aber sie ließ es nicht zu. Mütter vergaßen keine Arzttermine. So etwas passierte einfach nicht.

»Ja«, sagte sie, als könnte sie seine Gedanken lesen. »Meine Eltern lassen sich scheiden.«

John richtete sich so schnell auf, dass er Sterne vor den Augen sah.

Sie war verlegen, presste die Hände um das blutige Taschentuch zusammen.

»Mein Dad hat etwas mit dieser Frau aus seinem Büro.« Er sah das grimmige Lächeln auf ihrem Gesicht. Die Eltern der perfekten Mary Alice trennten sich.

»Sie heißt Mindy. Dad will, dass ich sie kennenlernen. Er glaubt, dass wir gute Freundinnen werden.«

John konnte beinahe hören, wie Paul Finney das sagte. Er war Anwalt, und er hatte wie die meisten Anwälte die Arroganz zu glauben, dass alles, was aus seinem Mund kam, das Wort Gottes war.

John grub die Schuhspitze in den Sand. »Tut mir leid, Mary Alice.«

Sie weinte, und er sah, wie sie ihre Tränen anstarrte, die in den Sand tropften, so wie er zuvor sein Blut angestarrt hatte.

Er hasste sie, oder? Nur wollte er jetzt den Arm um sie legen und ihr sagen, dass alles schon wieder okay werde.

Er musste jetzt etwas tun, etwas, um sie zu trösten. Und so platzte es aus ihm heraus: »Willst du auf eine Party gehen?«

»Eine Party?«, fragte sie naserümpfend. »Wie, mit deinen Kifferfreunden?«

»Nein«, antwortete er, aber sie hatte recht. »Mein Cousin Woody schmeißt am Samstag eine Party. Seine Mom ist nicht da.«

»Wo ist sie?«

»Keine Ahnung«, gab John zu. Er hatte nie wirklich darüber

89

nachgedacht, aber Woodys Mom war so oft nicht da, dass er praktisch allein lebte. »Du könntest vorbeikommen.«

»Ich wollte eigentlich mit Susan und Faye in die Mall gehen.«

»Komm danach.«

»Ich hab mit diesen Leuten doch nichts zu tun«, meinte sie. »Außerdem dachte ich, du hast Hausarrest nach dem, was passiert ist.«

Dann wusste also schon die ganze Schule über seinen Ausflug in die Notaufnahme Bescheid. John hatte gedacht, es würde wenigstens ein paar Tage dauern, bis die Geschichte die Runde machte. »Nein«, sagte er und dachte an seinen Vater, wie er ihn an diesem Morgen angesehen hatte. Genau so, wie er den toten Onkel Barry in seinem Sarg angeschaut hatte, den Mund voller Abscheu verzerrt. Lebemann. Frauenheld. Gebrauchtwagenhändler.

Mary Alice fragte: »Wo wohnt dein Cousin?«

John nannte ihr die Adresse, es war nur drei Straßen entfernt. »Na komm«, sagte er, »sag, dass du vorbeischauust.«

Sie rümpfte noch einmal die Nase, aber diesmal wirkte es neckisch. »Okay«, sagte sie, und dann, um sich selbst ein Hintertürchen offen zu lassen, »ich überleg es mir.«

129

Kapitel 11

77. Oktober 2005

John lag dösend in seinem Bett in der Absteige, als es an der Tür klopfte. Er drehte sich zum Wecker um und kniff die Augen zusammen, um die Ziffern lesen zu können. Halb sieben. Er hatte noch eine Stunde, bis er aufstehen musste.

»Klopf-klopf«, sagte eine Frauenstimme, und er legte sich stöhnend wieder auf den Rücken. »Morgenstund hat Gold im Mund, Chorknabe«, säuselte Martha Lam. Das Erste, was er über seine Bewährungshelferin herausgefunden hatte, war, dass sie Überraschungsbesuche liebte.

»Einen Augenblick!«, rief er, setzte sich im Bett auf und rieb sich die Augen. »Keinen Augenblick, Cowboy«, beharrte Ms. Lam, und ihre Stimme klang höflich, aber bestimmt. »Sie machen sofort die Tür auf, verstanden?« Er gehorchte, und zwar schnell, denn er wusste, wenn sie es sich in den Kopf setzte, konnte sie ihn wieder in den Knast schicken, bevor der Tag zu Ende war.

Mit einer Hand am Rahmen stand sie vor der Tür, ein freundliches Lächeln auf den Lippen, als freute sie sich, ihn zu sehen. Sie war angezogen wie immer: gebügelte schwarze Bluse, goldfarbene Lame-Weste und eine enge schwarze Lederhose. Mit ihren hochhackigen Stripperinnenschuhen und der Glock im Holster am Gürtel hätte sie als Covergirl für ein Fetischmagazin durchgehen können.

Sie warf einen kurzen Blick auf die Ausbuchtung in seinen Shorts und deutete dann den Gang entlang zum Badezimmer.

90

»Gehen Sie mal Ihren kleinen General begrüßen. Ich schaue mich inzwischen allein ein wenig um.«

John legte die Hände vor den Schritt, er kam sich vor wie fünfzehn. »Ich muss ins Bad«, sagte er.

Wieder lächelte sie ihn freundlich an, und ihr Südstaatenakzent ließ ihre Worte höflich klingen. »Könnten Sie mir vielleicht einen von diesen Bechern vom Wasserkühler unten im Gang vollmachen?«

So schnell es ging, eilte er zum Gemeinschaftsbad, pinkelte so schnell er konnte, hielt zum Schluss den Becher unter den Strahl, um ihn für den Drogentest zu füllen, und lief danach in sein Zimmer zurück. Ms. Lam war jetzt dabei, seine Sachen zu durchsuchen, und obwohl John wusste, dass sie nichts finden würde, fühlte er sich schuldig und hatte eine Heidenangst davor, dass sie ihn wieder ins Gefängnis stecken könnte. Die Jungs im Knast redeten über Bewährungshelfer, dass sie einem Zeug unterschoben, wenn sie einen nicht mochten, dass sie mit Sexualstrftätern besonders hart umsprangen, dass sie nur einen Vorwand suchten, um einen wieder ins Loch zu schicken.

Sie hielt ein gerahmtes Foto seiner Mutter in der Hand, als er zurückkam.

»Das wurde letztes Jahr aufgenommen«, sagte er mit einem Kloß im Hals. Emily stand im Besuchersaal des Gefängnisses. John hatte den Arm um sie gelegt; die schmutzig weiße Wand diente als Hintergrund. Es war sein Geburtstag gewesen. Joyce hatte das Foto gemacht, weil seine Mutter darauf bestanden hatte.

»Hübsch«, sagte Ms. Lam. John nannte sie immer Ms. Lam und nie Martha, weil sie ihm Angst machte und er ihr beweisen wollte, dass er Respekt hatte. Sie öffnete die Rückseite des Rahmens und suchte nach -was? Er wusste es nicht, aber er spürte, dass er schwitzte, bis sie das Foto wieder auf den Pappkarton stellte, den er als Nachtkästchen benutzte.

91

Als Nächstes blätterte sie die Taschenbücher durch, die er sich aus der Bücherei ausgeliehen hatte, und machte Bemerkungen über die Titel. »*Tess von den d'Urbervilles?*«, fragte sie mit dem letzten Buch in der Hand. Er zuckte die Achseln. »Ich habe es noch nicht gelesen.« Er war verhaftet worden an dem Tag, an dem Ms. Rebuck, seine Englischlehrerin, verkündet hatte, dass Tess das Thema ihres nächsten Aufsatzes sein werde.

»Hm«, sagte sie und untersuchte das Buch noch einmal genauer.

Schließlich legte sie es weg, stemmte die Hände in die Hüften und schaute sich im Zimmer um. Da John über keine Kommode verfügte, lag seine Kleidung zusammengelegt und in ordentlichen Stapeln auf der roten Kühlbox, in der er sein Essen aufbewahrte. Er sah, dass sie die Klamotten bereits durchsucht hatte, weil das oberste T-Shirt anders zusammengelegt war, und vermutete, dass sie auch die Bananen, das Brot und das Glas mit Erdnussbutter in der Box inspiziert hatte. Das Zimmer besaß nur ein Fenster, aber es war mit Packpapier verklebt, damit ihn die frühe Morgensonne nicht weckte. Ms. Lam hatte die Ecken angehoben, um nachzusehen, ob er dahinter vielleicht Konterbande versteckt hielt. Eine nackte Glühbirne an der Decke beleuchtete das Zimmer. Ihm fiel auf, dass sie auch die Stehlampe neben dem Bett kontrolliert hatte. Der Schirm war schief.

Sie sagte: »Matratze anheben bitte«, und dann, als wären sie alte Freunde: »Ich habe mir eben die Nägel machen lassen.«

John tat zwei Schritte in das winzige Zimmer und stand vor der Matratze. Er hob sie an und lehnte sie gegen die Wand, so dass sie den dreckigen Lattenrost darunter kontrollieren konnte. Beide sahen sie gleichzeitig die Unterseite der Matratze. Die Blutflecken und ein weißlich-grauer Kreis ließen Ms. Lam angewidert die Stirn runzeln.

»Den auch«, sagte sie und deutete auf den Lattenrost, der direkt auf dem Boden lag.

91

Er hob auch den an, und beide sprangen sie zurück wie zwei kleine Mädchen, als eine Kakerlake über den schmuddeligen braunen Teppich krabbelte.

»Bäh«, sagte sie. »Noch kein Glück bei der Suche nach einem anderen Zimmer?«

Er schüttelte den Kopf und ließ Lattenrost und Matratze wieder zu Boden sinken. Er hatte sogar Glück gehabt, dieses Loch zu finden. So wie im Gefängnis versuchten auch so billige Absteigen gewisse Standards einzuhalten, und viele von ihnen nahmen keine Sexualstraftäter auf, vor allem wenn die Opfer jung gewesen waren. John steckte in einem Haus mit sechs staatlich registrierten Männern fest. Einer hatte einem achtjährigen Mädchen nachgestellt. Ein anderer vergewaltigte gern alte Frauen.

»Na ja«, sagte Ms. Lam, nun wieder fröhlich. »Ich schätze, das Pedo Arms wird für den Augenblick genügen müssen.« Sie deutete auf den Pappkarton neben dem Bett. »Aufmachen, bitte.«

»Da ist nichts...« Er gab es auf, weil er wusste, dass es keinen Zweck hatte. Er nahm den Stapel Bücher von dem Karton und legte ihn aufs Bett, stellte dann das Foto seiner Mutter obendrauf, weil er nicht wollte, dass der Rahmen mit den schmutzigen Laken in Berührung kam.

Er öffnete den Karton und zeigte ihr, dass er leer war.

Sie ging ihre Checkliste durch. »Sie verstecken doch kein Viagra hier irgendwo, oder?« John schüttelte den Kopf. »Illegale Drogen? Pornos? Irgendwelche Waffen?«

»Nein, Ma'am«, versicherte er ihr.

»Sie arbeiten noch immer im Gorilla?«

»Ja, Ma'am.«

»Wenn sich irgendwas ändert, sagen Sie mir sofort Bescheid, okay?« »Ja, Ma'am.«

»Gut.« Sie hatte die Hände wieder in die Hüften gestemmt. »Heute war alles in Ordnung.« »Danke«, sagte er.

92

Sie drohte ihm mit einem manikürten Finger. »Ich habe ein Auge auf Sie, John. Vergessen Sie das nicht.«

»Nein, Ms. Lam. Das vergesse ich nicht.«

Sie sah ihn noch einen Augenblick länger an und schüttelte dann den Kopf, als würde sie ihn einfach nicht verstehen. »Immer schön sauber bleiben, und wir beide haben keine Probleme, okay?«

»Okay«, erwiderte er und fügte dann dümmlich hinzu, »vielen Dank.«

»Man sieht sich«, sagte sie und ging zur Tür. »Immer sauber bleiben.«

»Ja, Ma'am«, sagte er. Er schloss hinter ihr die Tür, legte die Handfläche flach aufs Holz, stützte den Kopf auf die Hand und versuchte, einfach nur zu atmen.

»Klopf-klopf«, hörte er über sich. Ms. Lam war auch für den Vergewaltiger alter Frauen zuständig. John wusste nicht einmal, wie der Kerl hieß, weil er jedes Mal, wenn er ihm im Gang begegnete, seine ganze Willenskraft zusammennehmen musste, um ihn nicht auf die Bretter zu schicken.

Er drehte sich um und verschloss die Ohren gegen Ms. Lams Stimme, die oben ihre fröhliche Runde drehte. John hasste es, wenn Leute seine Sachen durchsuchten. Das Wichtigste, was er im Gefängnis hatte lernen müssen, war, dass man den Besitz eines anderen nicht anfasste, außer man war bereit, dafür zu sterben.

Er nahm das oberste T-Shirt zur Hand, eins von sechs, die er besaß, und legte es neu zusammen. Er hatte eine Chino, zwei Jeans, drei Paar Socken und acht Boxershorts, weil ihm seine Mutter aus irgendeinem Grund immer Unterwäsche ins Gefängnis gebracht hatte.

Mit dem Fuß richtete John einen seiner Turnschuhe wieder auf. Mr. Lam hatte auch die untersucht. Die Zungen waren herausgezogen, die Einlagen verschoben. Dreißig Dollar für ein paar Schuhe, dachte Joe. Er konnte nicht glauben, wie

93

teuer Schuhe und Kleidung geworden waren, während er einsaß.

Oben hörte er Ms. Lam sagen: »Oh-oh!« John erstarrte, weil er wusste, dass sie etwas gefunden hatte. Er hörte den Vergewaltiger etwas murmeln und dann Ms. Lams Stimme klar und deutlich: »Erzählen Sie das dem Richter.«

Es gab kein großes Gezeter. Schließlich besaß sie eine Glock, und in diesem heruntergekommenen Schuppen, den sie alle ihr Zuhause nannten, gab es nichts, was einem Fluchtweg ähnlich sah. John konnte nicht widerstehen, den Kopf zur Tür hinauszustrecken, als er sie die Treppe herunterkommen hörte.

Ms. Lam hatte eine Hand auf der Schulter des Vergewaltigers und eine an den Handschellen, die seine Hände hinter dem Rücken fixierten. Der Kerl war noch in Unterwäsche, kein Hemd, keine Socken, keine Schuhe. Sie würden viel Spaß haben mit ihm in der Arrestzelle, wie Ms. Lam sehr genau wusste. Sie sah ihn durch den Türspalt spähen. »Er hat Scheiße gebaut, John«, sagte sie, als wäre das nicht offensichtlich. »Lassen Sie sich das eine Lehre sein.« John erwiderte nichts. Er schloss die Tür und wartete, bis er die Haustür zuknallen, den Motor anspringen und das Auto wegfahren hörte.

Dennoch wagte er einen Blick aus dem Fenster und zog eine Ecke des Packpapiers gerade rechtzeitig zurück, um Ms. Lams roten Geländewagen an der roten Ampel am Ende der Straße anhalten zu sehen.

John kniete sich hin und hob eine Ecke des schmutzig braunen Teppichs an. Er versuchte, nicht an die Kakerlake zu denken, die sie gesehen hatten, oder an den Mäusekot zwischen Teppich und Lattenrost. Die Kreditauskunft lag noch genau da, wo er sie versteckt hatte. Keine Konterbande, aber was hätte Ms. Lam gesagt, wenn sie das Blatt gefunden hätte. »Oh-oh!« Und er wäre wieder drin.

John zog seine Jeans und die Turnschuhe an. Auf der Treppe

94

nahm er immer zwei Stufen auf einmal. Im Foyer gab es ein Telefon, das sie für Ortsgespräche benutzen konnten. Er nahm den Hörer ab und wählte die Nummer, die er auswendig wusste.

»Keener, Rose und Shelley«, sagte die Empfangsdame am anderen Ende.

»Wen wollen Sie sprechen, bitte?«

John antwortete mit leiser Stimme: »Joyce Shelley, bitte.«

»Wen darf ich melden?«

Fast hätte er ihr einen falschen Namen genannt, doch dann ließ er es sein.

»John Shelley.«

Eine Pause entstand, ein Zögern, das ihn in seine Schranken verwies. »Einen Augenblick bitte.«

Aus dem Augenblick wurden ein paar Minuten, und John konnte sich das Stirnrunzeln seiner Schwester vorstellen, wenn die Sekretärin ihr sagte, wer in der Leitung wartete. Joyces Leben war ziemlich geordnet, und sie schien sehr erfolgreich zu sein. Sie hatte auf ihre eigene Art gegen ihren Vater rebelliert: Anstatt Ärztin zu werden, hatte sie das Medizinstudium in Emory im zweiten Jahr abgebrochen und zu Jura gewechselt. Sie machte den ganzen Tag Immobilienabschlüsse und bekam ein Pauschalhonorar dafür, dass sie Leute dazu brachte, auf der gepunkteten Linie zu unterschreiben. Er konnte sich nicht vorstellen, wie man den ganzen Tag etwas so Langweiliges tun konnte, aber wahrscheinlich lachte sie sich auch einen Ast darüber, dass er den ganzen Tag Seifenlauge von Autos wischte.

»Was ist los?«, flüsterte seine Schwester ohne Begrüßung.

»Ich muss dich was fragen.«

»Ich bin mitten in einem Vertragsabschluss.«

»Es dauert nicht lange«, sagte er und redete dann weiter, weil er wusste, dass sie ihm das Wort abschneiden würde, wenn er nicht sofort mit dem Problem herausrückte. »Was ist Kreditwürdigkeit?«

Sie sprach jetzt mit normaler Stimme. »Bist du ein Idiot?«

»Ja, Joyce. Du weißt doch, dass ich einer bin.«

Sie seufzte tief, und es klang noch gepresster als sonst. Er

95

fragte sich, ob sie sich erkältet oder wieder zu rauchen angefangen hatte. »Alle Kreditkartenfirmen, die Bank, jeder, der dich etwas auf Kredit kaufen lässt, meldet Kreditagenturen, wie gut du deine Rechnungen bezahlst, ob du es pünktlich machst, ob du dir damit Zeit lässt, ob du nur die Minimalzahlung leitest oder jeden Monat alles bezahlst und so weiter. Diese Agenturen verschaffen sich so einen Überblick über dein Zahlungsverhalten und berechnen daraus einen Quotienten, der anderen Firmen Auskunft darüber gibt, was für ein Kreditrisiko du darstellst.«

»Ist siebenhundertundzehn eine gute Kreditwürdigkeit?«

»John«, sagte sie. »Ich habe wirklich keine Zeit für so was. Was für eine Gaunerei hast du denn jetzt wieder vor?«

»Keine«, sagte er. »Ich mache keine Gaunereien, Joyce. Deswegen hat man mich nicht ins Gefängnis gesteckt.«

Sie schwieg, und er wusste, dass er zu weit gegangen war. »Ich habe nicht vergessen, warum man dich ins Gefängnis gesteckt hat«, sagte sie, und die Schärfe in ihrer Stimme verriet ihm, dass sie sich sehr zusammennehmen musste.

»Was, wenn sich irgendjemand meine Informationen beschafft und dazu benutzt hat, Kreditkarten und solche Sachen zu bekommen?«

»Das würde dann deine Kreditwürdigkeit ruinieren.«

»Nein«, korrigierte er sie. »Was, wenn derjenige die Karten und alles jeden Monat brav bezahlt?«

Sie zögerte einen Augenblick. »Warum sollte das jemand tun?«

»Ich weiß es nicht, Joyce. Deshalb frage ich dich ja.«

»Meinst du das ernst?«, fragte sie barsch. »Was soll das, John? Frag mich einfach, was du wissen willst. Ich habe zu arbeiten.«

»Genau das frage ich dich ja«, erwiderte er. »Es ist einfach so, dass jemand...« Er brach ab. Würde dies Joyce mit hineinziehen in das, was da abließ? Konnte sie irgendwie in Schwierigkeiten geraten, weil sie von der Sache wusste? Er hatte keine Ahnung, wie das Recht funktionierte. Mann, letzte Woche hatte er noch

nicht einmal gewusst, dass so etwas wie Kreditwürdigkeit überhaupt existierte.

Und er wusste auch nicht, ob Ms. Lam das Telefon angezapft hatte.

Schließlich sagte er: »Es ist diese Masche, die einige Jungs im Gefängnis laufen hatten.«

»O Gott.« Jetzt flüsterte sie wieder. »Du solltest dich da nicht mit hineinziehen lassen.«

»Nein«, sagte er. »Ich bleibe sauber.«

»Das solltest du auch besser, John. Die stecken dich so schnell wieder in den Knast, dass du nicht mal Zeit hast nachzudenken.«

»Du klingst wie Dad.«

»Ist das deine Art, mich zu fragen, wie's ihm geht?« John fiel auf, dass er den Atem anhielt.

»Nein.« »Gut, weil er sowieso nicht wollte, dass ich es dir sage.«

»Ich weiß.«

»Mein Gott, John.« Sie seufzte wieder. Er regte sie auf. Warum hatte er sie angerufen? Warum musste er sie damit belästigen?

Er spürte Tränen in den Augen, erinnerte sich, wie es war, als sie noch klein waren, wie sie immer mit ihm spielte, ihm Richards Kleidung anzog und so tat, als wäre sie seine Mutter. Sie veranstalteten Teepartys und backten Napfkuchen in ihrem Easy-Bake-Ofen.

Er fragte sie: »Weißt du noch, wie wir Moms Geschenk eingeschmolzen haben?« John war sechs, Joyce neun gewesen. Sie hatten ihr Taschengeld gespart und ihrer Mutter zum Geburtstag ein Armband gekauft. Joyce schlug vor, es in einen Kuchen einzubacken, um sie zu überraschen, weil sie das in einem Buch gelesen hatte. Sie wussten nicht, dass das Armband nur Modeschmuck war, und als sie es in den kleinen Ofen stellten und ihn einschalteten, um den Kuchen zu backen, schmolz das Armband und tropfte auf das Gitter. Der Rauch hatte den Feuermelder ausgelöst.

»Weißt du das noch?«

Joyce schniefte und erwidert nichts.

»Alles okay mit dir?«, fragte er. Er wollte mehr über ihr Leben erfahren. Traf sie sich mit einem Mann? Sie war noch nie verheiratet gewesen, aber so verdammt hübsch und intelligent. Es musste einfach jemanden in ihrem Leben geben, jemanden, der sich um sie kümmern wollte.

»Ich kriege eine Erkältung«, sagte sie.

»Du klingst auch so.«

»Ich muss jetzt Schluss machen.«

Er hörte ein leises Klicken, als sie auflegte.

Die nächsten drei Tage waren stürmisch und wechselhaft - in einem Augenblick spuckten die Wolken Regen, im nächsten teilten sie sich, um den Sonnenschein durchzulassen -, und John war so gut wie ohne Arbeit, bis das Wetter wieder besser wurde. Er wünschte sich, er hätte nicht die fünfzig Dollar für die Nutte auf den Kopf gehauen, aber manchmal wünschte er sich auch, er besäße noch einmal fünfzig, um sie ihr zu geben. Was für eine Frage würde er ihr diesmal stellen? Vielleicht, wie es sich anfühlte, verliebt zu sein? Wie es war, jemanden in den Armen zu halten, der sich selbst wünschte, einen in den Armen zu halten? Er wollte noch einmal mit ihr reden. Er wollte mehr über ihr Leben erfahren.

Leider konnte er es sich nicht leisten.

Als er aufwuchs, hatte John sich keine Sorgen um Essen und Kleidung machen müssen. Seine Eltern kümmerten sich um alles. Das Bett war immer frisch bezogen, die Toilette märchenhaft sauber, und wenn er den Kühlschrank öffnete, war der gefüllt mit den Dingen, die er gerne aß. Und auch im Gefängnis wurde er immer rundum versorgt. Es gab einen strikten Zeitplan und strenge Regeln, aber solange man tat, was einem befohlen wurde, musste man sich um rein gar nichts Sorgen machen.

Nach einem guten Monat in der Autowaschanlage blieben

97

John nach Steuern ungefähr tausend Dollar. Die Miete für sein drei mal drei Meter großes, kakerlakenverseuchtes Zimmer kostete vierhundertfünfzig Dollar - ein mehr als stolzer Preis, das war mal sicher, aber da kein anderer John aufnehmen wollte, fühlte sein Vermieter sich berechtigt, so viel zu verlangen. Eine Wohnung zu mieten, wäre um einiges billiger gewesen, aber John konnte die gepfefferte Kaution nicht aufbringen, ganz zu schweigen von den diversen Gebühren und den Vorauszahlungen, die die Versorgungsbetriebe verlangten. Der Verkehrsverbund MARTA war auch nicht gerade billig. Die Stadt bot zwar eine Monatskarte für die unbeschränkte Benutzung von Bussen und U-Bahnen an, aber die kostete knapp zweihundfünfzig Dollar pro Monat. Manchmal konnte John diese Summe im Voraus nicht aufbringen, und so musste er für die einfache Fahrt zwischen Wohnung und Arbeit jeweils einen Dollar fünfundsechzig hinblättern. Sein Essen, das vorwiegend aus trockenem Frühstücksmüsli, Bananen-und-Erdnussbutter-Sandwiches und hin und wieder einem Stück Obst bestand, kostete etwa einhundertzwanzig Dollar im Monat. Milch musste John sich in

kleinen Behältern kaufen und ansonsten mit nicht verderblichen Nahrungsmittel vorlieb nehmen. Die Kühlbox in seinem Zimmer diente nur dazu, die Kakerlaken draußen zu halten; John konnte es sich nicht leisten, jeden Tag Eis dafür zu besorgen, am allerwenigsten im Sommer, denn dann würde es in der Hitze schmelzen, noch bevor John von der Arbeit nach Hause kam.

Für das Privileg der vorzeitigen Strafentlassung zahlte er dem Staat zweihundertdreißig Dollar pro Monat. Vergewaltigung und Mord waren nicht billig, und wenn er nur eine Zahlung versäumte, fuhr er sofort wieder ein. Die erste Zahlungsanweisung, die er jeden Monat ausschrieb, war die an den Staat.

So blieben ihm für gewöhnlich weniger als fünfsundsiebzig Dollar pro Woche für die Dinge, die er brauchte. John zwang sich, Geld zu sparen, manchmal ließ er einfach Mahlzeiten aus,

98

und dann wurde ihm vor Hunger so schwindlig, dass er abends praktisch ins Bett fiel. Einmal war er in seiner Verzweiflung in einen der unzähligen Bargeld-bis-Zahltag-Läden gegangen, die es in den ärmeren Vierteln der Stadt gab, aber John konnte sich nicht dazu überwinden, vierhundertachtzig Prozent Zinsen für einen Wochenkredit zu zahlen. Auch wenn er dazu bereit gewesen wäre, hätte er über ein Girokonto verfügen müssen, weil sie einem das Geld nur auf ein solches überwiesen. Aber keine Bank der Welt hätte John Shelley ein Girokonto eingerichtet.

Krankenversicherung war ein phantastischer Traum. John hatte eine Heidenangst davor, krank zu werden.

Nach dem verunglückten Anruf bei seiner Schwester ging John durch den Regen, tappte in Pfützen und stellte sich vor, sich selbst in den Hintern treten zu können, weil er bei Joyce angerufen hatte. Sie hatte genug Probleme, ohne dass er ihr noch mehr aufhalste. Eigentlich wollte er einfach nur mit ihr reden und hören, wie es ihr ging. John rief sie vielleicht einmal pro Monat an, und sie freute sich immer so sehr, von ihm zu hören, wie an diesem Morgen.

Ein MARTA-Bus hielt quietschend vor ihm, und John warf einen Blick auf die Liniensummer, bevor er einstieg. Dieser Monat war ein guter gewesen, deshalb hielt er seine Monatskarte an das Lesegerät und nickte dem Fahrer zu. »Wird kalt«, meinte der Fahrer.

»O ja«, erwiderte John und freute sich über den kurzen Wortwechsel, bis ihm einfiel, dass er sich eine Winterjacke kaufen musste. O Gott, wie viel würde die kosten?

Der Bus fuhr ruckelnd an, und John hielt sich an einer Sitzlehne fest, um nicht umzufallen, als er den Mittelgang entlangging. Der Bus war ziemlich voll, und er entdeckte lediglich einen leeren Platz neben einer alten schwarzen Frau, in deren Schoß eine Bibel lag. Trotz des Wetters trug sie eine große schwarze Sonnenbrille. Sie schaute nicht hoch, als er sich setzte, aber er wusste, dass sie ihn aus den Augenwinkeln beobachtete.

99

Es gab Tricks, um an Geld zu kommen. Es gab immer einen Trick, immer eine Masche. Das Gefängnis war voller Männer, die glaubten, sie hätten den perfekten Plan entwickelt. John wusste, dass einige Jungs im Gorilla Quittungen aus den Autos stahlen und sie zu Geld machten. Die großen Ladenketten waren dafür am besten geeignet. Man musste nur hineingehen, sich die Ware mit derselben Produktnummer suchen, die auf der Quittung stand, dann beides der Kassiererin geben und das Geld einstreichen. Leicht verdientes Geld, sagten sie alle. Ray-Ray sagte es zweimal.

An der Lindbergh-Haltestelle stieg er in einen anderen Bus um und kam dabei an der geschlossenen Waschanlage vorbei. Da er wusste, dass sein Ausflug höchstwahrscheinlich vergeblich sein würde, nahm er die lange Route über die Cheshire Road, denn so käme er an dem Schnapsladen vorbei, wo er Robin kennengelernt hatte. Die ganze Woche war sie ihm nicht aus dem Kopf gegangen, und er hatte sich gefragt, was sie wohl so trieb.

Irgendwie stellte er sich für sie ein Leben vor, das dem seinen sehr ähnlich war. Vielleicht war sie als kleines Mädchen verwöhnt worden wie Joyce, war Daddys Liebling. Er dachte über ihren jüngeren Bruder nach, den Freund von Stewie, dem Küsself. Wie war er? Rief sie ihn manchmal an, wenn es ihr besonders schlecht ging? Regte es ihn ebenso auf, von ihr zu hören, wie Joyce, wenn John anrief? John konnte sich nicht vorstellen, wie es war, eine Hure als Schwester zu haben. Am liebsten würde er jeden Scheißkerl umbringen, der sie auch nur ansah.

Der Bus passierte den Schnapsladen, und er erkannte drei Mädchen, die unter der schützenden Markise auf Kunden warteten. Eine war das Großmaul, das den Streit mit Ray-Ray gehabt hatte. Robin befand sich nicht darunter. John lehnte sich in seinen Sitz und sah die schicken Restaurants vorüberziehen. Der Bus hielt an der Kreuzung mit dem Kino, und er stand auf, damit die schwarze Frau aussteigen konnte. Er las die Titel auf der Ankündigungstafel, kannte aber

99

keinen der Filme. Mit seinem ersten Lohn wollte er ins Kino gehen, war jedoch schockiert über die hohen Preise. Zehn Dollar. Er konnte einfach nicht glauben, wie viel so ein Film kostete. Sogar die Nachmittagsvorstellung war teuer.

An der Kreuzung bog der Bus nach rechts ab, und die Umgebung änderte sich, wurde eher zu einer Wohngegend. John schaute zum Fenster hinaus, während die Häuser größer und die Gärten schöner wurden. Morningside, Virginia Highland, Poncey-Highland. Durch Little Five Points, am neuen Barnes and Noble vorbei, an Target und Best Buy. Schäbiger wurde es erst wieder, als sie schon eine ganze Weile auf der Moreland Avenue fuhren. Schnapsläden, kleine Lebensmittelgeschäfte an der Ecke und

Autoersatzteilläden säumten die dreckige Straße. Schilder warben für billige Scheckeinlösung, kostengünstige Versicherungen, und eins verkündete sogar stolz: »Der einzige Laden in der Stadt, der Kleidung pfundweise verkauft.« Männer mit schmutzigen T-Shirts auf den nackten Schultern, die sie erst anzogen, als sie einstiegen, standen an der Haltestelle. Im Bus breitete sich ein starker Geruch aus, als immer mehr Bauarbeiter dazukamen. Mexikaner, Asiaten, Schwarze. Bald war John der einzige Weiße im Bus.

Er stieg aus, als die Straße schon fast wieder hübsch wurde. Dieser Teil der Moreland lag zwischen Brownwood und Grant Park. Inzwischen zogen wieder normale Familien hierher und beanspruchten dieses Innenstadtviertel für sich. Sie kümmerten sich um ihre Häuser, pflegten ihre Gärten und verlangten nettere Restaurants, sicherere Straßen als die früheren Bewohner. Vor sehr langer Zeit hatte John gelernt, dass es der Mittelklasse deshalb so gut ging, weil sie Besseres erwartete. Sie gaben sich nicht mit weniger zufrieden, als ihnen zustand. Sie stiegen einfach in ihre glänzenden Autos und fuhren dorthin, wo man ihren Wert zu schätzen wusste. Arme Leute hingegen waren es gewöhnt, nur zu nehmen, was man ihnen gab, und dafür auch noch dankbar zu sein.

100

Es hatte aufgehört zu regnen, die Sonne spähte zwischen den Wolken hervor. John wollte die Moreland nicht wieder hinaufgehen, deshalb stieg er aus und lief zu Fuß durch das kleine Waldstück nach Brownwood Park. Er hatte sich diese Gegend im Stadtplan, den er in der Bücherei fand, herausgesucht und war jetzt froh zu sehen, dass die Straßen seinen Erwartungen entsprachen. Überall um ihn herum wurde gebaut, zweistöckige Villen überragten Ranchhäuser aus den Fünfzigern. Wie viel so etwas wohl kostete?, fragte sich John. Was für einen Job musste man haben, um in der Lage zu sein, sich ein

eigenes Haus zu kaufen, Kinder in die Welt zu setzen, vielleicht einen netten Gebrauchtwagen zu fahren? Er konnte sich nicht vorstellen, wie viel Geld man dafür benötigte.

Er ging auf der Taublib Street ins East Atlanta Village und war überrascht, einige nette Restaurants und ein Café zu entdecken, wo er mit verlassenen Gebäuden und Autowerkstätten gerechnet hatte. Es gab einige Boutiquen, eine Bäckerei und eine Tierhandlung. Er schaute ins Schaufenster, wo eine fette, orangefarbene Katze auf einer Tüte Hundefutter sonnenbadete. Eine Katze wäre nett, irgendein Tier, das ihm Gesellschaft leistete. Die Kakerlake, die Ms. Lam gefunden hatte, zählte da nicht wirklich. Aber das wäre ein Luxus für irgendwann in der Zukunft. Im Augenblick konnte John sich kaum selbst ernähren.

An der Metropolitan Avenue ging er nach rechts, dann ein paar Blocks entlang und stand plötzlich vor dem Postamt von East Atlanta. John starrte das gedrungene, offiziell wirkende Gebäude an. Das Zeichen über dem Eingang zeigte dieselbe Postleitzahl wie die Kreditauskunft: 30316.

Es herrschte ein reges Treiben, die Parkplätze vor und neben dem Gebäude waren voll, und trotz der Halteverbotsschilder standen die Autos sogar auf der Straße. Die Einfahrt des hellblauen viktorianischen Hauses neben dem Postamt war von einem großen Transporter versperrt.

101

Es hatte wieder angefangen zu regnen, ein leichtes Nieseln, das den Himmel verdunkelte. John schlenderte etwa fünfzig Meter die Metropolitan hinunter, machte dann kehrt und ging zurück. Er sah viele Leute im Postamt ein und aus gehen und fragte sich, was er hier eigentlich wollte.

Nachdem er dreißig Minuten auf der Straße hin und her gewandert war, erkannte John, dass nichts ihn davon abhielt, tatsächlich in das Postamt hineinzugehen. Seine örtliche Filiale war düster und roch ohne ersichtlichen Grund nach gebratenem Speck. Er füllte dort seine Zahlungsanweisungen für die Miete und den Staat aus, weil es von seiner Wohnung nur zehn Minuten zu Fuß war. In dem Viertel lebten viele Immigranten, und manchmal brachten Leute Hühner oder andere kleine Tiere, um sie weiß Gott wohin zu verschicken. Manchmal hörte er einen Hahn krähen, während er in der Schlange wartete.

Die Filiale von East Atlanta war hell erleuchtet und sauber und strahlte irgendwie eine angenehme Atmosphäre aus. Direkt gegenüber dem Haupteingang befand sich die Wand mit den Postfächern, unten die großen, oben die kleinen. Links lag die Schalterhalle, in der zwei Frauen die Kunden

bedienten, so schnell sie konnten. Die Schlange vor dem Briefmarkenautomaten reichte durch die gesamte Vorhalle. John zog einen unbeschriebenen Umschlag aus der hinteren Jeanstasche, stellte sich an und tat so, als würde er dazugehören. Zentimeter um Zentimeter bewegte sich die Schlange vorwärts, und John schaute erst zu den Postfächern hinüber, als er dicht vor den Glastüren stand, die in die Schalterhalle führten.

Fach acht-fünfzig befand sich in der ersten Reihe auf Augenhöhe. Das Fach daneben hatte einen orangefarbenen Aufkleber, doch was darauf stand, war nicht mehr zu entziffern.

»Einen schönen Tag noch«, rief eine der Damen hinter der Kundentheke einer Frau zu, die aus der Schalterhalle kam und an John vorbeiwollte. Er wich ihr schnell aus und murmelte eine Entschuldigung, weil ihm Regen aus den Haaren tropfte. Als er

102

wieder hochschaute, sah er jemanden zu den Postfächern gehen.

John hielt die Luft an und krallte die Finger um den Briefumschlag, als eine dürre schwarze Frau, die in ihr Handy plapperte, ihren Schlüssel in das Schloss von Fach acht-fünfzig steckte. Sie lachte ins Handy und sagte irgend etwas Abfälliges über ein Familienmitglied. Dann riss sie den Schlüssel unvermittelt wieder heraus und fluchte in das Gerät: »Scheiße, Mädchen, ich hab den Schlüssel ins falsche Fach gesteckt.«

Sie schob den Schlüssel in das Schloss unter acht-fünfzig und klemmte sich das Handy zwischen Kopf und Schulter, um weiterreden zu können.

»Sir?«, sagte die Frau hinter John.

Die Schlange hatte sich bewegt, John jedoch nicht. Mit einem Lächeln sagte er: »Entschuldigung. Ich habe meine Brieftasche vergessen«, und trat aus der Schlange.

Was für eine blöde Zeitverschwendug. Er konnte unmöglich dieses Postfach den ganzen Tag im Auge behalten, und dass derjenige, der seinen Namen benutzte, gerade dann auftauchte, wenn John da war, kam ihm höchst unwahrscheinlich vor. Wenn er sich ein Lotterielos gekauft hätte, wären seine Chancen höher gewesen.

Er stieß die Tür auf und warf den Briefumschlag in den Abfalleimer. Der Himmel hatte wieder seine Schleusen geöffnet; es regnete in Strömen. John zitterte. Hundert Dollar. Eine gute Winterjacke würde mindestens hundert Dollar kosten. Woher sollte er so viel Geld nehmen? Wie lange würde er auf einen verdammten Mantel sparen müssen?

Mit hochgezogenen Schultern stand er an der Bushaltestelle und verfluchte sich und den Regen. Er musste anfangen, sich nach einem neuen Job umzusehen. Vielleicht irgendetwas drinnen, etwas mit regelmäßigen Arbeitszeiten, das nicht vom Wetter abhängig war. Etwas, wo sie nichts dagegen hatten, dass man gesessen hatte, auch wenn der Grund für die Strafe bedeutete,

103

dass man einen Mann wie ihn abknallen sollte wie einen Hasen, um den Rest der Welt vor dem Bösen zu schützen, das er in sich trug.

Die Wahlmöglichkeiten, die John hatte, beschränkten sich auf die gefährlichen Jobs. Die Hälfte der Jungs saß im Gefängnis, weil sie einen Eckladen oder ein Familienrestaurant überfallen hatten. Die meisten der Jungs im Todestrakt hatten ihre kriminelle Karriere damit begonnen, dass sie den örtlichen Quickie Mart ausraubten, und sie damit beendet, dass sie irgendeinem schlecht bezahlten Verkäufer wegen sechzig Dollar in der Ladenkasse eine Kugel in den Kopf jagten. Bevor Ms. Lam ihm den Job im Gorilla besorgt hatte, war John so verzweifelt gewesen, dass er beinahe mit den Eckläden angefangen hätte. Er wusste jetzt, dass er nicht weiter in der Autowaschanlage arbeiten konnte, nicht den Winter über. Er musste zu Geld kommen, und zwar schnell. Der Bus hatte Verspätung, und der Fahrer war gereizt, als er an der Haltestelle stoppte. Johns Laune entsprach der aller anderen, als er einstieg und nach hinten ging. Seine Dreißig-Dollar-Turnschuhe hatten sich im Regen mehr oder weniger aufgelöst. Er ließ sich auf einen leeren Platz auf der Rückbank fallen, und eigentlich hätte er nichts dagegen gehabt, wenn der Blitz, der draußen über den Himmel zuckte, durchs Fenster und ihm direkt in den Kopf gefahren wäre. Sein Hirn wäre hinüber, und er würde irgendwo in einem Pflegeheim vor sich hin vegetieren. Allmählich begriff er, warum so viele der Jungs so schnell wieder im Knast landeten. Er war fünfunddreißig Jahre alt, hatte noch nie ein Auto gefahren, war noch nie mit einem Mädchen gegangen, hatte noch nie wirklich gelebt. Was soll das alles, dachte John und starrte niedergeschlagen aus dem Fenster, als draußen gerade ein Mann versuchte, gleichzeitig den Regenschirm zu schließen und in sein Auto zu steigen. Ohne den Blick vom Fenster zu wenden, stand John auf, als der Bus anfuhr, um den Mann nicht aus den Augen zu verlieren.

103

Wie viele Jahre waren vergangen? Sein Hirn wollte nicht nachrechnen, aber er wusste, dass er es war. Mit offenem Mund beobachtete er, wie der Mann den

Regenschirm sein ließ und ihn einfach auf den Parkplatz warf, bevor er seine Tür zuknallte. Ja. Er war es. Er war es eindeutig.

So wie eine Million Regentropfen vom Himmel fielen, stand die Chance eins zu einer Million, dass John am richtigen Tag zur richtigen Zeit am Postamt sein würde.

Eine Million zu eins, aber er hatte es geschafft.

Er hatte den anderen John Shelley gefunden.

104

## Kapitel 12

An seine Verhaftung konnte John sich nicht erinnern – nicht weil er in dem Augenblick so schockiert gewesen wäre, sondern weil er nur halb bei Bewusstsein war. Woody war an diesem Morgen vorbeigekommen, um zu sehen, wie es ihm ging, und hatte ihn mit Valium versorgt. John hatte genug genommen, um ein Pferd zu betäuben.

Offensichtlich hatten die Bullen mit einem Haftbefehl vor der Tür gestanden. Sein Vater hatte sie zu Johns Zimmer im ersten Stock geführt, wo sie ihn bewusstlos vorfanden. John erinnerte sich ans Aufwachen, daran, dass sein Gesicht brannte, weil sein Vater ihn geschlagen hatte. Die Handschellen scheuerten an seinen Handgelenken, als die Bullen ihn aus dem Haus zerrten. Auf dem Rasen wurde er erneut ohnmächtig.

Dann wachte er im Krankenhaus wieder auf, den inzwischen vertrauten Holzkohlegeschmack im Mund. Nur als er diesmal versuchte, die Hand zu bewegen, um sich übers Gesicht zu wischen, klapperte etwas am Bettgestell. Als er zu seinen Handgelenken hinuntersah, begriff er, dass er mit Handschellen ans Bett gefesselt war.

Ein Bulle saß neben der Tür und las eine Zeitung. Er schaute John mürrisch an. »Endlich aufgewacht?« »Ja.« John schlief wieder ein.

Als er das nächste Mal erwachte, befand sich seine Mutter im Zimmer. Er fragte sich, wie lange er geschlafen hatte, weil Emily aussah, als wären zwanzig Jahre vergangen, seit er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufgeschlichen war, an der Stereoanlage Heart leise eingestellt und eine Handvoll von Woodys Pillen geschluckt hatte.

104

»Baby«, sagte sie und streichelte ihm den Arm. »Bist du okay?«

Seine Zunge klebte am Gaumen. Seine Brust schmerzte, als hätte er einen Schlag mit einem Vorschlaghammer abbekommen. Wie hatte er die ganze Zeit nur atmen können?

»Das kommt schon wieder in Ordnung«, sagte sie. »Das ist alles ein Missverständnis.«

Das war es allerdings nicht - zumindest was die Polizei anging. Ungefähr eine Stunde später kam der Bezirksstaatsanwalt. Paul Finney stand hinter dem Mann und starrte John an, als wollte er ihm gleich an die Gurgel gehen. Der Polizist schien das auch bemerkt zu haben, denn er blieb dicht bei Mr. Finney und achtete darauf, dass nichts aus dem Ruder lief.

Der Bezirksstaatsanwalt stellte sich und den Polizisten vor. »Ich bin Lyle Anders. Das ist Chief Harold Waller.« Der Polizist neben Mr. Finney hatte ein Blatt Papier in der Hand. Er räusperte sich und sah auf das Blatt, als würde er seinen Text ablesen.

John schaute seine Mutter an. Sie sagte: »Ist schon gut, Baby.«

»Jonathan Winston Shelley«, begann Waller. »Ich verhaftete Sie wegen Vergewaltigung und Mord, begangen an Mary Alice Finney.«

Johns Gehör war wieder mal in dem Zustand, dass er sich vorkam wie unter Wasser. Wallers Lippen bewegten sich, er sagte eindeutig etwas, aber John verstand ihn nicht.

Schließlich streckte Lyle Anders die Hand aus und schnippte vor Johns Gesicht mit dem Finger. »Verstehst du, was passiert, Sohn.«

»Nein, sagte John. »Ich hab nichts...«

»Sag jetzt gar nichts«, riet ihm seine Mutter und hielt sich den Zeigefinger an die Lippen. Emily Shelley, Geldbeschafferin des Elternbeirats, fürsorgliche Mutter, Kuchenbäckerin und Meisterin der Halloween-Kostüme, straffte den Rücken und sagte dann, zu den drei Männern im Zimmer gewandt: »Wenn das dann alles ist?«

105

Beinahe drohend ragten die drei vor seiner kleinen Mutter auf, vor allem Paul Finney. Er war sowieso schon ein großer Mann, aber seine Wut ließ ihn noch größer erscheinen.

Anders sagte: »Er muss eine Aussage machen.«

»Nein«, sagte sie, diese Frau, die seine Mutter war. »Das muss er nicht.«

»Es wäre in seinem Interesse.«

»Mein Sohn hat Schreckliches durchgemacht«, entgegnete Emily. »Er braucht erst einmal Ruhe.«

Anders versuchte nun, mit John direkt zu sprechen, und auch als Emily ihm den Weg versperrte, gab er nicht auf. »Sohn, du solltest jetzt reinen Tisch machen und uns sagen, was passiert ist. Ich bin sicher, es gibt einen Grund, warum du...«

»Er hat Ihnen rein gar nichts zu sagen«, unterbrach Emily ihn entschieden. John hatte sie nur einmal so reden hören, als Joyce zehn Jahre alt war und versucht hatte, auf dem Treppengeländer ins Obergeschoss zu balancieren. Sie schaute den drei Männern einem nach dem anderen in die Augen. »Bitte gehen Sie.«

Paul Finney machte einen Satz auf John zu, aber der Polizist hielt ihn zurück. »Du Hurensohn«, bellte Mr. Finney. »Dafür wirst du gegrillt!«

Mr. Finney war früher ein ziemlich erfolgreicher Ringer gewesen. Anders und Waller hatten alle Hände voll zu tun, um ihn von John abzuhalten. Schließlich mussten sie ihn tatsächlich aus dem Zimmer tragen. Während die Tür zufiel, schrie er noch: »Dafür wirst du bezahlen, du Arschloch.«

Die Unterlippe seiner Mutter zitterte, als sie sich John wieder zuwandte. Merkwürdigerweise glaubte er, Mr. Finneys Flüche hätten sie so aufgeregt. Er fragte: »Wo ist Dad?« Richard war doch derjenige, der alles in die Hand nahm, alle Probleme löste. »Mom?«, fragte John. »Wo ist er?«

106

Ihre Kehle bewegte sich, und sie fasste nach seiner Hand. »Hör mir gut zu«, sagte sie eindringlich. »Die kommen jetzt gleich wieder zurück und schaffen dich ins Gefängnis. »Wir haben nur ein paar Sekunden.«

»Mom...«

»Sag nichts«, unterbrach sie ihn und drückte seine Hand. »Hör mir zu.« Er nickte.

»Sag der Polizei gar nichts. Sag ihnen nicht einmal deinen Namen. Sag ihnen nicht, wo du in dieser Nacht warst, sag ihnen nicht, was du zum Abendessen hattest.«

»Mom...«

»Pscht, Jonathan«, befahl sie und legte ihm ihre Finger an die Lippen. »Rede im Gefängnis mit keinem Menschen. Dort ist niemand dein Freund. Jeder schaut nur auf seinen Vorteil, und das solltest du auch. Sag auch am Telefon nichts, weil sie die Gespräche mitschneiden. Spitzel gibt's überall.«

*Spitzel*, dachte John. Woher kannte seine Mutter nur dieses Wort. Woher wusste sie das alles, was sie eben gesagt hatte. Sie schaute sich ja nicht mal *Kojak* an, weil ihr die Serie zu brutal war.

»Ich will, dass du mir eins versprichst, John«, fuhr sie fort. »Versprich mir, dass du mit keinem redest, bis Tante Lydia zu dir kommt.«

Tante Lydia. Barrys Ehefrau. Sie war Anwältin.

»John?«, fragte sie. »Versprichst du das? Kein Wort? Red nicht einmal übers Wetter. Hast du mich verstanden? Das ist das Wichtigste, was ich dir je gesagt

habe, und du musst mir gehorchen. Rede mit *keinem Menschen*. Hast du mich verstanden?«

Er fing an zu weinen, weil sie es tat. »Ja, Mama.«

Die Tür ging auf, und Waller kam zurück. Ein Blick auf die Szene genügte - Mutter und Kind -, um ihn beinahe ein wenig sanft werden zu lassen. Es klang fast freundlich, als er zu Emily

107

sagte: »Mrs. Shelley, Sie werden jetzt das Zimmer verlassen müssen.«

Sie drückte John ein letztes Mal fest die Hand und sah ihn aus tränennassen Augen an. Aus irgendeinem Grund hatte er erwartet, dass sie sagte, sie liebe ihn, aber stattdessen formte sie stumm die Worte »mit niemandem«.

Rede mit niemandem.

Waller wartete, bis Emily den Raum verlassen hatte, dann griff er in seine Tasche und zog die Schlüssel für die Handschellen heraus. Der Augenblick der Sanftheit hatte sich so schnell verflüchtigt, wie er gekommen war.

Er sagte zu John: »Hör zu, du kleiner Mistkerl. Du stehst jetzt auf, ziehst deine Klamotten an und hältst die Hände hinter den Rücken. Wenn du auch nur für eine Millisekunde Schwierigkeiten machst, kannst du was erleben. Hast du mich verstanden, du mörderischer, kleiner Scheißer?«

»Ja«, sagte John, atemlos vor Angst. »Ja, Sir.«

107

### Kapitel 13

Das Coastal State Prison lag in der Nähe von Savannah in einer Stadt mit dem Namen Garden City, Georgia. Der Name klang wunderschön, nach einem hübschen Ort am Meer, wie man ihn auf Postkarten fand. Wer gerade dieses Fleckchen Erde für das Staatsgefängnis ausgesucht hatte, musste die Entscheidung für einen ziemlich guten Witz gehalten haben.

Coastal war eine Hochsicherheitseinrichtung und erst wenige Jahre alt, als John dort eintraf. Nach zehn Jahren seiner Haft wurde sie umgebaut, um auch Gewaltverbrecher aufnehmen zu können. Heute bestand das Gefängnis aus sieben Gebäudeeinheiten mit je zwölf Zwei-Mann- und vierundzwanzig Vier-Mann-Zellen. Es gab vierundvierzig Einzelzellen, dreißig

Disziplinierungszellen und fünfzehn Schutzhaftzellen. Im L-Bau waren über zweihundert Männer untergebracht, in N noch einmal hundert, und in O und Q gab es offene Schlafsäle mit nebeneinanderstehenden Pritschen wie in einem Armeequartier. Alles in allem saßen etwa sechzhundert Männer dort ein.

John hätte nie geglaubt, dass er je freiwillig zum Coastal zurückkehren würde, aber er hatte sich in der Arbeit einen Tag freigenommen und war an diesem Morgen um sechs Uhr in den Greyhound-Bus gestiegen. Die Fahrkarte hatte ihn den Rest seines Fernseher-Gelds gekostet, aber das spielte keine Rolle. Im Bus lehnte er den Kopf ans Fenster und versuchte zu schlafen, aber es ging nicht, weil er immer an diese erste Fahrt in Handschellen und mit Fußfesseln denken musste. Er wollte nicht wieder einfahren. Er wollte nicht im Gefängnis sterben.

Er hatte ein Buch dabei - *Tess von den d'Urbervilles* - und zwang sich, es während der fünfstündigen Fahrt zu lesen. John

108

musste ständig zurückblättern, weil seine Gedanken mit jeder Meile, die sie zurücklegten, immer wieder abschweiften. Wie konnte seine Mutter diese Fahrt nur alle zwei Wochen bewältigen, ob bei Sonnenschein oder Regen? Kein Wunder, dass sie immer so erschöpft aussah, als sie bei ihm ankam. Sie hatte es zwanzig Jahre lang getan und in dieser ganzen Zeit nur drei Besuche ausgelassen.

Tess hatte Angel eben ihre vornehme Herkunft gestanden, als der Greyhound vor dem Staatsgefängnis hielt. John legte sein Ticket auf den Sitz und steckte das Buch in die Plastiktüte, die er mitgebracht hatte.

Mit hochrotem Kopf ließ John die Besucherkontrolle über sich ergehen. Er schämte sich, als er durchsucht und befragt wurde - nicht weil er das unter seiner Würde fand, sondern weil ihm endlich klar wurde, dass seine Mutter das bei jedem ihrer Besuche hatte durchmachen müssen. Er rechnete im Kopf nach, während sie seine Plastiktüte durchsuchten, die Stange Zigaretten aufrissen, das Buch beinahe Seite um Seite durchblätterten. Über fünfhundertmal hatte sie diese Fahrt absolviert. Wie hatte Emily das nur aushalten können? Wie hatte er seiner Mutter diese Demütigung antun können? Kein Wunder, dass Joyce so sauer gewesen war. John hasste sich selbst wie noch nie zuvor in seinem Leben.

Er setzte sich auf einen der Plastikstühle und wartete, bis sein Name aufgerufen wurde. Sein Knie wippte schon wieder, doch alle anderen im Wartesaal wirkten völlig ruhig. Es handelte sich hauptsächlich um Frauen mit ihren Kindern. Sie waren da, um Daddy zu sehen. Ein Kind nahe bei John hielt die Kreidezeichnung eines Flugzeugs in der Hand. Ein anderes weinte, weil es seinen Teddybären nicht hatte mitbringen dürfen. Auf dem Röntgenbild war etwas Ungewöhnliches zu sehen gewesen, und die Mutter hatte sich geweigert, den Bären untersuchen zu lassen.

»Shelley!«, rief eine Uniformierte. Keiner der Wachen hatte

109

ihn erkannt, aber bei der Menge von Gefangenen und Besuchern, die jede Woche kamen, war das nicht verwunderlich. »Shelley?«, rief sie noch einmal. John stand auf und drückte sich die Plastiktüte an die Brust.

»Tisch drei«, sagte sie und nickte in Richtung Besucherraum.

Er legte die Tüte auf das Röntgenband, das dritte Mal, dass sie durchleuchtet wurde, ging dann durch den Metalldetektor und in den Besucherraum. Am Ende des Transportbands blieb er stehen, schaute in den Raum und versuchte ihn so zu sehen, wie seine Mutter ihn gesehen hatte. An den Boden geschraubte Picknicktische füllten den acht mal zehn Meter großen Saal. Männer saßen auf der einen Seite, ihre Frauen oder Freundinnen oder Nutten, die sie für den Besuch bezahlt hatten, auf der anderen. Kinder rannten lachend und schreiend umher, und etwa alle drei Meter stand eine Wache mit dem Rücken zur Wand. Überall befanden sich Kameras, die langsam hin und her schwenkten.

Ben Carver saß an einem der hinteren Tische, Tisch drei. Er trug wie immer ein weißes T-Shirt, eine weiße Hose und weiße Socken. Er hatte auch ein Paar Lederpantoffeln an den Füßen, die seine Mutter ihm geschickt hatte, die er aber außerhalb der Zelle nur selten trug, weil er nicht wollte, dass sie schmutzig wurden.

Jeder im Gefängnis verkörperte ein Image, eine künstliche Persönlichkeit, die ihm zu überleben half. Die Schläger wurden gemeiner, die Aryans noch brutaler, die Schwulen schwuler und die Verrückten noch bekloppter. Ben gehörte in die letzte Kategorie, und er arbeitete mit Verve an seinem Image. Wobei dies, dachte John, dem Mann nicht schwerfallen dürfte. Als das GBI ihn endlich zu fassen bekam, hatte Ben in Atlanta und Umgebung sechs Männer getötet. Seine spezielle Masche war es, ihnen die rechte Brustwarze abzuschneiden und sie als Souvenir zu behalten. Bei seiner Verhaftung im Hauptpostamt von Atlanta, wo er achtzehn Jahre lang als Briefsortierer gearbeitet hatte, war einer der Bullen ein wenig übereifrig gewesen und

109

hatte ihn zu Boden geworfen. Ein Gewebebrocken, der später als die rechte Brustwarze seines letzten Opfers identifiziert wurde, flog aus Bens Mund. Er hatte daran genuckelt wie an einem Fisherman's Friend.

Dieses grausige Detail sorgte zusammen mit Bens passendem Nachnamen Carver, Schnitzer, für ein gigantisches Medienecho. Im Gegensatz zu John hatte er es sogar in die nationalen Nachrichten geschafft und erhielt seinen

persönlichen Spitznamen: der Atlanta-Schnitzer. Ben hatte diesen Namen nie sonderlich gemocht, aber er war auch wütend auf Wayne Williams -den Mann, der im Fall der Atlanta-Kindermorde verurteilt wurde -, weil er ihn nach seiner Verhaftung von den Titelseiten verdrängte.

»Mein lieber Junge«, sagte Ben und lächelte sein dünnes Lächeln, während er John musterte. Seine Lippen waren feucht und zeigten in der Mitte, wo normalerweise eine Zigarette steckte, einen schwarzen Fleck. Seine Zähne sahen ähnlich verfärbt aus, das Nikotin hatte ein Bull's Eye direkt auf die Schneidezähne gemalt. Eins der ersten Dinge, die Ben John erzählt hatte, war, dass er eine orale Fixierung habe. »Besser Zigaretten als deine rechte Brustwarze, mein lieber Junge.« Danach hatte John sich nie über sein Rauchen beklagt.

»Und«, sagte Ben.

John stand am Tisch und wusste nicht so recht, ob er sich setzen sollte. »Du siehst gut aus.«

»Natürlich sehe ich gut aus.« Er tat so, als würde er sich die Haare glattstreichen, die so gut wie nicht vorhanden waren.

Obwohl Ben in Schutzhaft saß, gab es in diesem Flügel keinen wirklichen Besuchsraum, weshalb er bei den wenigen Besuchen, die er bekam, mit der Normalbevölkerung der Gefangenen in einem Saal sitzen musste. Jeder Gefangene aus der geschlossenen Abteilung für Geistesgestörte war während solcher Besuche in höchstem Maß gefährdet. Er musste sich darauf verlassen, dass seine Mitgefangenen entweder zu abgelenkt von

110

ihren Huren oder zu respektvoll ihren Ehefrauen gegenüber waren, um ein Messer zu ziehen und ihm den Bauch aufzuschlitzen.

John sagte: »Ich musste dich sehen.«

Ben machte »Ts-ts«, und John versuchte nicht daran zu denken, was der Mann in seinem Mund hätte, würde er noch frei herumlaufen. »Habe ich dir nicht gesagt, dass du nie mehr in dieses Höllenloch zurückkehren sollst?«

»Es tut gut, dich zu sehen«, sagte John und meinte es ernst. Seit seiner Entlassung hatte er kein freundliches Gesicht mehr gesehen.

»Na«, sagte Ben und schmatzte. »Was hast du mir mitgebracht?«

John holte die Stange filterloser Camels aus der Tüte.

»Oh, das wäre doch nicht nötig gewesen!« Ben drückte sich die Stange an die Brust. »Mein Süßer, bitte setz dich. Du weißt doch, dass ich es nicht mag, wenn einer vor mir steht, auch wenn ich so eine prächtige Aussicht auf dein Päckchen habe.«

John setzte sich, peinlich berührt von Bens Anzüglichkeit. Er hatte ganz vergessen, wie Ben mit ihm redete, wie er einem das Gefühl vermittelte, schmutzig zu sein, auch wenn er nur nach der Zeit fragte. John musste sich wieder ins Gedächtnis rufen, dass das zu Bens Rollenspiel gehörte, dass es seine Art war, den Tag zu überstehen, ohne sich die Kehle aufschlitzen zu lassen.

»Oprah macht heute mal wieder, was sie am liebsten macht«, vertraute Ben ihm an.

*Oprah Winfrey*, die einzige Sendung, auf die sich der ganze Zellenblock einigen konnte.

»Wird sicher eine gute Sendung«, meinte John. Danach schwieg er, denn eine Wache ging vorbei und blieb einige Zeit in der Nähe ihres Tisches stehen, bevor sie sich wieder in Bewegung setzte.

»Also«, sagte Ben. »Du weißt, dass ich es nicht lange ohne Nikotin aushalten kann. Was ist dein Begehr?«

111

John beugte sich vor und legte die Hände flach auf den Tisch, so dass die Wache sehen konnte, dass er nichts Unerlaubtes tat. »Ich habe ein Problem.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

Die Wache war weitergegangen. John verkniff es sich, über die Schulter zu schauen. Ben sondierte die Lage hinter ihm, so wie John die Leute hinter Ben im Auge behielt.

»Teuerster«, sagte Ben, »wir sollten nicht vergessen, dass die Wände Ohren haben.«

Oder eher die Tische. John wusste nicht so recht, ob es stimmte oder nicht, aber jeder im Gefängnis glaubte, dass es überall im Besuchersaal Wanzen gab - einige unter den Tischen, einige in den Neonlampen an der Decke. Die Kameras waren unübersehbar, sie schwenkten ständig hin und her und pickten verdächtige Besucher heraus. Hier drinnen konnte man nicht einmal einem Priester trauen.

Mit leiser Stimme erzählte John Ben über den Fernseher, die Kreditauskunft, das Postamt. Er erzählte ihm von dem Mann mit dem Regenschirm, nannte aber den Namen nicht, weil man ja nicht wusste, ob die Gerüchte stimmten. Danach sagte Ben: »Verstehe.«

John lehnte sich zurück. »Was soll ich tun?«

Ben presste die vollen Lippen aufeinander und legte den Zeigefinger auf den schwarzen Fleck. »Diese Frage, mein Lieber, ist keine einfache.«

»Der will mich für irgendwas benutzen«, sagte John, und dann, weil er sich nicht ganz sicher war: »Oder?«

»Aber natürlich«, erwiederte Ben. »Für diese Art von Verhalten gibt es keinen anderen Grund. Absolut keinen.«

»Er benutzt mich als Tarnung.«

»Er will dir was anhängen, mein Lieber.«

John schüttelte den Kopf und beugte sich wieder vor. »Das ergibt keinen Sinn. Es fing vor sechs Jahren an. Vor sechs Jahren war ich noch hier drinnen. Das ist ein wasserdichtes Alibi.«

112

»Stimmt, stimmt«, meinte Ben und drückte sich weder den Finger an die Lippen. »Weiß er, dass du wieder draußen bist?«

John zuckte die Achseln. »Er könnte es herausgefunden haben.«

»Aber wusste er es?«, fragte Ben. »Ich muss dir sagen, mein Darling, es war sogar für mich eine Überraschung, dass du vor dem Begnadigungsausschuss so eloquent gesprochen hast. Wirklich sehr redegewandt.«

John nickte. Es hatte ihn selbst überrascht.

»Lass uns mal fragen, was wäre, wenn«, schlug Ben vor. »Was wäre, wenn dein Freund angenommen hatte, dass du hier in unserem kleinen Maison du Feces verrottet?«

»Okay.«

»Und was wäre, wenn er, zu seiner großen Überraschung, herausgefunden hätte, dass unser kleiner Darling rausgekommen ist?«

»Ja?«

»Und was wäre, wenn er sich von deiner Rückkehr bedroht fühlen würde?« Ben beugte sich vor. »Er hat offensichtlich irgendwas am Laufen.«

»Ja«, stimmte John ihm zu.

»Und er will nicht, dass du ihm dazwischenfunkst, oder?« »Genau.«

»Und, was macht er deshalb?«

Beide Männer verstummten, sie überlegten sich, was der nächste Schritt sein könnte.

»Ich weiß es nicht«, gab John schließlich frustriert zu. »Ich muss ihn finden.«

»Die normalen Wege hast du schon ausprobiert?«

»Ja.« Er hatte im Telefonbuch nachgesehen, aber der Kerl war nicht aufgeführt. Er hatte es sogar am Computer in der Bücherei probiert, war sich wie ein Idiot vorgekommen, als er die ausgedruckten Anweisungen für die Internetsuche Punkt für Punkt befolgte. Nichts.

112

John sagte: »Ich muss herausfinden, was er vorhat.«

Ben strich über die Stange Zigaretten, hob eine Ecke an. John wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. »Natürlich könnte ich die Kontakte aus meinem früheren Leben benutzen, um die augenblickliche Adresse des Kerls herauszufinden.«

»Du hast noch immer deine Leute?« John war überrascht, dass Ben das zugab, obwohl doch vermutlich mitgehört wurde. Es hatte zur Zeit von Bens Prozess »dem Fall nahestehende Quellen« gegeben, die behaupteten, er hätte den postinternen Versand benutzt, um seinen Fetischkollegen Souvenirs zu schicken.

Ben verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Durch Regen, Graupel oder Schnee... Aber du musst mir alles sagen, was ich wissen muss.«

Der Name. Er brauchte den Namen. John schaute sich um, öffnete den Mund, aber...

»Psch«, warnte Ben.

Wieder schlenderte eine Wache vorbei und blieb ihrem Tisch gegenüber stehen. Beide Männer verstummten erneut, und John starre seine Hände an und fragte sich, ob es wirklich vernünftig gewesen war hierherzukommen. Aber mit wem sollte er sonst reden? Joyce konnte er in diese Sache nicht mit hineinziehen. Die einzigen Menschen, die er kannte, waren verurteilte Verbrecher und Huren.

Die Wache ging weiter, und Ben schnitt eine Grimasse. In vielerlei Hinsicht war dieser Mann für John wie ein Vater gewesen. Wie war es so weit gekommen? Wie konnte jemand, der so böse war, bei dem absolut keine Chance auf eine Besserung bestand, sein Freund sein?

Es gab keine Erklärung, außer man ging davon aus, dass Ben dachte, sie beider seien vom gleichen Schlag.

»Ich sag dir was«, erklärte Ben. »Ich habe ein Auto.«

»Was?«

»Es steht bei meiner Mutter. Ich rufe sie noch heute an und sag ihr, dass ein Freund kommt, um es sich auszuleihen.«

113

Ben war bei dieser Sache schlauer als er. John machte immer nur einen Schritt nach dem anderen, dachte nie gründlich genug nach. Was wäre, wenn er die Adresse des Kerls herausfinden würde? Er konnte ihn ja kaum mit einem MARTA-Bus verfolgen.

John fragte: »Fährt es noch?«

»Früher fuhr Mutter jeden Sonntag damit zur Kirche, aber jetzt holt sie ihr Freund, Mr. Popson, ab«, antwortete Ben. »Beluha Carver. Ich nehme an, den Namen gibt's nur einmal. Sie wird dir den Schlüssel geben, aber sag ihr nicht, woher du mich kennst.«

»Du bist seit fast dreißig Jahren im Gefängnis. Meinst du nicht, dass sie sich das denken kann?«

»Ich hatte drei Jahre lang Männerbrustwarzen im Kühlschrank und hatte ihr gesagt, es ist Kräutermedizin gegen Haarausfall. Was meinst du?«

John gab ihm recht.

»Okay.« Ben schaute an John vorbei, und dann sprach er schnell und ohne seine gewohnte Masche. »Du musst den Mann beschatten«, sagte er. »Verfolge ihn und finde heraus, was er macht, wohin er geht. Alles passiert aus einem bestimmten Grund. Alles.« Er stand auf, als die nächste Wache vorbeikam.

»Und jetzt geh, mein Lieber, und vielen Dank für das wunderbare Geschenk.« Er klopfte auf die Stange Zigaretten.

Auch John stand auf. »Ben...«

»Geh«, sagte er noch einmal, nahm John in den Arm und drückte ihn an sich. Die Wachen eilten sofort herbei - Körperkontakt war verboten -, aber Ben hielt ihn fest, und seine feuchten Lippen berührten Johns Hals knapp unter dem Ohr. Er lachte wie eine Hyäne, als sie ihn wegzerrten, hatte aber die Geistesgegenwart, sich die Stange Zigaretten zu schnappen.

»Leb wohl, mein süßer Junge!«, rief Ben, als sie ihn zur Tür schleiften.

114

John winkte und verkniff es sich, Bens Speichel wegzuwischen, bis der Mann durch die Tür verschwand.

Nach etwa fünf Jahren seiner Haft hatte John Ben befragt, warum der ältere Mann bei ihm nie einen Annäherungsversuch gemacht hatte. John war damals um einiges kräftiger. Wie von seiner Mutter vorausgesagt, hatte sein Körper seine Hände und Füße schließlich eingeholt. Die Hanteln im Fitnessraum hatten seine Muskeln gestählt, und die vielen Haare auf seinem Körper hätten einen Eisbären wärmen können.

Ben hatte nur die Achseln gezuckt. »Iss nicht dort, wo du scheißt.«

»Nein«, hatte John ihm entgegengehalten, er wollte sich nicht mit einer sarkastischen Bemerkung abspeisen lassen. »Sag's mir. Ich will es wissen.« Ben war mit einem Kreuzworträtsel beschäftigt gewesen, zuerst verärgert, aber dann begriff er, dass John es ernst meinte, und legte die Zeitung beiseite.

»Da ist keine Herausforderung dabei«, sagte Ben schließlich. »Ich mag den Reiz der Show. Ich bin ein Schauspieler auf einer Bühne und du...« er lächelte, »...du bist nur ein Bauer.«

Doch diesmal hatte der Bauer Talent bewiesen. In den wenigen Sekunden, als Ben sein Gesicht an John drückte, hatte er ihm alles sagen können, was er wissen musste.

115

## Kapitel 14

Nachdem die Jury ihr Urteil verkündet hatte, wurde John in seine Zelle im Bezirksgefängnis zurückgebracht. Die Handschellen hatte man ihm nicht abgenommen, dafür aber den Gürtel und die Schnürenkel, damit er nichts Verrücktes anstellte. Die Mühe hätten sie sich sparen können. Er war zu verstört, um auch nur einen Finger zu rühren, geschweige denn, sich zu überlegen, wie er sich in seiner winzigen eins fünfzig mal zwei vierzig Meter großen Zelle umbringen konnte.

Zweiundzwanzig bis lebenslänglich. Zweiundzwanzig Jahre. Er wäre dreißig, bevor er zum ersten Mal vor den Begnadigungsausschuss käme. Er wäre ein alter Mann.

»Es ist gut«, hatte seine Mutter mit Tränen in den Augen gesagt. Bei seiner Verhaftung hatte sie nicht geweint, aber jetzt ließ sie den Tränen freien Lauf. »Es ist gut, Baby.«

Sie meinte damit, es sei gut, weil ihm die Todesstrafe erspart geblieben war. Ein Vierzehnjähriger in Massachusetts hatte eben nationale Schlagzeilen gemacht, weil er einen anderen Vierzehnjährigen mit einem Baseballschläger totgeschlagen hatte. In Texas war vor kurzem ein Zwanzigjähriger wegen eines Verbrechens, das er mit siebzehn beging, hingerichtet worden.

Jugendliche Straftäter waren nichts Neues mehr. Anstelle eines Lebens hinter Gittern hätte John ebenso gut der Todestrakt bevorstehen können.

»Wir können Einspruch erheben«, erklärte seine Mutter. »Es wird nicht lange dauern. Wir werden Einspruch erheben.«

Tante Lydia, die hinter ihr stand, machte ein zweifelndes Gesicht. Später sollte er herausfinden, dass bis auf einen Geschworenen, einen Vater von drei Jungen, von denen einer in Johns Al

115

ter war, alle anderen für die Todesstrafe plädiert hatten. Diese anderen hatten John nur einmal angesehen und dann die riesenhaft vergrößerten Fotos von Mary Alices verstümmeltem Körper, und sie wollten seinen Tod.

In der Arrestzelle ließ er immer wieder Revue passieren, was während des Prozesses über ihn gesagt wurde. Der staatlich bestellte Psychologe hatte bei ihren Gesprächen einige Monate zuvor sehr nett gewirkt, doch vor Gericht hatte er coram publico erzählt, John sei offensichtlich ein Psychopath mit Wahnvorstellungen, ein kaltblütiger Killer, der keine Reue zeige. Dann waren da die Jugendlichen aus Johns Schule, die während der Urteilsfindung aufgestanden waren und darüber gesprochen hatten, was für ein braves Mädchen Mary Alice doch gewesen sei und was für eine grässliche Person John Shelley schon immer war. Rektor Binder, Trainer McCollough - sie alle hatten über ihn gesprochen, als wäre er Charlie Manson.

Wer war der Mensch, von dem sie da redeten? John erkannte sich nicht wieder. Die Hälfte dieser Schüler hatte in den letzten drei Jahren kaum zwei Worte mit ihm gewechselt, aber jetzt taten sie so, als wüssten sie alles über ihn. Es hatte diesen Bruch gegeben, als sie von der Grundschule in die Mittelschule wechselten und die populäre Clique ihn ausschloss. Ohne den Sport wäre er nur irgendein komischer Kauz gewesen, mit dem man lieber nichts zu tun hatte. Als man ihn aus dem Footballteam warf, würdigte man ihn im Schulkorridor keines Blicks mehr. Und jetzt war John, so sagten zumindest diese »seine Freunde«, ein Monster.

John hatte den Betonboden seiner Zelle angestarrt und die Risse verfolgt, die ihn überzogen, als wäre er ein Handleser, der versuchte, seine eigene Zukunft vorauszusagen. Als er den Kopf hob, stand Paul Finney auf der anderen Seite der Gitterstäbe.

Mary Alices Vater lächelte.

»Viel Spaß jetzt, du kleiner Scheißhaufen«, sagte er zu John. »Was Besseres kriegst du im Leben nicht mehr.«

116

John gab keine Antwort. Was hätte er schon sagen sollen?

Mr. Finney hielt die Stangen umklammert und trat ganz nah ans Gitter. »Denk daran, was du ihr angetan hast«, flüsterte er. »Denk daran, wenn du dich in der Dusche bückst.«

John verstand nicht. Er war sechzehn Jahre alt. Auch wenn Mr. Finney es ihm bis ins letzte Detail erklärt hätte, hätte John nur den Kopf geschüttelt und gesagt, das sei nicht möglich.

Aber es war möglich.

An diesem Abend behielt man ihn im Bezirksgefängnis, und jede halbe Stunde kam eine Wache vorbei, um sicherzustellen, dass er sich aus seinen Laken keine Schlinge drehte. Das Coastal State Prison lag am Atlantischen

Ozean, mehrere hundert Meilen entfernt in einer Stadt, von der John noch nie etwas gehört hatte. Das Gefängnis hatte sehr strenge Besuchsregelungen. Einen ganzen Monat würde er dort absitzen müssen, bevor man seiner Mutter zum ersten Mal gestatten würde, ihn zu besuchen. Es hieß, das sei die Zeit der Akklimatisierung, die Zeit, die man dem Gefangenen gab, um sich an seine Umgebung zu gewöhnen und zu beweisen, dass er das Privileg, Besuch zu erhalten, wirklich verdiente. Die längste Zeit, die John je ohne seine Familie verbracht hatte, war ein einwöchiges kirchliches Ferienlager in Gatlinburg, Tennessee, gewesen.

Sie weckten ihn bei Tagesanbruch, um nicht in den Stoßverkehr zu geraten. Mit gefesselten Füßen und Händen stolperte John in den Gefangenentransporter. Seine Handgelenke waren so schmal, dass sie sich im Frauengefängnis kleinere Handschellen leihen mussten. Er war schon immer sehr dünn gewesen, und der ganze Stress hatte ihn noch mehr Gewicht verlieren lassen. Während des Prozesses hatte er fast zwanzig Pfund abgenommen, und unter der schlitternden, orangefarbenen Kluft, die er trug, zeichneten sich deutlich seine Rippen ab.

Im Bus saßen bereits andere Männer, die pfiffen und johlten, als John einstieg. Er lächelte, weil er dachte, das sei eine Art Ritus.

117

»Sei stark«, hatte seine Mutter gesagt, und wieder klang sie wie aus einem *Kojak-Film*. »Lass dir von keinem was gefallen, und trau niemandem.«

Einer der Wachleute hatte mit seinem Schlagstock auf das Gitter geschlagen, das den Fahrer von den Gefangenen trennte. Er deutete auf einen Platz direkt hinter dem Fahrer und sagte zu John: »Sir.«

Der Bus verfügte über keine Klimaanlage, und die Fahrt war holprig. Auf der ganzen Strecke klirrten Johns Ketten. John ging im Kopf Spiele durch, die er und Joyce auf Familienurlaubsfahrten nach Florida gespielt hatten: Wie viele Nummernschilder aus anderen Städten sah er? Wie viele Kühe weideten auf der einen Seite der Straße? Wie viele auf der anderen?

Als sie die Außenbezirke Savannahs erreichten, war seine Blase so voll, dass ihm vor Schmerz die Tränen kamen. Er wusste instinkтив, dass es auf dieser Fahrt keine Pinkelpause geben würde, und hielt die Beine fest zusammengepresst, während der Bus das erste Tor des Gefängnisses passierte, dann das zweite und das dritte.

Als er aufstand, spürte er einen stechenden Schmerz in der Blase, aber er war froh um die Fußfesseln, weil sie ihm einen Vorwand boten, die Beine zusammenzuhalten. Die Wache führte sie in das erste Gebäude, John an der

Spitze. Der Mann hinter ihm trat immer wieder auf Johns Fersen, so dass er schneller gehen musste, obwohl seine Blase zum Bersten voll war.

Sie wurden in einen offenen Toilettenraum mit einer Reihe Pissoirs geführt. Langsam wurde jeder einzelne Mann von den Hand- und Fußfesseln befreit. John war verlegen, wartete, bis ein anderer an ein Becken trat, bevor er es tat. Er spürte Blicke auf sich, als er nach unten griff, um den Reißverschluss seines Overalls aufzuziehen. Die Kluft war für einen Erwachsenen bestimmt, so dass ihm der Schritt irgendwo zwischen den Knien hing. Zuerst spielten ihm die Nerven einen Streich, doch dann schaffte er es, einen dünnen Strahl Urin abzulassen.

118

»Sieht aus wie ein kleines Wiener Würstchen«, bemerkte der Mann neben ihm. Er starrte Johns Penis unverhohlen an. Als John zu ihm hochsah, grinste er und entblößte eine Reihe schiefer Zähne. »Da krieg ich ja Hunger allein schon vom Hinschauen.«

»Schnauze«, befahl eine der Wachen. Das Namensschild auf seiner Uniform wies ihn als »Everett« aus. Er hielt seinen Schlagstock mit beiden Händen umfasst, als müsste er einen Massenansturm abwehren. »Alle ausziehen und an der schwarzen Linie aufstellen.«

Johns Gesicht lief rot an. Seiner Jugend wegen hatte man ihn während des Prozesses im Bezirksgefängnis von den anderen Gefangenen isoliert. Die Wachen hatten ihn trotzdem viele Male durchsucht, aber noch nie in der Art und Weise. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie nackt vor einem Haufen Fremder gestanden. Seine Hände fühlten sich taub an, als er an den Knöpfen seines Overalls nestelte, und er vermied es, bei den anderen Männern nach unten zu schauen, aber natürlich blieb ihm nichts verborgen. Sie waren riesig - jeder einzelne. Es waren die Körper erwachsener Männer, voll mit Haaren. John war ein Spätzünder, er rasierte sich vielleicht einmal die Woche, wohl eher aus Wunschenken denn aus Notwendigkeit. Neben diesen Männern wirkte er wie ein Mädchen, wie ein verängstigtes kleines Mädchen.

Everett begann die Vorschriften zu verkünden. Er zählte auf, was sie tun durften und was nicht. Während er redete, ging eine andere Wache mit einer Taschenlampe hinter den Männern entlang und befahl jedem Einzelnen, sich zu bücken und die Hinterbacken für eine Inspektion auseinanderzuziehen. Ein anderer Mann zog Gummihandschuhe an und steckte jedem den Finger in den Mund, um ihn nach Schmuggelgut oder Waffen abzutasten. Ein dritter spritzte sie mit einem Schlauch ab und besprühte sie dann mit Entlausungspuder.

Jeder bekam nun eine weiße Hose und ein weißes T-Shirt. John erhielt ein extrakleines T-Shirt, aber seine Hose war groß

119

genug für einen Elefanten. Er raffte sie beim Gehen an der Taille zusammen, so dass er Bettzeug und Kissen samt den wenigen Toilettensachen, die man ihnen ausgehändigt hatte, obendrauf in einer Hand tragen musste.

Er bewegte sich wie in einem Nebel, starre stur geradeaus und versuchte, nicht zu kotzen.

»Shelley«, sagte Everett und drückte die Spitze seines Schlagstocks an die Außenseite einer geöffneten Zellentür.

John betrat die Zelle. Sie stank nach Urin und Kot von dem Edelstahlklo in der Ecke. Das fest mit der Wand verschraubte Waschbecken war einmal weiß gewesen, doch Rost und Dreck hatten es mit einem schmutzig grauen Belag überzogen. An der linken Wand stand ein Tisch, an der rechten ein Etagenbett mit zwei Pritschen. Wenn man sich in der Mitte der Zelle befand und die Arme ausstreckte, konnte man beide Seitenwände berühren. Ein etwa fünfundzwanzigjähriger Typ lag auf der oberen Pritsche und blickte grinsend zu John hinunter.

»Du bist unten«, sagte er.

Wieder waren anzügliche Pfiffe zu hören, aber Everett ging bereits weiter und wies dem nächsten Gefangenen seine Zelle zu.

»Zebra«, sagte der Kerl, und John nahm an, dass das sein Name war. »John.«

»Wie alt bist du?« »Sechzehn.«

Zebra lächelte. Seine Zähne waren schwarz und weiß, gestreift wie ein Zebra.

»Gefällt's dir?«, fragte er und deutete auf die Zähne. »Wir können deine auch so machen. Willst du?«

John schüttelte den Kopf. »Meine Mom würde mich umbringen.«

Zebra lachte; in dem Betonbau ein schockierendes Geräusch. »Aber jetzt mach dein Bett, Johnny. Magst du es, wenn man dich Johnny nennt?«, fragte er.

»Nennt deine Mommy dich so?«

119

»Eigentlich nicht«, antwortete John. Zumindest nicht, seit er kein Baby mehr war.

»Du wirst hier drinnen schon zureckkommen, Johnny«, meinte er, streckte die Hand aus und zerzauste ihm so wild die Haare, dass John den Kopf wegzog.

Zebra kicherte in sich hinein. »Ich kümmere mich schon um dich, mein Junge.«

Und das tat er auch.

Regelmäßig wie ein Uhrwerk kam er jeden Abend, nachdem das Licht ausgeschaltet war, herunter auf die untere Pritsche, drückte John das Gesicht ins Kissen und vergewaltigte ihn so heftig, dass am nächsten Morgen Blut kam, wenn er auf die Toilette ging. Weinen hielt ihn nicht davon ab. Schreien ließ ihn nur noch fester zustoßen. Am Ende der ersten Woche konnte John kaum noch stehen.

Zebra war ein Raubtier. Das wusste jeder im Gefängnis, vom Direktor über die Wärter bis zu den Jungs, die den Müll aus den Zellen holten. In dieser ersten Woche behielt er John für sich, doch dann lieh er ihn für Zigaretten und andere Schmuggelware auch an andere Männer aus. Drei Wochen später lag John im Gefängniskrankenhaus, das Arschloch zerfetzt, die Augen zugeschwollen vom Weinen.

Es war der erste der zwei Besuche, die Richard Shelley seinem Sohn im Gefängnis abstattete.

Er wurde von dem Wärter Everett, den John seit dem Tag seiner Einlieferung nicht mehr gesehen hatte, in den Krankenhaustrakt geführt.

»Hier ist er«, sagte Everett zu Richard und stellte sich dann an die Wand, um dem Mann ein wenig Platz zu lassen. »Sie haben zehn Minuten.«

Richard stand am Fußende von Johns Bett. Er starrte ihn einfach nur an und sagte lange Zeit gar nichts.

John schaute ihn ebenfalls an, zugleich erleichtert und beschämtd. Er wollte die Hände nach seinem Dad ausstrecken, ihm

120

sagen, dass er ihn liebe und ihm alles, was er getan hatte, furchtbar leidtue und dass Richard recht habe, er sei wirklich völlig nutzlos. Er hatte nichts von dem verdient, was sein Dad ihm anbieten konnte, aber er wollte es, er brauchte es so sehr, dass sein Herz sich anfühlte, als würde es in Flammen stehen.

Schließlich sprach Richard mit einiger Mühe. »Hast du Schmerzen?«

John konnte nur nicken.

»Gut«, sagte sein Vater und klang dabei, als hätte die Gerechtigkeit gesiegt.

»Jetzt weißt du, wie Mary Alice sich gefühlt hat.«

120

Kapitel 15

25. Oktober 2005

John wollte nicht mehr an seine erste Nacht im Gefängnis denken, aber die Erinnerung kehrte immer wieder zurück, wie ein Alptraum im Wachzustand.

Wenn in der Arbeit jemand hinter ihm ging, zuckte er zusammen. Ein lautes Geräusch von der Straße, und das Herz schlug ihm bis zum Hals. Wenn er sich bückte, um den Schwamm aus dem Eimer zu holen und die Felgen eines Transporters oder einer Limousine zu polieren, überflutete sie sein Hirn. Nachdem Zebra ihn herumgereicht hatte, brachte John einen ganzen Monat im Krankenhausstrakt zu. Als er wieder herauskam, stellte er fest, dass man ihn in die Schutzhaftabteilung verlegt hatte, wo alle anderen gefährlichen Sexualstraftäter einsaßen. Vielleicht dachten sie, dass Ben Carver sich John zu Gemüte führen und das beenden würde, was Zebra begonnen hatte, aber der ältere Mann hatte nur einen flüchtigen Blick auf den dünnen Sechzehnjährigen geworfen und mit Enttäuschung in der Stimme gesagt: »Ein Brünetter! Ich habe doch einen Blonden verlangt!«

John wusste nicht, wer diese Verlegung in die Schutzhaft veranlasst hatte, aber auch wenn er es gewusst hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen, demjenigen zu danken. Manchmal glaubte er, der Wärter Everett sei es gewesen, aber manchmal, wenn er nachts auf seiner Pritsche lag, stellte er sich vor, es sei sein Dad gewesen, der ihn gerettet hatte. Richard, der ins Büro des Direktors stürmte. Richard, der einen wütenden Brief an seinen Senator schrieb. Richard, der für seinen Sohn eine faire Behandlung verlangte.

121

John lachte über diese törichten Jungenträume, als er seine Karte in die Stechuhr steckte und auf das laute Knacken wartete, mit dem seine Schicht an diesem Tag zu Ende ging. Das Wetter war seit einigen Wochen gut, und die Leute, die jetzt ihre Großeinkäufe für Thanksgiving machten, ließen auch ihre Autos waschen. Bis gestern hatte John keine Zeit gehabt, zu Bens Mutter zu fahren und den Wagen zu holen. Zu der Zeit, als Mary Alice starb, hatte er an seiner Fahrerlaubnis auf Probe gearbeitet, aber das war schon ziemlich lange her, und bei dem Gedanken, sich hinter ein Steuer zu setzen, brach ihm der Angstschweiß aus. Wenn er in einem Auto erwischt wurde, würde Martha Lam ihn wieder ins Gefängnis stecken. Natürlich konnte es durchaus sein, dass er wieder dort landete, auch wenn er das Auto nicht benutzte.

Am Telefon war Bens Mutter offen und freundlich gewesen und »sehr erfreut, mit einem Freund von Ben« zu reden. Auf seine Frage hin bestätigte sie ihm, dass die Versicherung für das Auto bezahlt sei. Mrs. Carver hatte ihm darüber hinaus mitgeteilt, dass Mr. Popson sie am Sonntag zu einer Kirchenveranstaltung in Warm Springs mitnehme, ihn aber auch gebeten, das Auto mit einem vollen Tank zurückzubringen. John war mit allem einverstanden gewesen, aber dann hatte sie ihn noch einmal fünfzehn Minuten am Telefon

festgehalten, um über ihre Ischiasbeschwerden zu reden. Beide Großelternpaare Johns waren während seiner Zeit im Gefängnis gestorben, und keiner von ihnen hatte sich je die Mühe gemacht, ihn zu besuchen. Er hatte Mrs. Carvers Kümmernissen sehr aufmerksam gelauscht und die richtigen Laute an den richtigen Stellen gemacht, bis der Pädophile von gegenüber ihn böse angestarrt und das Telefon für sich verlangt hatte. John hatte den dunkelblauen Ford Fairlane wie versprochen im Carport abgestellt gefunden. Der Schlüssel klemmte zusammen mit dem Fahrzeugschein und der Versicherungskarte hinter der Sonnenblende. Am wichtigsten war John in diesem Au

122

genblick, dass der Motor gleich beim ersten Versuch ansprang. Er legte den Gang ein, rollte auf die Straße und übte, mit unsicherem Fuß zwischen Gas und Bremse wechselnd, auf der Wohnstraße vor Mrs. Carvers Haus das Auffundabfahren. Zum Glück hatte der Wagen kein manuelles Schaltgetriebe, sonst hätte er ihn einfach im Carport stehen lassen. Fast den ganzen Nachmittag hatte John damit zugebracht, sich an den Fairlane zu gewöhnen, und als er schließlich auf die zweispurige Schnellstraße fuhr, taten ihm die Hände weh, so krampfhaft hatte er das Lenkrad festgehalten.

Du kannst es, sagte er sich immer wieder mit zusammengebissenen Zähnen, als er auf der 1-20 nach Atlanta zurückfuhr. Er musste nur dafür sorgen, dass er so wirkte, als wüsste er, was er tat. Nicht zu langsam, nicht zu schnell, mit gesundem Selbstvertrauen, den Arm aus dem Fenster gestreckt. Die Polizei achtete immer nur auf eins: ob man einen schuldbewussten Eindruck machte. Dann sprang ihr kleiner Bullenradar an, und dann spürten sie die Unsicherheit, die man ausstrahlte.

John hatte sich gesagt, er müsse einfach noch ein bisschen üben, als er am Abend zuvor gegen Mitternacht in den Fairlane gestiegen war. Doch diese Ausrede nahm er sich selbst nicht mehr ab, als er dann gegenüber dem Schnapsladen an der Cheshire Road im Auto saß. Er wartete dreißig Minuten, aber allem Anschein nach arbeitete Robin nicht. Auf der Rückfahrt dachte er, wenn er einen Verfolger gehabt hätte, wäre der ihm in dieser Zeit sicher aufgefallen.

Da auch Benzin ein Luxus war, den er sich nicht leisten konnte, verließ John die Waschanlage zu Fuß, ging die Piedmont entlang und überquerte die Kreuzung zur Cheshire Bridge. Zuerst tat er so, als würde er nur einen Spaziergang machen, aber dann gestand er sich ein, dass Selbstdäuschung genauso blöd war wie das, was er am späteren Abend plante. Ben hatte sich

endlich gemeldet. John hatte in dieser Woche zwei Postkarten bekommen - die einzige Post, die er in dieser Pension je erhielt.

123

Die erste war in Alabama abgestempelt; auf dem Textfeld stand nichts als eine Ziffernfolge: 185430032. Die zweite Karte kam aus Florida, und auf ihr stand: *Unterwegs nach Piney Grove. Wir sehen uns, wenn wir zurück sind!*

John hasste Rätsel, aber er war schlau genug, noch einmal in die Bücherei zu gehen und sich mit dem Stadtplan zu befassen. Nachdem er ein paar Stunden zum Fenster hinausgestarrt hatte, fand er die Lösung. 30032 war die Postleitzahl für die Avondale Estates. 1854 Piney Grove Circle stieß am Rand von Decatur an den Memorial Drive.

»Hey, Baby!«

Die Nutten standen vor dem Schnapsladen, darunter auch die ältere Frau, der John in der Waschanlage beigestanden hatte. Vermutlich sollte er sie nach ihrem Namen fragen, aber er wusste, wenn er das täte, würde es ihn nur traurig machen. Wenn sie für ihn einen Namen hatte, bedeutete das, dass sie auch eine Familie besaß. Sie war irgendwann einmal ein kleines Mädchen gewesen, zur Schule gegangen, hatte Träume und Hoffnungen gehabt. Und jetzt... nichts mehr.

Eine der Frauen fragte: »Wülpste mitkommen?«

Er schüttelte den Kopf und blieb auf Distanz. »Ich suche Robin.«

»Sie ist beim Kino«, sagte die Nutte und deutete mit dem Kinn die Straße entlang. »Star Wars läuft. Sie meint, das letzte Mal, dass einer von denen eine Möse gesehen hat, war damals, als er aus einer geboren wurde.«

Die Mädchen lachten gutmütig über den Witz.

»Danke«, sagte John und winkte ihnen, bevor sie ihm noch mehr auf die Pelle rücken konnten.

Das Kino war eine ziemliche Strecke vom Schnapsladen entfernt, aber John hatte Zeit. Er konzentrierte sich darauf, die Luft einzunatmen, sogar die Auspuffgase. Im Gefängnis konnte man das nicht. Dort musste man eine andere Möglichkeit finden, um Lungenkrebs zu bekommen.

123

Seine Waden schmerzten, als er das Kino erreichte. *Star Wars*. Er hatte den Film als Junge gesehen, wahrscheinlich sechs- oder siebenmal. Jedes Wochenende hatte seine Mutter ihn und seine Freunde zum Kino gebracht und sie ein paar Stunden später wieder abgeholt. Das war vor den Drogen, bevor John cool wurde. Er hatte diesen Film geliebt und die Flucht aus der Wirklichkeit sehr genossen.

Im Gefängnis war Ben verantwortlich gewesen für alles, was sie taten, und auch als John älter wurde, behielt er das bei, weil es weniger Mühe machte. Der Nachteil bestand darin, dass Johns gesamtes kulturelles Wissen von einem Mann stammte, der mehr als dreißig Jahre älter war als er. Von den Filmen oder Fernsehserien der letzten zwanzig Jahre kannte er so gut wie nichts. Keiner aus seinem Trakt ließ sich am Kinoabend im Gemeinschaftssaal blicken, weil sie nicht so blöd waren, das Risiko des Zusammentreffens mit den normalen Gefangenen einzugehen. Doris Day, Frank Sinatra, Dean Martin - das waren die Sänger, die immer in dem kleinen Transistorradio liefen, das Emily John zu seinem ersten Weihnachten im Gefängnis geschenkt hatte. Vor dem Knast war Musik für ihn sehr wichtig gewesen, die Tonspur seines freudlosen Lebens. Jetzt hätte er keinen aktuellen Popsong nennen können, auch wenn ihm jemand eine Knarre an den Kopf gehalten hätte.

John hatte sich innerlich schon abgefunden, dass Robin nicht vor dem Kino sein würde, und so war er mehr als überrascht, als er um die Ecke bog und beinahe mit ihr zusammenstieß.

»Was tust du denn hier?«, fragte sie und wirkte, wie er meinte, sowohl erfreut als auch nervös.

»Die Mädchen haben mir gesagt, dass du hier bist«, erklärte er. Er sah, dass eine lange Schlange junger Männer vor der Kasse anstand. »Läuft's gut?« »Nee.« Sie machte eine verächtliche Handbewegung. »Die blöden Wichser wollen alle zuerst den Film sehen. Schätze, ich komme später noch mal her.«

124

»Wie lange dauert der Film?«

»Mann, das weiß ich doch nicht.« Sie machte sich auf den Rückweg zum Schnapsladen, und er folgte ihr. Sie drehte sich um und fragte: »Was soll denn das?«

»Ich dachte, ich bringe dich zurück.«

»Hör mal«, sagte sie, »wir sind hier nicht in *Pretty Woman*.« Und fügte dann hinzu: »Und Richard Gere bist du schon zweimal nicht.«

John hatte keine Ahnung, wovon sie sprach. Der einzige Film mit Richard Gere, den er im Knast gesehen hatte, war *Sommersby*, und den auch nur, weil ein Junge mitspielte.

Sie erklärte es ihm: »Wir werden uns nicht ineinander verlieben und heiraten und Kinder kriegen, okay?«

Daran hatte John zwar nicht gedacht, aber vielleicht war das insgeheim sein Wunsch gewesen.

Er sagte: »Ich wollte dir nur sagen, dass wir uns nicht mehr sehen werden.«

»Du hast mich doch erst einmal gesehen, du Arschloch.«

»Ich weiß«, sagte er. Als sie sich wieder in Bewegung setzte, folgte er ihr.

»Bitte bleib stehen«, sagte er. »Hör mir zu.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Okay. Schieß los.«

»Ich habe einfach...« O Gott, jetzt, da sie ihm zuhörte, wusste er nicht, was er sagen sollte. »Ich habe viel an dich gedacht«, fuhr er fort. »Nicht in sexueller Hinsicht.« Anscheinend sagte seine Miene etwas anderes, denn sie verdrehte die Augen. »Okay, vielleicht schon Sex«, gab er zu.

»Wenn du nicht mal wieder für deine Hirnwickelsereien lönnest, muss ich jetzt zu meinem Standplatz zurück.«

»Es ist nicht das«, sagte er. »Bitte.«

Wieder setzte sie sich in Bewegung. John überholte sie und ging dann rückwärts vor ihr her, weil er wusste, dass sie nicht mehr stehen bleiben würde.

»Ich bin da in eine Sache verwickelt«, sagte er. »Na, das schockiert mich aber.«  
125

»Ich war im Gefängnis.«

»Soll ich jetzt überrascht sein?«

»Bitte«, sagte John. Er blieb stehen, und sie ebenfalls. »Ich will mit dieser Sache nichts zu tun haben, aber es ist einfach so. Ich muss etwas dagegen tun. Ich will nicht wieder ins Gefängnis.«

»Erpresst dich jemand?«

Er überlegte. »Vielleicht«, antwortete er. »Ich weiß es nicht.« »Geh zu den Bullen.«

Er wusste, dass sie das nicht ernst meinte. »Ich wollte dich nur noch einmal treffen und dich wissen lassen, dass wir uns nicht mehr sehen können.« Er hielt inne, überlegte kurz, wie er ihr am besten klarmachen konnte, was er meinte. »Ich will nicht, dass du auch in diese Sache hineingezogen wirst, das ist es, was ich sagen will. Dieser Kerl, der ist böse. Er ist wirklich böse, und ich will nicht, dass dir was passiert.«

»Du machst mir Angst«, sagte sie, ihr gelangweilter Tonfall jedoch bewies das Gegenteil. »Wer versucht, mir was anzutun?«

»Niemand«, erwiderte John. »Er weiß nicht einmal, dass du existierst.« Er fuhr sich mit den Händen übers Gesicht und stieß einen Laut aus, der fast wie ein Ächzen klang. »Das hat für dich überhaupt keine Bedeutung«, sagte er. »Tut mir leid, dass ich dich damit belästigt habe. Ich wollte dich einfach nur noch ein letztes Mal sehen.«

»Warum?«

»Wegen dem, was du mir über deinen ersten Kuss erzählt hast. Ich...« Er versuchte ein Lächeln. »In der Schule war ich ein echter Loser. Die Mädchen wollten mit mir nie was zu tun haben.«

»Da hab ich 'ne Neuigkeit für dich, Junior. Das wollen sie noch immer nicht.« Ihre Worte waren scharf, aber am Tonfall merkte er, dass sie ihn aufzog. Er sagte: »Ich kam sehr früh ins Gefängnis. Ich war zwanzig Jahre lang drin.«

126

»Soll ich jetzt Mitleid mit dir haben?«

Er schüttelte den Kopf. Schon seit langer Zeit erwartete er von den Menschen kein Mitleid mehr. »Ich wollte dir danken, dass du mir die Geschichte über diesen Stewie und das alles erzählt hast. Ich habe oft daran gedacht, und es ist eine wirklich schöne Geschichte.«

Sie nagte an ihrer Unterlippe, und ihr Blick suchte den seinen. »Okay. Jetzt hast du's mir gesagt.«

»Und ich...« Er brach ab. In der Arbeit hatte er das hundertmal geprobt, aber jetzt fiel es ihm einfach nicht mehr ein.

»Was?«, fragte sie. »Wüлste mich ficken?«

»Ja.« Er konnte nicht lügen. »Ja, das will ich wirklich.«

»Mann, Scheiße, du hättest mir einiges an Zeit sparen können, wenn du das gleich gesagt hättest.« Während sie wieder losmarschierte, meinte sie: »Ein Zehner fürs Zimmer und dreißig für Halb-halb. Kein Griechisch, keine Schläge, sonst reiß ich dir deinen verdammten Schwanz ab.«

Sie war bereits zehn Meter entfernt, als sie feststellte, dass er ihr nicht folgte.

»Was, zum Teufel, ist denn los mit dir?«

»Danke«, wiederholte er. »Leb wohl.«

126

## Kapitel 16

Schau mich an«, hatte seine Mutter gesagt, die über den Tisch gebeugt im Besuchersaal saß. Es war ihr erster Besuch seit seiner Überstellung ins Coastal, und keiner von beiden sagte etwas über Zebra, das Krankenhaus und die Tatsache, dass er auf einem aufblasbaren Kissen sitzen musste, um überhaupt mit ihr reden zu können.

»Du wirst hier drinnen *nicht* verrotten«, sagte sie zu ihm. »Du *wirst* etwas mit deinem Leben anfangen.«

Er saß da und weinte, dicke Tränen liefen ihm über die Wangen, und seine Brust bebte, weil er versuchte, das Schluchzen zu unterdrücken.

»Du bist kein kleiner Junge mehr, John. Du bist ein starker Mann. Du wirst das überleben. Irgendwann kommst du hier wieder raus.«

Emily hoffte damals noch auf die Revision. Sie glaubte an das Rechtssystem, war überzeugt, dass die Gründerväter diese Art von Behandlung nicht für einen sechzehnjährigen Jungen vorgesehen hatten.

»Ich habe dir die da mitgebracht«, sagte sie und deutete auf die Schulbücher, die neben ihr auf dem Tisch lagen. Mathematik und Naturwissenschaften, seine Lieblingsfächer damals, als ihm die Schule noch gefiel.

Und sie sagte: »Du kannst noch immer deinen Abschluss machen.«

John starrte sie verständnislos an. Er trug eine Windel, die den Eiter auffing, der ihm noch immer aus dem Arsch lief, und seine Mutter machte sich Gedanken über seinen Highschoolabschluss.

127

Sie sagte: »Du wirst aufs College gehen müssen, wenn du rauskommst.« Bildung. Emily hatte immer darauf bestanden, dass Bildung das Einzige sei, was das Leben wirklich bereicherte. So weit er zurückdenken konnte, hatte seine Mutter immer ein Buch, das sie gerade las, irgendeinen Artikel, den sie aus einer Zeitung oder einer Zeitschrift ausgeschnitten hatte, weil sie ihn interessant fand und nicht vergessen wollte.

»Hörst du mir zu, Jonathan?«

Er konnte nicht einmal nicken.

»Du machst deinen Schulabschluss, und dann gehst du aufs College, okay?« Sie nahm seine Hände in die ihren. Seine Handgelenke wiesen noch immer Verfärbungen auf, da, wo die Männer ihn festgehalten hatten. Eine der Wachen machte einen Schritt auf sie zu, trennte sie aber nicht.

»Du wirst hier drinnen nicht aufgeben«, sagte sie und verstärkte den Druck ihrer Hände, als könnte sie etwas von ihrer Kraft in ihn hineinzwingen, ihm den Schmerz nehmen und ihn selbst tragen. Sie hatte immer gesagt, sie würde lieber selbst leiden, als zusehen müssen, dass ihren Kindern etwas passierte, und nun wurde John zum ersten Mal bewusst, dass das wirklich stimmte. Wenn Emily könnte, würde sie sofort mit ihm tauschen. Und er würde es zulassen.

»Verstehst du mich, Jonathan? Du wirst hier drinnen nicht aufgeben.«

Seit viereinhalb Wochen hatte er mit niemandem gesprochen. Der Geschmack seiner eigenen Scheiße und der anderer Männer klebte ihm noch immer in der Kehle. Er hatte Angst, den Mund aufzumachen, Angst, dass seine Mutter es an ihm roch und wusste, was er getan hatte.

»Sag's mir, John«, beharrte sie. »Sag mir, dass du das für mich tun wirst.«

Seine Lippen klebten zusammen, sie waren aufgesprungen und blutig. Er starrte seine Hände an. »Ja.«

Zwei Wochen später fragte sie ihn, ob er gelernt habe. Er log und sagte, ja. Zu der Zeit teilte John sich schon eine Zelle mit Ben und schlief in der Nacht nicht, weil er Angst hatte, dass der ältere Mann nur den richtigen Zeitpunkt abwartete, ein wenig mit ihm spielte, bis er schließlich zuschlug.

»Süßer«, hatte Ben jedoch gemeint. »Du schmeichelst dir selber, wenn du glaubst, dass du mein Typ bist.«

Rückblickend betrachtet, muss man allerdings sagen, dass John durchaus sein Typ war: jung, dunkelhaarig, schlank, hetero. Doch Ben hatte diese Grenze nie überschritten, und nur zweimal hatte John ihn wirklich wütend gesehen. Das zweite Mal geschah an dem Tag, an dem die Flugzeuge ins Pentagon und die World-Trade-Türme flogen. Danach war Ben einige Tag lang so fuchsteufelswild gewesen, dass er kein Wort herausbrachte. Zum ersten Mal zeigte er seinen Zorn, als er John mit Drogen erwischte.

»Das wirst du nicht tun, Junge«, hatte Ben befohlen und dabei Johns Handgelenk so fest umklammert, dass er glaubte, er würde ihm die Knochen brechen, »Hast du mich verstanden?«

John sah ihm in die Augen und wusste, dass der letzte Mann, der Ben Carver so wütend erlebt hatte, nackt und mit dem Gesicht nach unten in einem flachen Tümpel vor einer verlassenen Kirche gefunden worden war.

»Ich lasse sie dann nämlich auf dich los, Sohn. Wie eine Horde Schakale. Hast du mich verstanden?«

Der Schutzhafttrakt hatte zehn Zellen mit je zwei Insassen. Sechs davon waren Pädophile. Zwei mochten Mädchen, vier hatten es auf kleine Jungs abgesehen. Nachts konnte John sie wachsen hören und seinen Namen flüstern, wenn sie kamen.

»Ja, Sir«, hatte John geantwortet. »Ich verspreche es.«

Der Rest der Straftäter in dem Trakt waren wie Ben. Draußen lauerten sie Erwachsenen auf, und unter ihnen fühlte John sich ziemlich sicher. Aber Sex war Sex, und hier drinnen nahm man sich jeden frischen Arsch, wenn man ihn bekam. Später hatte er

von Ben erfahren, dass sie ihm alle zu unterschiedlichen Zeiten diverse Tauschangebote für ihn gemacht hatten. Die Gefängnisetikette verlangte, dass Ben als Zellengenosse das Vorrecht hatte. Doch als die Zeit verging und Ben sich nicht nahm, was ihm zustand, wurden einige der Jungs nervös, aber jeder Einzelne von ihnen, vom Babyvergewaltiger bis zum Kindermörder, hatte Angst vor Ben. Sie alle hielten ihn für einen perversen Bastard.

In diesen ersten Jahren im Gefängnis kreuzte John jeden Tag in seinem Kalender mit einem großen X aus und zählte die Tage bis zu seiner Entlassung. Tante Lydia arbeitete an seinem Fall und versuchte jede Möglichkeit auszuschöpfen, um ihn herauszuholen. Doch Einspruch um Einspruch wurde abgewiesen. Dann eines Tages erschienen Tante Lydia und Emily und teilten ihm mit, dass der Oberste Gerichtshof von Georgia eine Anhörung seines Falls verweigert hatte. Lydia war seine Helden gewesen, die einzige Person außer seiner Mutter, die darauf bestanden hatte, dass er die Sache vor Gericht ausfechte und nicht in die Verfahrensabsprache einwillige, die der Staat anbot.

Ihr Gesichtsausdruck sagte alles. Es war das Ende der Fahnenstange. Andere Möglichkeiten gab es nicht mehr.

Das Angebot des Staates hatte auf fünfzehn Jahre ohne Be- gnadigungsmöglichkeit gelautet. Lydia hatte ihm geraten, es nicht anzunehmen, weil sie mit all ihren Kräften für den Beweis seiner Unschuld kämpfen wolle. Jetzt hatte er zweiundzwanzig bis lebenslänglich vor sich. Tante Lydia schluchzte herzzerreißend. Schließlich war John es, der sie tröstete, der versuchte, sie mit Worten zu beruhigen und von dem Schuldgefühl zu befreien, weil sie es nicht geschafft hatte, ihn zu retten.

»Ist schon okay«, sagte er zu Lydia. »Du hast dein Bestes getan. Ich bin dir sehr dankbar dafür.«

Als John danach in seine Zelle zurückkehrte, las er in seiner jüngsten Ausgabe von *Populär Mechanics*. Er weinte nicht.

129

Was hätte es auch gebracht? Seine Gefühle zeigen, damit irgendein Vergewaltiger sich an seinem Schmerz weiden und sich einen runterholen konnte? Nein. John hatte sich inzwischen eine harte Schale zugelegt. Ben hatte ihm die Tricks und Kniffe beigebracht, wie man es im Gefängnis schaffte, nicht abgestochen oder zu Tode geprügelt zu werden. Er blieb für sich, schaute keinem in die Augen und sprach außer mit Ben nur selten mit jemandem.

Eins hatte John im Gefängnis auch noch gelernt, dass er nämlich intelligent war. Diese Erkenntnis basierte nicht auf Eitelkeit, es war eher eine Art Grabschrift, ein Nachruf auf die Person, die er hätte werden können. Er verstand komplizierte Formeln, mathematische Gleichungen. Lernen machte ihm Spaß. Manchmal konnte er richtig spüren, wie sein Gehirn in seinem Schädel wuchs, und wenn er ein Problem gelöst, ein besonders schwieriges

Diagramm begriffen hatte, kam er sich vor, als hätte er einen Marathon gewonnen.

Und dann setzten die Depressionen ein. Sein Vater hatte recht gehabt. Seine Lehrer hatten recht gehabt. Sein Pastor hatte recht gehabt. Er hätte sich mehr anstrengen müssen. Er hätte sein Hirn einsetzen müssen - oder können -, um etwas aus seinem Leben zu machen. Was hatte er jetzt? Wen interessierte es, dass man der intelligenteste verurteilte Mörder im Gefängnis war?

Es gab Nächte, da lag John wach auf seiner Pritsche und dachte an seinen Vater, wie angewidert Richard gewesen war, als er seinen Sohn dieses eine Mal besuchte. In seiner Zeit im Gefängnis lernte John auch noch einige andere Dinge über das Leben. So schrecklich Richard auch gewesen war, hatte er doch John nie so verletzt, wie einige seiner Mitgefangenen verletzt worden waren. Sein Vater mochte sich gedankenlos verhalten haben, aber er war nie grausam. Er hatte ihn nie so verprügelt, dass ein Lungenflügel kollabierte. Er hatte seinem Sohn nie eine Waffe an den Kopf gehalten und ihn vor die Wahl gestellt: sich

130

von einem alten Sack einen blasen zu lassen, damit Dad sich eine Tüte Gras besorgen konnte, oder lieber eine Kugel in den Kopf zu bekommen.

Jahre vergingen, und John stellte fest, dass er sich angepasst hatte. Er konnte es im Gefängnis aushalten. Die Tage zogen sich zwar endlos hin, aber er hatte die Geduld gelernt, die Belastungsfähigkeit erworben, die man brauchte, um schwierige Zeiten durchzustehen. Die erste Chance auf eine Begnadigung bekam er in seinem zehnten Jahr im Knast und danach alle zwei Jahre wieder. Eine Woche vor seiner sechsten Anhörung vor dem Begnadigungsausschuss und anderthalb Jahre vor Beendigung seiner zweifundzwanzigjährigen Strafe stattete Richard seinem Sohn zum zweiten und letzten Mal im Gefängnis einen Besuch ab.

John hatte Emily im Besuchersaal erwartet; er starre den Metalldetektor an und wartete darauf, dass sie durchkam, als plötzlich Richard vor ihm stand. »Dad?«

Bei diesem Wort presste Richard angewidert die Lippen zusammen.

John hatte ihn fast nicht mehr erkannt. Richards Haare waren inzwischen schlohweiß, aber noch immer dicht und kräftig, und bildeten einen starken Kontrast zu seinem gebräunten Gesicht. Er wirkte nach wie vor körperlich sehr fit. Richard betrachtete Fettleibigkeit als ein Zeichen von Trägheit, und er war ein Gesundheitsfanatiker, lange bevor es zu einer nationalen Obsession wurde.

Ein Jahr nach Johns Verurteilung hatte Emily sich von Richard scheiden lassen, aber sie lebten schon seit dem Tag von Johns Verhaftung nicht mehr im selben Haus. Richard erschien nicht zum Prozess, zahlte keinen Cent für die Verteidigung seines Sohns, weigerte sich, zu seinen Gunsten auszusagen. »Jetzt hast du es endlich geschafft«, sagte er, ohne Platz zu nehmen. Er ragte drohend über ihm auf. »Deine Mutter hat

131

Brustkrebs im letzten Stadium. Jetzt hast du endlich auch sie umgebracht.« Eine Woche später saß John vor dem Begnadigungsausschuss, nahm mit den einzelnen Mitgliedern abwechselnd Blickkontakt auf und erzählte ihnen, wie er nun endlich zu der Erkenntnis gelangt sei, dass er niemandem außer sich selbst die Schuld für seinen Gefängnisaufenthalt geben dürfe. Er habe Mary Alice Finney gehasst. Er sei neidisch gewesen auf ihre Beliebtheit, ihre Freunde, ihren Status. Er sei drogenabhängig gewesen, aber das sei keine Entschuldigung. Das Koks habe nur seine Hemmschwelle gesenkt, seine Fähigkeit gemindert, zwischen richtig und falsch zu unterscheiden. In der Nacht der Party sei er ihr nach Hause gefolgt, in ihr Schlafzimmer eingedrungen und habe sie brutal vergewaltigt. Als dann die Wirkung des Koks nachließ, habe er erkannt, was er getan hatte, und sie kaltblütig getötet und ihren Körper verstümmelt, um es so aussehen zu lassen, als hätte ein psychopathischer Killer sie ermordet.

Seine Gefangenakte war erstaunlich sauber. John war ein Mustergefangener gewesen mit nur zwei Regelverstößen in seiner Akte, die über zehn Jahre zurücklagen. Er hatte jeden Kurs besucht, der im Gefängnis angeboten wurde, etwa über Auswirkungen auf das Opfer, Gewalt in der Familie, korrigierendes Denken, das posttraumatische Belastungssyndrom, Kernfragen des Lebens, kommunikative Fähigkeiten, Wutbewältigung, über Depression, Konzentration und Stresskontrolle. Er hatte seinen Highschoolabschluss und einen Bachelor gemacht und bereitete sich eben auf seinen Master vor, als eine Änderung des 1994 Crime Bill staatliche Ausbildungsbeihilfen für Gefangene verbot. Er arbeitete freiwillig im Gefängniskrankenhaus, wo er anderen Gefangenen Wiederbelebungstechniken und Grundbegriffe der Hygiene beibrachte. Er hatte eine praktische Ausbildung in Gartenbau und Kochen absolviert. In einem von John verfassten Brief, der seiner Akte beigefügt war, stand,

131

dass seine Mutter krank sei und er einfach nur nach Hause wolle, um für sie da zu sein, wie sie die ganzen Jahre für ihn da gewesen war.

Die offizielle Begnadigungsbescheinigung kam am 22. Juli 2005.

Zwei Tage zuvor war Emily gestorben.

132

Kapitel 17

*6. Januar 2006*

Cousin Woody. Der Coole, der Beliebte. Er besaß eine Hantelbank in der Garage und verbrachte seine Tage mit Training und Grasrauchen. Er hatte eine muskulöse Brust und einen Waschbrettbauch mit einem Streifen Haare in der Mitte, der bis zu seinem Geschlechtsteil reichte. Mädchen umschwärmt ihn wie Motten das Licht. Er fuhr einen brandneuen, silbernen Mustang mit Schrägheck. Er brachte die Jungs in der Schule dazu, einen Teil seines Stoffs zu verkaufen, so dass er immer über Geld verfügte, das ein Loch in seine Hosentasche brannte. Seine verwitwete Mutter war auf ihre Karriere in ihrer Anwaltskanzlei konzentriert und arbeitete immer bis spätabends, so dass ihr Sohn oft allein war. Mr. »Komm doch hoch«, Mr. »Wüste 'nen Joint«, Mr. »Zieh's dir einfach in die Nase«. Der coole Cousin Woody.

John verfolgte Woody nun schon fast zwei Monate lang. Den Fairlane stellte er am Parkplatz des Inman-Park-MARTA-Busbahnhofs ab, weil Benzin zu teuer war, als dass er das Auto für irgendetwas außer fürs Geschäft hätte benutzen können. Genau so sah John die Sache: als ein Geschäft. Er war der Hauptgeschäftsführer der Firma »Halt John aus dem Gefängnis draußen«. Ihr verdammter Finanzchef, der Vizepräsident, die Sekretärin, alles in einer Person.

Von Anfang an hatte Woody es John ziemlich leicht gemacht, ihn zu beschatten. Er war schon immer ein Gewohnheitstier gewesen, und das hatte sich in seinem Erwachsenenleben nicht geändert. John konnte seine Uhr nach dem Kerl stellen. Er ging

132

jeden Tag zur Arbeit, kam danach sofort nach Hause, küsste die Frau, wenn sie daheim war, deckte seinen Sohn zu und setzte sich dann für den Rest des Abends vor den Fernseher. In der ersten Woche tat er dies jeden Abend, und John befürchtete schon, er würde nur seine Zeit verschwenden - bis der Sonntag kam. Der Junge war nicht da - die Frau hatte ihn von der Kirche nicht mehr mit nach Hause gebracht, und John vermutete, dass sie ihn bei einem Verwandten abgeliefert hatte. Die Frau verließ gegen sechs in Arbeitskleidung das Haus, so dass Woody den ganzen Abend für sich hatte.

Woody wartete nach ihrem Weggang noch etwa dreißig Minuten, setzte sich dann in sein Auto und fuhr weg. Wochenlang ging das so, einen Monat, dann

noch einen. Jeden Sonntagabend setzte sich Woody mit der Präzision eines Uhrwerks in sein Auto.

Mit der Zeit hatte John ziemlich gut gelernt, auf Distanz zu bleiben, so dass Woody gar nicht mitbekam, dass der Fairlane seinem Auto folgte. Wobei Woody nur Augen für die Frauen, die die Straßen in der Innenstadt Atlantas säumten, zu haben schien. Er hielt irgendwo an, winkte eine zu sich und fuhr mit ihr in eine Gasse, einen Park oder eine verlassene Nebenstraße. John beobachtete dann, wie der Kopf der Frau verschwand und nach ein paar Minuten wieder hochkam. Danach stieg sie aus, und Woody fuhr weiter und saß eine Stunde später wieder vor dem Fernseher.

Doch eines Abends gab es eine Änderung in dem Muster. Woody bog von seiner Straße nicht nach rechts ab, sondern nach links und fuhr auf den Highway 78 in östlicher Richtung. John war gezwungen gewesen, noch weiter zurückzubleiben, weil auf der Straße kaum Verkehr herrschte. Er musste das Lenkrad kräftig herumreißen, um die Ausfahrt noch zu erwischen, die Woody genommen hatte. Dann folgte er ihm zwanzig Minuten lang bis zu einem Schild mit der Aufschrift: *Willkommen in Snellville ... wo jeder jemand ist!*

133

John hatte das Auto in einer Wohnstraße abgestellt und ging zu Fuß, weil Woody das ebenfalls tat. Es war kalt, die erste Dezemberwoche, aber John schwitzte, weil er sich mitten in einem ruhigen Wohnviertel befand, mit schlafenden Kindern in jedem Haus. Er ließ sich von seiner Angst so beherrschen, dass er sein Objekt aus den Augen verlor. Er suchte die leeren Straßen ab, ging Sackgassen entlang und war so durcheinander, dass er den Fairlane nicht mehr fand.

John machte sich jetzt Sorgen um seine eigene Sicherheit. Er versteckte sich im Schatten, schrak bei jedem Geräusch zusammen und erwartete, dass jeden Augenblick ein Polizist neben ihm auftauchte, ihn überprüfte und sich fragte, was ein Pädophiler in dieser Gegend zu suchen habe.

Plötzlich entdeckte er in der Ferne einen Mann mit einem kleinen Mädchen. Beide stiegen in Woodys Auto ein und fuhren davon. Fünf Minuten später fand John den Fairlane wieder und verfluchte sich auf dem ganzen Rückweg nach Atlanta selbst. In den nächsten beiden Wochen suchte er in den Zeitungen nach einer Meldung, dass in Snellville etwas passiert sei - ein entführtes Kind, ein Mord. Er fand nichts, aber er wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war.

Die Wahrheit war ganz einfach: Woody benutzte Johns Identität aus einem ganz bestimmten Grund. Er versuchte, seine Spuren zu verwischen. John hatte

genug Zeit mit Kriminellen verbracht, um zu erkennen, wenn einer sich in Aktion befand. Es war abzusehen, bis das, was Woody im Schilde führte, auf John zurückfiel.

Zu diesem Zeitpunkt beschloss John, dass er sich lieber umbringen oder jemanden suchen würde, der es für ihn tat, als noch einmal ins Gefängnis zu gehen. Er hatte bereits zwanzig Jahre seines Lebens verloren, hatte sie vergeudet zwischen Pädophilen und Monstern. Das wollte er nicht noch einmal durchmachen. Er wollte Joyce diesen erneuten Schmerz, diese erneute Demütigung ersparen. Im Knast war er stark gewesen,

134

sein Wille wie gehärteter Stahl, aber das Leben in Freiheit hatte ihn weich gemacht, und er wusste, dass er den Verlust des bescheidenen Lebens, das er für sich aufgebaut hatte, nicht würde ertragen können. Da würde er sich lieber vorher eine Kugel in den Kopf jagen.

Etwa zu dieser Zeit traf John seine Schwester. Kurz vor Weihnachten hatte Joyce ihn in der Pension angerufen. Er war so überrascht gewesen, ihre Stimme zu hören, dass er schon dachte, jemand erlaube sich einen Scherz mit ihm. Nur, wer könnte das schon sein? Er kannte niemanden, hatte in der normalen Welt keine Freunde.

Sie trafen sich in einem schicken Cafe in einer Nebenstraße des Monroe Drive. John trug ein neues T-Shirt und seine einzige gute Hose, die Chino, die Joyce ihm geschickt hatte, damit er etwas zum Anziehen hatte, wenn er das Coastal verließ. Normalerweise bekam ein Insasse einfach die Kleidung zurück, in der man ihn eingeliefert hatte, aber John war in den Jahren seiner Inhaftierung um einiges kräftiger geworden und nicht mehr der dürrer Junge von einst.

Am Abend zuvor hatte er früher Feierabend gemacht, damit er den Geschenkladen ein Stückchen weiter unten an der Straße aufsuchen konnte. Eine ganze Stunde brauchte er, um eine Weihnachtskarte für Joyce zu finden. Immer wieder wechselte er zwischen den billigen und den schönen hin und her. Wegen des Wetters war das Geschäft im Gorilla eher flau. Immer häufiger schickte Art seine Leute nach Hause. John hatte zwar in den guten Zeiten so viel Geld gespart, wie er nur konnte, aber jetzt musste er sich endlich einen Wintermantel kaufen. Obwohl er nie gebrauchte Kleidung tragen wollte, blieb ihm keine andere Wahl, als in den Goodwill Store zu gehen. Der einzige Mantel, der ihm halbwegs passte, war am Kragen aufgerissen und hatte einen komischen Geruch, der ihm auch noch nach der Behandlung im Waschsalon anhaftete. Aber er war warm, und das war das einzig Wichtige.

134

Joyce verspätete sich um fünf Minuten, und John hatte noch daran zu knabbern, dass er drei Dollar für eine Tasse Kaffee hatte zahlen müssen, nur um an einem der Tische Platz nehmen zu dürfen, als sie hereinrauschte. Sie wirkte abgehetzt. Die Sonnenbrille hatte sie nach oben auf den Kopf geschoben, und ihre langen, braunen Haare fielen ihr auf die Schultern. »Tut mir leid, dass ich zu spät bin«, sagte sie, zog einen Stuhl unter dem Tisch heraus und setzte sich ihm gegenüber. Sie ließ fünfzehn Zentimeter Abstand zwischen sich und dem Tisch, so dass der Abstand zwischen ihr und John noch größer wurde.

»Willst du Kaffee?« Er stand auf, aber sie stoppte ihn mit einem knappen Kopfschütteln.

»Ich treffe mich in zehn Minuten mit ein paar Freunden.« Sie hatte nicht einmal ihren Mantel ausgezogen. »Weiß überhaupt nicht, warum ich dich angerufen habe.«

»Ich bin froh, dass du es getan hast.«

Sie schaute zum Fenster hinaus. Auf der anderen Straßenseite befand sich ein Kino, und sie beobachtete die Leute, die an der Kasse anstanden.

John zog die Weihnachtskarte aus seiner Tasche und war jetzt froh, dass er sich für die teurere entschieden hatte. Drei Dollar achtundsechzig, aber sie hatte an der Außenseite Flitter, und wenn man sie aufklappte, hüpfte eine Schneeflocke heraus.

Als sie noch Kinder waren, hatte Joyce diese Pop-up-Bücher geliebt. Er erinnerte sich, dass sie besonders über das eine gekichert hatte, bei dem die Tiere eines Bauernhofs aus den Seiten sprangen.

Er hielt ihr die Karte hin. »Für dich.«

Sie nahm sie nicht, deshalb legte er sie auf den Tisch und schob sie ihr zu. Fast die ganze Nacht lang hatte er auf Notizzettel Formulierungen ausprobiert, weil er ihr keine Karte schenken wollte, auf der er Worte ausgestrichen oder, noch schlimmer, etwas Dummes geschrieben hatte, das die Karte ruinieren

135

und ihn zwingen würde, eine neue zu kaufen. Unterschrieben hatte er ganz einfach mit »In Liebe, John«, weil ihm sonst nichts einfiel.

Jetzt fragte er: »Was machst du denn die ganze Zeit?«

Sie konzentrierte sich jetzt wieder auf ihn, als hätte sie vergessen, dass er da war. »Arbeiten.«

»Ja.« Er nickte. »Ich auch.« Er versuchte, einen Witz daraus zu machen.

»Natürlich nicht so was, was du machst, aber irgendjemand muss ja auch Autos waschen.«

Sind fand das offensichtlich nicht lustig.

Er starnte seine Tasse an und drehte sie in den Händen. Joyce war diejenige, die ihn angerufen und ihn in diesen Laden bestellt hatte, wo er sich nicht einmal ein Sandwich leisten konnte, aber dennoch kam er sich vor wie der böse Bube.

Vielleicht war er ja der böse Bube.

Er fragte sie: »Kannst du dich noch an Woody erinnern?«

»An wen?«

»Cousin Woody. Lydias Sohn.«

Sie zuckte die Achseln, sagte aber: »Ja.«

»Weißt du, was der jetzt so macht?«

»Das Letzte, was ich gehört habe, war, dass er zur Armee gegangen ist oder so was in der Richtung.« Ihre Augen funkelten. »Du hast doch nicht vor, wieder Kontakt mit ihm aufzunehmen?«

»Nein.«

Sie beugte sich vor und sagte eindringlich: »Das solltest du auch nicht. Er war damals schon ein schlechter Umgang, und ich bin mir sicher, dass er sich nicht geändert hat.«

»Das werde ich nicht«, sagte er.

»Du landest sonst wieder im Gefängnis.«

Würde es ihr etwas ausmachen?, fragte er sich. Wäre es besser für sie, wenn er wieder im Coastal säße anstatt direkt vor ihrer Nase? Außer Joyce gab es niemanden auf der ganzen Welt, der John noch so kannte, wie er früher war.

Sie war wie ein Schatz

136

kästchen, in dem all seine Kindheitserinnerungen aufbewahrt lagen, nur hatte sie den Schlüssel weggeworfen in dem Augenblick, als die Polizei ihn abführte.

Joyce lehnte sich zurück. Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Ich sollte jetzt wirklich los.«

»Ja«, sagte er. »Deine Freunde warten sicher schon.«

Nun schaute sie ihm zum ersten Mal seit ihrem Eintreten in die Augen. Sie sah, er wusste, dass sie log.

Ihre Zungenspitze schnellte vor, und sie leckte sich die Lippen. »Ich war letztes Wochenende bei Mom.«

John blinzelte plötzliche Tränen weg. Er stellte sich den Friedhof vor, wie Joyce am Grab seiner Mutter stand. »Sie hätte gewollt, dass wir uns treffen.« Sie zuckte die Achseln. »Weihnachten eben.«

Er biss sich auf die Unterlippe, um nicht zu weinen.

»Sie hat immer an dich geglaubt. Hat kein einziges Mal gedacht, dass du schuldig bist.«

Die Brust schmerzte ihm vor Anstrengung, seine Gefühle im Zaum zu halten.

»Du hast alles kaputt gemacht«, sagte Joyce, beinahe ungläubig. »Du hast unser aller Leben zerstört, aber sie hat immer zu dir gehalten.«

Die Leute schauten bereits, aber John war es egal. Jahrelang hatte er sich bei ihr entschuldigt - in Briefen und auch persönlich. Aber Joyce bedeutete das gar nichts.

»Ich kann's dir nicht verdenken, dass du mich hasst«, sagte er und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Du hast jedes Recht dazu.«

»Wenn ich dich nur hassen könnte«, flüsterte sie. »Wenn es nur so einfach wäre.«

»Ich würde dich hassen, wenn du getan hättest...«

»Was getan?« Sie beugte sich wieder über den Tisch, ihre Stimme klang beinahe verzweifelt. »Was getan, John? Ich habe gelesen, was du vor dem Begnadigungsausschuss gesagt hast.

137

Ich weiß, was du ihnen gesagt hast. Sag es *mir*.« Sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Sag *mir*, was passiert ist.«

Er zog eine Papierserviette aus dem Spender auf dem Tisch und schnäuzte sich.

Sie ließ nicht locker. »Jedes Mal, wenn du vor dem Ausschuss warst, jedes Mal, wenn du mit ihnen gesprochen hast, hast du ihnen gesagt, dass du unschuldig bist, dass du nicht sagen wirst, dass du es getan hast, nur damit sie dich rauslassen.«

Er nahm sich noch eine Serviette, damit seine Händen beschäftigt waren.

»Was hat sich geändert, John? War es wegen Mom? Wolltest du sie nicht enttäuschen. Ging es darum, John? Dass du nach Moms Tod endlich die Wahrheit sagen konntest?«

»Sie war noch nicht tot, als ich es sagte.«

»Sie lag im Sterben«, zischte Joyce. »Sie lag in diesem Krankenhausbett und wurde immer weniger und konnte an nichts anderes denken als an dich. >Kümmere dich um Johnnys sagte sie immer wieder. >Lass ihn da drinnen nicht allein. Wir sind alles, was er hat.«<

John hörte sich selbst schluchzen, ein Bellen wie von einem Seehund, das durchs Cafe hallte.

»Sag's mir, John. Sag mir einfach die Wahrheit.« Ihre Stimme klang ruhig. Wie ihr Vater zeigte auch sie ihre Gefühle nicht gern. Je mehr sie sich aufregte, desto leiser und ruhiger sprach sie.

»Joyce...«

Sie legte ihre Hand auf seine. Noch nie hatte sie ihn zuvor berührt, und er spürte, wie ihre Verzweiflung durch ihre Fingerspitzen in seine Haut drang. »Es ist mir inzwischen egal«, fuhr sie fort, und es klang fast wie ein Flehen. »Es ist mir egal, ob du es getan hast, Johnny. Es ist mir wirklich egal. Ich will es nur wissen, für mich selbst, für mein Seelenheil. Bitte - sag mir die Wahrheit

Ihre Hände waren wunderschön, so zart, mit so langen Fingern. Wie die Emilys.

138

»John, bitte.«

»Ich liebe dich, Joyce.« Er griff in seine hintere Hosentasche und zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor. »Es wird etwas passieren«, sagte er. »Etwas Schlimmes, das ich aber, glaube ich, nicht verhindern kann.

Sie zog ihr Hand weg und lehnte sich wieder zurück.« Wovon redest du, John? In was bist du verwickelt?«

»Nimm das«, sagte er und legte die Kreditauskunft auf die Weihnachtskarte. »Nimm das einfach, und denk daran, egal, was passiert, ich liebe dich.«

John hatte den Fairlane nicht dabei, aber er wollte auch nicht, dass sie ihn an der Bushaltestelle vor dem Eingang zum Einkaufszentrum stehen sah, deshalb ging er die Straße entlang zur Haltestelle Virginia-Highland und stieg dort in den MARTA-Bus. Er wollte nicht nach Hause, wollte seine kakerlakenverseuchte Bude oder seine Vergewaltigerkollegen nicht sehen, deshalb ging er zum Inman Park und stieg in den Fairlane.

Normalerweise folgte er Woody nur an den Wochenendabenden. Die ersten beiden Wochen von Johns Überwachung hatten gezeigt, dass der Kerl fast immer im Haus blieb, außer seine Frau brachte ihn dazu, den Abfall hinauszutragen. John vermutete jedoch, dass Woody vielleicht cleverer war, als es den Anschein hatte. Vielleicht besaß er irgendwo noch ein anderes Auto. Wenn man an das Postfach und die Kreditkarten dachte, war das nicht allzu weit hergeholt. Möglicherweise hatte sich John Shelley in den letzten sechs Jahren ein Auto gekauft.

So kurz vor Weihnachten war Woods Viertel mit farbenfrohen Lämpchen und Weihnachtsschmuck dekoriert. Aus alten Milchkrügen gebastelte

Laternen säumten die Straße. Erst in der Woche davor hatte John eine ältere Dame mit ihrem Hund herumgehen und jede einzelne anzünden sehen. Es war ein nettes Viertel.

John stellte sein Auto zwischen einem Geländewagen und einem Kombi auf dem Kirchenparkplatz ab und warf einen Blick

139

auf das Schild neben dem Portal, um herauszufinden, wann der Gottesdienst zu Ende war. Woodys Frau ging jeden Sonntag mit dem Jungen in die Kirche und verbrachte dann die übrige Zeit mit einer Frau, wahrscheinlich ihre Mutter.

Von der Kirche aus schlenderte John eine Seitenstraße entlang, die parallel zu Woodys Haus verlief, und pfiff dabei, als wäre er nur ein Spaziergänger. Er schätzte die Entfernung ab und ging dann quer über eine Wiese, bis er entdeckte, was die Rückseite von Woodys Haus sein musste. Es gab kaum Bäume, die ihm Deckung boten, und John kam sich vor wie auf dem Präsentierteller. Jeder, der aus seiner Hintertür trat, konnte ihn sehen. Er wollte eben umkehren, als genau das passierte. Eine Frau kam aus ihrem Haus und blieb in der offenen Tür stehen. John erstarrte, weil er genau in ihrem Blickfeld stand, aber sie blickte nicht zu ihm herüber. Sie drehte sich zu Woodys Haus nebenan um und hob zum Gruß eine Hand, während sie mit der anderen ihre Augen gegen die Sonne abschirmte.

John legte sich flach auf den Bauch. Der Hinterhof des Mädchens war von Unkraut überwuchert, aber jeder, der in seine Richtung schaute, hätte ihn dort liegen sehen können. Zum Glück folgte ihr Blick etwas Interessanterem. John sah Woody durch seinen Garten laufen und über einen Maschendrahtzaun hüpfen, den ein Baum niedergedrückt hatte. Er ging direkt auf das Mädchen zu, warf nicht einmal einen Blick in Johns Richtung, sondern hob die Kleine hoch und begann sie zu küssen.

John beobachtete, wie sie mit ihren dünnen Beinen seine Taille umklammerte. Die Lippen der beiden waren miteinander verschmolzen, als Woody sie in ihr Haus trug und die Tür hinter sich zuschlug.

139

Kapitel 18

15. Juni 1985

Den ganzen Abend wartete John, dass Mary Alice auf der Party auftauchte, und rauchte dabei so viel Gras, dass ihn die Lunge schmerzte. Woody schaute immer wieder zu ihm herüber und zeigte ihm den hochgereckten Daumen, als wollte er ihn anfeuern. John hätte sich selber in den Arsch treten können, weil er seinem Cousin erzählt hatte, dass er ein Mädchen zu dieser Party

eingeladen hatte. Es war schlimm genug, dass Mary Alice nicht hier war, aber vor Woody wie ein Idiot dazustehen, war noch um einiges schlimmer. John hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, als sie gegen Mitternacht auftauchte. Als Erstes fiel ihm auf, wie deplaziert sie in ihrer frisch gebügelten Jordache-Jeans und der blütenweißen Bluse mit hohem Kragen wirkte. Sie sah wunderschön aus, aber alle anderen trugen diverse Abstufungen von Schwarz: dreckige Jeans, fleckige Heavy-Metal-T-Shirts, fettige Haare.

Sie wollte schon wieder kehrtmachen und das Haus verlassen, als er sie am Arm fasste.

»Hey!« Sie klang zugleich überrascht, albern und argwöhnisch.

»Du siehst toll aus«, schrie er ihr durch den Krach von Poison aus der Stereoanlage zu.

»Ich sollte wieder gehen«, sagte sie, machte aber keine Anstalten dazu.

»Komm, nimm dir doch erst mal einen Drink.«

Er sah, dass sie darüber nachdachte, sich wahrscheinlich fragte, was er mit Drink meinte und ob sie ihm trauen konnte.

140

»Woody hat in der Küche auch Softdrinks«, erklärte er und dachte, dass er das Wort »Softdrinks« noch nie in seinem Leben benutzt hatte. »Komm..«

Sie zögerte noch immer, doch als John zur Seite trat, so dass er hinter ihr in die Küche gehen konnte und ihr gleichzeitig den Weg zur Haustür versperrte, gab sie schließlich nach.

Woody entdeckte er, als sie an der Treppe vorbeikamen. Er lehnte am Geländer, die Pupillen riesengroß, ein träges Grinsen im Gesicht. Eins der Mädchen aus der einzigen schwarzen Familie in der Nachbarschaft hing an ihm wie eine Klette, die Arme um seinen Hals geschlungen, ein Bein wie eine Schlange um seins gewickelt. John sah zu, wie sie sich lange und intensiv küssten. Sie war klasse, mit ihrer cremig dunklen Haut und ihrem exotisch geflochtenen Haar. Wer sonst als Woody würde bei dem bestaussehenden Mädchen der Party landen?

Er zeigte John wieder den hochgereckten Daumen, aber nun grinste er nicht. Die Küche war voller Rauch, und Mary Alice hustete und wedelte mit der Hand vor dem Gesicht. In einer Ecke machte ein Pärchen herum, und John konnte seinen Blick nicht abwenden, weil der Kerl die Hand vorne in die Jeans des Mädchens geschoben hatte.

»Coole Party«, sagte ein anderer Junge und rempelte John an. Sein Drink spritzte John auf die Hand. Er entschuldigte sich und gab John den halbvollen

Plastikbecher als Friedensangebot. John hatte an diesem Abend bereits mehr als genug Alkohol intus, aber er nahm trotzdem einen großen Schluck aus dem Becher; die Flüssigkeit brannte in seiner Kehle.

Als John sich nach Mary Alice umsah, ging sie bereits zur Hintertür hinaus. »Hey«, sagte John und lief ihr nach.

Sie stand neben einer großen Eiche und schaute zu den Sternen empor. Sie wirkte nervös. Vielleicht konnte er ihre Hand halten. Vielleicht konnte er sie küssen.

141

Sie lachte ohne Grund. »Ich hab da drin keine Luft bekommen.«

»Tut mir leid.«

Sie sah den Becher in seiner Hand. »Gib mir das.« »Ich weiß nicht, was drin ist«, sagte er. »Du solltest lieber nicht.«

»Du bist nicht mein Vater«, meinte sie und nahm ihm den Becher ab. Sie trank einen kräftigen Schluck und schaute ihm dabei in die Augen. »Schmeckt wie Cola mit was anderem.«

Er hoffte inständig, dass es sich nicht um was ganz anderes handelte. Woody war neunzehn Jahre alt, und alle seine Kumpel waren noch ein paar Jahre älter. Einige von ihnen nahmen harte Drogen, Zeug, das John ablehnte. Kein Mensch wusste, was hier alles in Umlauf war.

John sagte: »Tut mir leid, wie's hier zugeht. Ich hätte mir nicht gedacht, dass es so wild werden würde.«

Sie nahm noch einen Schluck aus dem Becher und schenkte ihm ein schmachtendes Lächeln. Mann, sie war so hübsch. Er hasste sie schon so lange, dass er ganz vergessen hatte, wie schön sie war.

Sie hob noch einmal den Becher, aber er hielt sie vom Trinken ab. »Dir wird schlecht werden.« Aber eigentlich dachte er, auch wenn sie kotzen würde, er würde sie trotzdem küssen.

»Bist du stoned?«

»Nein«, log er. Er war so nervös, dass er einen Ziegenarsch rauchen würde, wenn er wüsste, dass es ihn beruhigte.

Sie trank noch einen Schluck, und er versuchte gar nicht, sie davon abzubringen. »Ich will stoned werden.«

Er wäre weniger schockiert gewesen, wenn sie gesagt hätte, sie wolle zum Mond fliegen. »Also komm, Mary Alice. Immer langsam mit dem Zeug. Du willst doch nicht, dass dir schlecht wird.«

»Du verträgst es ja auch«, entgegnete sie und trank den Becher aus. Sie drehte ihn um, um ihm zu zeigen, dass er wirklich leer war. »Ich will noch einen.«

»Lass uns doch einfach eine Weile hier draußen bleiben.«

»Warum?«, fragte sie. Sie schwankte ein wenig, und er streckte den Arm aus, um sie zu halten. »Ich dachte, du hasst mich.«

Er roch ihr Parfüm und das Haarspray in ihren Haaren. Ihre Haut fühlte sich heiß unter seiner Hand an. Er könnte sie in den Arm nehmen, sie einfach an sich ziehen und die ganze Nacht so halten. »Ich hasse dich nicht.«

»Du sagst dauernd gemeine Dinge zu mir.«

»Tu ich nicht«, sagte er mit so viel Überzeugung, dass er es fast selber glaubte. Sie löste sich von ihm. »Meine Eltern denken, ich bin zu Hause.«

»Meine auch.«

»Haben sie dich von der Schule geschmissen?« »Nein.«

»Sie sollten dich rauswerfen«, meinte sie. »Mein Dad hält dich für einen totalen Versager.«

»Ja«, sagte er und wünschte sich, sie hätte den Becher nicht ausgetrunken.

»Meiner auch.«

»Er ist heute von zu Hause ausgezogen.«

»Dein Dad?«

»Hat einfach seine Koffer gepackt und ist gegangen, als ich in der Mall war. Meine Mom hat gesagt, er ist zu dieser Frau aus der Arbeit gezogen.« Sie schluchzte leise. »Sie hört nicht auf zu weinen.«

Auch Mary Alice weinte jetzt, aber er wusste noch immer nicht so recht, wie er sie trösten sollte. Schließlich sagte er: »Tut mir leid.«

»Ich habe die Nummer angerufen, die er hinterlassen hat«, fuhr sie fort. »Ein Mädchen ist drangegangen.«

Johns Zunge lag wie ein Stein in seinem Mund. Was sollte er sagen?

»Er meinte, wir würden uns an den Wochenenden sehen und Mindy wird mit mir shoppen gehen.«

»Tut mir leid«, wiederholte John.

»Warum hängst du eigentlich mit diesem Trottel rum?«, fragte Mary Alice.

»Mit wem?« John drehte sich um und folgte ihrem Blick zu Woody. Sein Cousin fiel praktisch die Hintertreppe herunter, als er auf sie zukam. Er lachte über sein Koordinationsdefizit, also lachte John ebenfalls.

»Damit du nicht austrocknest«, sagte Woody und reichte John noch einen Drink.

John nippte nur daran, wollte langsamer machen, weil sich in seinem Kopf schon alles drehte.

»Hey, Kleine«, sagte Woody und starrte, an John gelehnt, Mary Alice an.

»Warum kommst du so spät? Ich hab ja schon geglaubt, mein Cousin hier hat sich dich nur ausgedacht.«

John wollte die beiden einander vorstellen, aber etwas hielt ihn davon ab. Ihm gefiel die Art nicht, wie Woody sie anschaute, die unverhüllte Begierde in seinem Blick. Im Haus wartete doch schon Alicia auf ihn, die bereit war, alles zu tun, was er wollte, und jetzt machte er auch noch Mary Alice an. Das war nicht fair.

»Wir sind gerade am Gehen«, erklärte John und nahm Mary Alices Hand, als gehörte sie ihm.

»Jetzt schon?«, fragte Woody, und John merkte, dass er ihnen den Weg versperrte. »Komm doch wieder rein mit deinem alten Cousin Wood. Ich hab was für dich.«

»Lieber nicht.« John warf den leeren Becher ins Gras. »Ich sollte sie nach Hause bringen. Ihre Mom wird sie schon suchen.«

»Nur 'ne kleine Dröhnung«, entgegnete Woody. »Oder noch eine, sollte ich vielleicht sagen.« Er zwinkerte Mary Alice zu. »Meinst du, du kannst einen Drink vertragen, Süße? Hilft vielleicht gegen die Tränen in deinen hübschen blauen Augen.«

Mary Alice sah merkwürdig aus. Sie lächelte, flirtete beinahe. »Ich habe nicht geweint.«

»Na klar, Kleine.«

143

»Woody«, setzte John an, aber Woody legte ihm die Hand über den Mund und sagte zu Mary Alice: »Der da redet gern zu viel.«

Sie lachte, und John spürte Wut in sich aufsteigen. Sie lachte mit Woody. Sie lachte über *ihn*.

Woody fragte: »Meinst du, du verträgst einen Drink, kleines Mädchen?«

Ihre Lippen verzogen sich zu diesem sexy Halblächeln. »Ja, ich vertrag einen.«

»Mary Alice«, sagte John.

Woody hatte die Hand von Johns Mund genommen und um Mary Alices Schultern gelegt. Er leckte sich die Lippen, als er in ihre Bluse schaute, und rief John zu: »Klappe halten, Cousin.«

Mary Alice lachte. »Ja, John, halt die Klappe.«

Woody zog sie an sich, und sie legte den Kopf in den Nacken. Ohne den Blick von John zu wenden, drückte er seinen offenen Mund auf den von Mary Alice.

Sie erwiderte den Kuss, und John kam sich vor, als hätte man ihm das Herz aus der Brust gerissen. Hilflos stand er da, während Woody die Hand in Mary Alices Bluse schob und ihren Busen umfasste, als würde er das jeden Tag tun. Er öffnete den Mund weiter, und nun riss Mary Alice sich los, als käme sie plötzlich wieder zur Besinnung, nur eine Sekunde später, als sie es hätte tun sollen.

Sie schrie: »Lass das!«, und torkelte auf John zu.

John fing sie auf und stützte sie. Der oberste Knopf ihrer Bluse war abgerissen. »Du bist widerlich«, sagte sie zu Woody und hielt sich die Bluse zu. Tränen traten ihr in die Augen.

Woody grinste. »Na komm, Baby. Sei doch nicht so.«

»Ich glaub's einfach nicht«, schluchzte sie. »Deine Zunge ist widerlich.«

Sein Grinsen wurde hinterhältiger. »Jetzt pass aber auf.« Sie drückte sich fester an John und schluchzte: »Bitte, bring mich nach Hause.«

144

John führte sie weg, ohne den Blick von Woody zu wenden. Es gefiel ihm nicht, wie sein Cousin sie beide anstarre.

»Komm zurück«, befahl Woody und griff wieder nach ihr.

»Lass sie in Frieden!«, schrie John und ballte die Faust. Woody war knappe fünfzig Kilo schwerer als er, aber John war der festen Überzeugung, dass er ihm in den Arsch treten könnte und würde, wenn er Mary Alice auch nur noch einmal anrührte.

»Hey.« Woody hob die Hände und trat einen Schritt zurück. »Hab ja nicht gewusst, dass sie bereits dir gehört, kleiner Mann. Geh nur. Bring sie heim zu Mommy.«

»Lass die Finger von ihr«, warnte ihn John. »Ich meine es ernst.«

»Nichts für ungut«, entgegnete Woody, schielte aber noch immer lüstern nach Mary Alice, wie ein Löwe, dem man die Beute entrissen hatte. »Der Beste gewinnt.«

»Verdammkt richtig.«

»Hier«, sagte Woody und schob die Hand in seine Jeanstasche.

»Abschiedsgeschenk.« Er warf John eine Tüte mit einem weißen Pulver zu.

»Nichts für ungut, okay, Cousin?«

144

Kapitel 19

6. Februar 2006

John war auf den Artikel nur durch Zufall gestoßen. Er hatte den Laderaum eines schlammverspritzten Subaru Forester gesaugt und griff nach einem Stapel Zeitungen, den er in den Abfall werfen wollte. Als ihm der ganze

Stapel wie ein Satz Spielkarten aus der Hand rutschte, bückte er sich, um die einzelnen Seiten aufzuheben, und ein Wort fiel ihm auf, das er noch nie zuvor gesehen hatte: Lokalteil.

Der Besitzer des Subaru stammte aus Clayton County, aber John wusste, wenn es eine spezielle Beilage für einen Ort gab, dann musste es auch welche für andere geben.

Art sagte er, er habe Magenprobleme, damit er früher von der Arbeit wegkam. Dann ging er direkt in die Zentrale der Fulton County Public Library. Um auf das Online-Archiv der Zeitung zugreifen zu können, brauchte man eine Kreditkarte, so bat er stattdessen um die Mikrofichefilme des Lokalteils für das Gwinnett County der letzten drei Monate. Zwei Stunden später hatte er gefunden, wonach er suchte. Der Artikel trug das Datum des 4. Dezember 2005.

#### IN SNELLVILLE MÄDCHEN AUS DEM EIGENEN VIERTEL ENTFÜHRT

Viele Details gab es nicht. Es wurde kein Name genannt, nur das Alter - vierzehn -, und berichtet wurde lediglich, dass das Mädchen unterwegs gewesen sei von ihrem Zuhause zum Haus ihrer Tante, die nur ein kleines Stück entfernt wohnte. Offensichtlich

145

weigerte sich die Familie, mit der Presse zu sprechen, und es gab auch keine Erwähnungen von Verdächtigen oder Spuren, welche die Polizei verfolgte. John ging nun die folgenden Wochen durch und fand nur noch einen Artikel. Dieser fügte lediglich ein Detail hinzu, nämlich dass man das Mädchen am nächsten Tag in einem Graben fand, wo es sich versteckt hielt.

John schlug das Herz bis zum Hals, seit er auf den Artikel gestoßen war. Langsam setzte er die Teile des Puzzles zusammen. Bens Spiel mit dem »Was wäre, wenn« kam ihm immer wieder in den Sinn. Was wäre, wenn Woody Johns Identität bereits die letzten sechs Jahre benutzt, um seine Spuren zu verwischen? Was wäre, wenn Woody angenommen hatte, dass John nie wieder aus dem Gefängnis herauskommen würde? Was wäre, wenn Woody herausgefunden hatte, dass er wieder in Freiheit war, und deshalb beschlossen hatte, etwas dagegen zu unternehmen?

Das Auto hinter ihm hupte. John beschleunigte, bog in die erste Seitenstraße ein, an der er vorbeikam, und parkte hinter einem Kabellaster. Sein Herz klopfte so heftig, dass er sich richtig benommen fühlte. Er hatte das Gefühl, vor Angst und Panik gleich kotzen zu müssen.

Er legte den Kopf aufs Lenkrad und führte sich die vergangene Nacht noch einmal vor Augen. Sonntag. Der Superbowl-Sonntag. Die verdammten

Falcons spielten an diesem Abend, und John wollte das Spiel nicht im TV sehen, wollte es sich nicht einmal im Radio anhören. Er wollte sehen, was Woody trieb, wollte ihn beobachten, als könnte er dadurch verhindern, dass das, was passiert war, wieder passierte. Und wieder und wieder.

Seine Frau war zur Arbeit gefahren, und Woody hatte vierzig Minuten gewartet, bevor er ins Auto stieg und losfuhr. Er war die übliche Strecke nach Atlanta gefahren, aber diesmal in die Grady Homes eingebogen. John war ihm gefolgt, so angespannt, dass er manchmal vergaß, Abstand zu halten, und schon glaubte, dass Woody ihn gesehen, ihn ertappt hatte.

146

Ein Weißer, der in einem dunkelblauen Ford Fairlane an einem späten Sonntagnachmittag durch die Sozialsiedlung fuhr, war einfach zu auffällig, aber John blieb trotzdem an ihm dran. Als Woody an einer Reihe Nutten anhielt, fuhr John an ihm vorbei, weil er es für vernünftiger hielt, seinen Cousin im Rückspiegel zu beobachten. Doch nichts läuft je so wie geplant, und als Woody mit einer Nutte hinter den Gebäudekomplex fuhr, stieg John aus und folgte ihnen zu Fuß.

Jetzt brach John der kalte Schweiß aus, als er daran dachte, was als Nächstes passiert war, was er gesehen hatte. Er konnte sie noch immer hören, diese schrillen Schreie, diesen elementaren Kampf ums Überleben.

John stieg aus und nickte dem Kerl im Kabellaster zu. Beiläufig. Cool. Also würde er hierhergehören.

Er schob die Hände in die Taschen, ging an Woodys von Bäumen gesäumter Straße entlang und versuchte dabei so auszusehen wie ein ganz normaler Mann bei einem Spaziergang, auch wenn ihm die Hände in den Taschen Unbehagen bereiteten, weil es im Gefängnis nicht erlaubt war, die Hände in die Hosentaschen zu stecken.

Die Frau, von der John annahm, dass sie die Großmutter war, brachte den Jungen jeden Montagmorgen in die Schule. Danach ging sie einkaufen, traf sich manchmal mit Freundinnen auf einen Kaffee. Mindestens eine Stunde blieb sie außer Haus, und mehr brauchte John auch nicht.

Er nahm dieselbe Straße wie beim letzten Mal, die Straße, die hinter den Häusern entlangführte. Er schlenderte pfeifend und mit hoch erhobenem Kopf dahin, als hätte er keine Sorgen. Er lief an den Hinterhöfen vorbei und behielt dabei die Häuser immer im Blick, auch wenn er davon ausging, dass in einem Arbeiterviertel wie diesem die Leute entweder in der Arbeit oder zu beschäftigt waren, um aus den Küchenfenstern zu sehen.

Der Maschendrahtzaun war noch immer kaputt. John stieg darüber, und während er direkt auf die Hintertür zuhielt, zog

147

er sich ein Paar Latexhandschuhe an, die er im Verkaufskiosk geklaut hatte. Woody besaß keinen Hund, aber an der Hintertür befand sich unten eine Hundeklappe. John passte zwar nicht hindurch, aber er streckte den Arm hinein und tastete blindlings nach dem Schloss. Seine Finger berührten den Knauf, und er drehte, bis er den Riegel schnappen hörte.

Er stand wieder auf, schaute sich um, ob er vielleicht beobachtet würde, und öffnete dann die Tür. Angespannt wartete er, ob ein Alarm losging. Er war kein erfahrener Einbrecher, aber er vermutete, dass Woody zu arrogant war, um Geld für eine Alarmanlage auszugeben.

Mann, immerhin war er ein Bulle.

John ging an der Küche vorbei und direkt ins Wohnzimmer. Er steuerte auf den Schreibtisch in der Ecke zu, ohne den Großbildfernseher und all die digitalen Geräte zu beachten, die überall im Haus herumstanden und förmlich herausschrien, dass Woody gut verdiente, dass er sich teure Schuhe oder ein gutes Essen leisten konnte, wann immer er wollte. Verdammtd, er konnte sich ein ganze Menge leisten, was? Nicht zuletzt zwei Identitäten. Was hatte er sonst noch vor?

Woody war zu gerissen, um Belastendes an offensichtlichen Stellen herumliegen zu lassen. Sein Scheckbuch für das Gemeinschaftskonto, das er mit seiner Frau hatte, lag deutlich sichtbar auf dem Schreibtisch, daneben die Rechnungen in einem ordentlichen Stapel in einem Eingangskorb. Die beiden hatten eine Menge Schulden, aber sie verdienten auch, was John wie ein Vermögen vorkam. Pro Monat Tausende von Dollars an Eingängen und Ausgängen, ein brandneues Auto für die Frau, eine teure Schule für den Jungen. Das alles überstieg Johns Vorstellungsvermögen.

In der Garage fand sich fast jedes Werkzeug, das man sich vorstellen konnte, wobei Woody allerdings, wie John beobachtet hatte, die meiste Zeit auf der Couch verbrachte. Hin und wieder kam ein Jugendlicher, um den Rasen zu mähen. Wozu Woody

147

deshalb einen riesigen Aufsitzmäher mit einem verdammten Getränkelhalter brauchte, war John ein Rätsel. Was ihn am meisten ärgerte, war der Billardtisch mitten in der Garage. Der Gedanke, dass Woody sich mit seinem Jungen hier aufhielt, dass er vielleicht mit Nachbarn oder Kollegen hier Bier

trank und Pool spielte, machte ihn wütender als alles andere, was er bis jetzt gesehen hatte.

John durchsuchte die Schubladen der Werkbank und achtete darauf, nichts durcheinanderzubringen. Unter dem Einsatz im Werkzeugkasten fand er einen Stapel Pornomagazine, alle mit Titeln wie »Kaum legal« oder »Spritzen, spritzen, spritzen«. Auf der Suche nach Hinweisen blätterte er sie eins nach dem anderen durch und versuchte dabei, nicht die jungen Mädchen anzu-starren - einige von ihnen noch Kinder -, die sich mit weit gespreizten Beinen darboten. Vielleicht war im Gefängnis bei John innerlich etwas abgeschaltet worden, aber alles, woran er denken konnte, wenn er die leeren Blicke dieser Mädchen sah, war Joyce und wie unsicher und verletzlich sie in diesem Alter gewesen war. Er steckte die Magazine wieder unter den Einsatz und wünschte sich, er hätte sie nicht angeschaut.

Woodys Schlafzimmer kam als Nächstes dran, ein großer Raum mit einem riesigen Bett, in dem das Arschloch wahrscheinlich jede Nacht seine Frau vögelte. Auch das Bad war enorm, größer als Johns Zimmer in der Absteige. Sogar das Zimmer des Jungen war groß, mit einem Rennwagen als Bett und Unmengen von Spielzeug, die aus der Kommode unter dem Fenster quollen. John fühlte sich in dem Kinderzimmer unwohl. Bald würde das kleine Bett durch ein größeres ersetzt werden. Der Junge wuchs heran, würde bald mehr Privatsphäre verlangen, in der Schule ein Mädchen kennenlernen, mit ihm auf den Abschlussball gehen. Es war einfach zu deprimierend hier in diesem Kinderzimmer.

Er kehrte noch einmal ins Elternschlafzimmer zurück, weil er davon überzeugt war, etwas übersehen zu haben. Er versuchte

148

zu denken wie seine Bewährungshelferin, Ms. Lam, wenn sie nach Konterbande suchte. Er schaute unter der Matratze nach, tastete die Kissen nach irgendetwas Hartem ab. Er durchsuchte die Schuhe im Schrank und die Hemden in der Kommode.

Hemden. Nur Designerware. Weiche Baumwolle und Seide. Woodys Unterwäsche stammte von Calvin Klein, seine Pyjamas kamen von Nautica. »O Mann«, flüsterte John, und sein Hass auf Woody wurde so groß, dass er kaum atmen konnte. »Denk nach«, sagte er, als würde das Aussprechen es in die Tat umsetzen. »Denk nach.«

Auf der Kommode standen zwei Flaschen Männerparfüm. John interessierte sich nicht für die Marken, sondern für das, was davor lag: ein großes Klappmesser. Woody besaß dieses Messer schon, als sie noch Teenager waren.

Er hatte gesagt, er brauche es, weil er sich bei seinen Drogengeschäften mit einigen hinterhältigen Arschlöchern herumschlagen müsse. John hatte ihm geglaubt und sich vorgestellt, wie sein Cousin bei riskanten Deals seine gefährlichen Geschäftspartner mit der scharfen, gezackten Klinge in Schach hielt.

Woody trug immer ein Messer bei sich. Wie hatte er das nur vergessen können?

»Wer sind Sie?«

John wirbelte herum und sah entsetzt, dass die Nachbarin in der Tür stand. Sie trug ein seidig weißes Nachthemd und einen dünnen Morgenmantel. Die Sachen hingen an ihrem Kinderkörper wie ein nasser Sack an einer Heugabel. Ihre Stimme war die eines kleinen Mädchens, hoch, beinahe piepsig.

»Was tun Sie hier?«, fragte sie aggressiv, aber es war nicht zu übersehen, dass sie Angst hatte.

»Das könnte ich dich auch fragen«, antwortete er und versuchte so respekt einflößend zu klingen, wie Erwachsene es tun, wenn sie mit Kindern reden. Dabei schloss sich seine Hand um das Messer.

»Das ist nicht Ihr Haus.«

149

»Deins aber auch nicht«, entgegnete John. »Du wohnst nebenan.« »Woher wissen Sie das?« »Woody hat es mir erzählt.«

Sie schaute seine Hände an, die Gummihandschuhe, das Messer. »Wer ist Woody?«

Die Frage brachte ihn kurz aus der Fassung, und anscheinend hatte sie sein Zögern gespürt, denn sie drehte sich um und rannte den Gang entlang.

»Hey!«, rief John und verfolgte sie durch das Wohnzimmer und die Küche.

»Warte doch«, schrie er, aber sie war bereits durch die offene Tür in den Garten geflohen.

Während sie auf den Zaun zulief, riskierte sie einen kurzen Blick über die Schulter. Er wurde sich bewusst, dass er Woodys Messer noch immer in der Hand hielt, erkannte, wie das auf sie gewirkt haben musste, und blieb stehen. Sie zögerte kurz, aber ihr Körper bewegte sich weiter.

Wie in Zeitlupe sah er sie fallen, als ihr nackter Fuß sich in dem kaputten Zaun verfing. Ihr Kopf knallte auf den Boden. John wartete. Sie stand nicht auf. Er wartete weiter. Sie rührte sich noch immer nicht.

Langsam trat er nun in den Garten, spürte das weiche Gras unter seinen Füßen. Er erinnerte sich, wie es sich angefühlt hatte, als er das Coastal verließ und zum ersten Mal seit zwanzig Jahren auf Gras ging. Seine Füße waren

gewöhnt an harten Beton und an roten Georgia-Lehm, der von Tausenden von Füßen, die jeden Tag darübertrampelten, festgetreten war wie gebrannter Ziegel. Das Gras auf dem Friedhof hatte sich so weich angefühlt, als würde er auf Wolken gehen, während er dem Sarg seiner Mutter zu ihrem Grab folgte. Zwanzig Jahre, und er hatte vergessen, wie Gras sich anfühlte. Zwanzig Jahre der Einsamkeit, der Isolation. Zwanzig Jahre, in denen Emily zweimal im Monat die Demütigung des Besuchs bei ihrem Sonn über sich ergehen lassen musste. Zwan

150

zig Jahre, in denen Joyce innerlich von der Überzeugung aufgefressen wurde, ihr Bruder sei ein Monster.

Zwanzig Jahre, in denen Woody in Freiheit lebte, einen guten Job bekam, heiratete, ein Kind in die Welt setzte und sich sein Leben einrichtete.

John stieg vorsichtig über den Zaun. Er bemerkte, dass er noch immer Woodys Klappmesser in der Hand hielt, und legte es neben sich auf die Erde, während er sich vor das Mädchen kniete. Im Gefängniskrankenhaus hatte er gelernt, wie man nach dem Puls tastete. Sie hatte keinen. Auch ohne dieses Indiz sah er an der Art, wie ihr Schädel zertrümmert war, dass sie wahrscheinlich in der Sekunde gestorben war, als ihr Kopf gegen den großen Stein auf der anderen Seite des Zauns krachte. Der Quarzbrocken war blutverschmiert, Strähnen ihrer langen blonden Haare klebten in der Feuchtigkeit.

Er hockte sich auf die Absätze und erinnerte sich an den Augenblick, als er Mary Alice zum letzten Mal gesehen hatte. Ihre Augen. Er würde ihre Augen nie vergessen, wie sie ins Leere starrten. Doch die eigentliche Geschichte erzählte ihr Körper. Sie hatte entsetzliche Dinge durchlitten, unaussprechliche Dinge. Er hatte noch immer die vergrößerten Fotos während seines Prozesses vor Augen, diese Bilder, die Mary Alice Finneys misshandelten Körper allen Blicken enthüllten. Er erinnerte sich, wie seine Tante vor den Geschworenen auf und ab gegangen war, und dass er damals gedacht hatte, dass dieses Aufundabgehen schlecht war, weil es nichts anderes tat, als die Aufmerksamkeit auf die Bilder hinter ihr zu lenken.

»Ist schon okay«, hatte John zu Lydia gesagt, als sie ins Coastal gekommen war, um ihm zu erklären, dass alle Rechtsmittel ausgeschöpft seien, dass er wahrscheinlich im Gefängnis sterben würde. »Ich weiß, dass du alles getan hast, was du konntest.«

Lydia hatte ihm geraten, mit der Polizei nicht über Drogen zu sprechen und auch nicht über Woody, weil durch eine Erwähnung ihres Sohnes auch Johns früherer Drogenmissbrauch ans

151

Licht kommen würde, und das wollten sie doch nicht, oder? Wenn Woody in den Zeugenstand müsste, würde er die Wahrheit sagen.

Sie wollten doch nicht, dass Woody die Wahrheit sagte, oder?

Auf der Party an diesem Abend hatte Woody gesagt: »Nichts für ungut«, und ihm die Tüte zugeworfen. Hatte er in diesem Augenblick beschlossen, sich an Mary Alice zu vergehen?

Nichts für ungut. Zwanzig Jahre seines Lebens hatte ihn dieser Zynismus gekostet, und jetzt kannte er nur noch eins - Wut, eine Wut, die brannte, als hätte er Benzin geschluckt und dann ein Streichholz angezündet.

Er betrachtete das Mädchen. Sie war noch ein Kind, aber auch eine Botin.

John zog sich der Magen zusammen, als er seine latexumhüllten Finger in den Mund des Mädchens steckte und mit Daumen und Zeigefinger die Zunge herauszog.

Woody hatte ihm diese ganze Scheiße angehängt. Jetzt würde er den Spieß umdrehen. Das Wichtigste, was man im Gefängnis lernte, war, dass man das Eigentum eines anderen Mannes nicht anrührte, außer man war bereit, dafür zu sterben.

»Woody«, hatte er ihn genannt, aber das war der Name eines Jungen, und jetzt war Woody kein Junge mehr. Er war ein Mann, wie John. Er sollte bei seinem Männernamen genannt werden.

Michael Ormewood.

John hob das Messer auf.

151

Kapitel 20

15. Juni 1985

Du brauchst jetzt erst einmal einen Spaziergang an der frischen Luft, sagte John zu Mary Alice. »So kannst du nicht nach Hause gehen.«

»Hast du schon einmal ein Mädchen geküsst?« Er errötete, und sie lachte.

»Mark Reed«, gestand sie ihm. »Er denkt, er ist jetzt mein Freund, weil er mich nach dem Spiel geküsst hat.«

John schwieg und belegte diesen Kerl mit einem stummen Todesfluch, diesen Mark Reed, Quarterback des Footballteams, stolzer Besitzer einer roten Corvette und dichter Körperbehaarung, die der Wichser in der Umkleidekabine herumzeigte, als würde er bei den Chippendales mitmachen.

»Du hast mir nicht geantwortet«, sagte Mary Alice, und John dachte an Woodys Tüte mit dem weißen Pulver in seiner Hosentasche.

Sie konnte seine Gedanken lesen. »Lass es mich mal probieren.«

»Auf keinen Fall.« »Ich will aber.« »Nein, willst du nicht.«

»Na, komm.« Sie griff in seine Hosentasche, und ihre Hand berührte ihn dabei. John zog so heftig die Luft ein, dass es ihn überraschte, dass seine Lunge nicht explodierte.

Mary Alice hielt die Tüte hoch. »Was ist denn so gut daran?«

John konnte nicht antworten. Im Augenblick beschäftigten ihn wichtigere Dinge.

152

Sie öffnete die Tüte. Er kam wieder zu sich. »Tu das nicht.« »Warum nicht? Du tust es doch auch.« »Ich bin ein Loser«, sagte er. »Hast du mir das nicht gesagt?« Hinter ihnen war ein Geräusch zu hören, und sie drehten sich beide um.

»Nur eine Katze«, vermutete Mary Alice. »Komm weiter.«

Sie hatte seine Hand genommen, und John ließ sich von ihr die Straße entlang zu ihrem Haus führen. John schwieg, während sie ihn durch den Hinterhof zog. Er wusste, dass ihr Schlafzimmer im Erdgeschoss lag, aber er hatte nicht erwartet, dass sie das Fenster öffnen und hineinklettern würde.

»Was tust du da?«

»Psch.«

Hinter ihm knackte ein Zweig. Er drehte sich wieder um, sah aber nichts als Schatten. Mary Alice sagte: »Komm schon.«

Er kletterte hoch, blieb aber rittlings auf dem Fensterrahmen sitzen und flüsterte: »Deine Mutter bringt mich um, wenn sie mich hier drinnen findet.«

»Ist mir egal«, flüsterte sie zurück und schaltete eine Hello-Kitty-Lampe an, die schwaches Licht verströmte.

»Du schlafst mit einem Nachtlicht?«

Sie gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Jetzt komm einfach rein.«

John landete weich. Ihr Bett stand direkt unter dem Fenster. Sie saßen beide auf ihrem Bett. Mary Alices Bett. John spürte, wie seine Erektion zurückkam. Falls Mary Alice es bemerkte, sagte sie nichts. »Zeig mir, wie man das macht«, sagte sie und gab ihm den Beutel mit Koks.

»Das werde ich nicht.«

»Ich weiß, dass du es willst.«

Er wollte es wirklich. O Gott, und wie er es wollte. Alles würde er tun, was ihm half, aus seiner idiotischen Persönlich

keit herauszukommen, damit er sich endlich traute, sie zu küssen.

»Zeig's mir«, wiederholte sie.

Er knotete den Beutel auf, steckte den Finger hinein und holte eine Prise heraus.

»Man schnupft es«, sagte er. »So.«

John hustete, es war fast ein Würgen, als das Pulver in seine Kehle gelangte.

Es schmeckte bitter, metallisch. Er versuchte, genug Spucke zusammenzubekommen, um es zu schlucken, aber sein Mund war zu trocken. Sein Herz machte was Komisches, einen Plumpser, dann war es, als hätte man ihm ein Messer hineingerammt.

Mary Alice sah verängstigt aus. »Bist du...«

Das Koks knallte ins Hirn. Zwei Sekunden, Weltklasse, und dann war er so fertig, dass er die Augen nicht offen halten konnte. Er sah Sterne - echte Sterne - und kippte nach vorn, direkt auf Mary Alice. Sie nahm sein Gesicht in die Hände, um ihn zu stützen, und er hob das Kinn und küsste sie.

Die nächste Erinnerung war, dass er mit dem schlimmsten Kopfweh seines Lebens aufwachte. Er hatte stechende Schmerzen in der Brust und fror, obwohl sein Körper schweißnass war. Als er sich umdrehte, klebte das Laken an seiner Haut. Er dachte gerade, dass seine Mutter ihn umbringen würde, weil er ins Bett gemacht hatte, als er den Körper neben sich spürte.

Mary Alice war völlig nackt. Ihr Hals war seitlich verdreht, der Mund offen und voller Blut. Er sah Blutergüsse an ihren Beinen, aber auch an anderen Körperteilen. Aus ihren Schamhaaren waren Büschel herausgerissen. Ihre kleinen Brüste waren mit Bissspuren übersät.

John war zu benommen, um Lärm zu machen. Er keuchte, und seine Blase schrie nach Erleichterung, als er sich von der Leiche wegschob. Das offene Fenster befand sich hinter ihm. Er griff nach oben, seine Finger rutschten über den Rahmen. Blut. Seine ganze Hand war voller Blut. Er hatte die ganze Nacht

153

im Blut gelegen, seine Kleidung hatte es aufgesaugt wie ein Schwamm.

Er hörte ein Geräusch, ein »Hu-hu-hu«, aber das war er selbst. Ihr Gesicht. Er konnte nicht aufhören, ihr Gesicht anzustarren. So viel Blut. Seine Blase entleerte sich, die warme Flüssigkeit lief ihm das Bein hinunter.

Er musste hier raus. Er musste weg.

John drückte sich gegen die Wand und hievte sich auf die Fensterbank. Dann kippte er durchs offene Fenster auf den Rasen, wo er flach auf dem Rücken zu

liegen kam, während die Luft in einem scharfen Keuchen aus seiner Lunge wisch.

Er schaute zum Himmel empor. Es war noch nicht ganz Morgen, in der eben aufgehenden Sonne hoben sich die Bäume wie graue Schatten vor der Schwärze ab. Seine Knie zitterten, aber er schaffte es aufzustehen. Seine Jeans klebte ihm an den Beinen, sein blutiges T-Shirt war wie eine zweite Haut am Rücken, auf dem er die ganze Nacht neben Mary Alice gelegen hatte.

John rannte los, das Herz klopfte ihm bis zum Hals.

Er musste weg von hier.

Er musste nach Hause.

154

*Decatur City Observer 18. JUNI 1995*

### **DER FINNEY-MORD: ZEHN JAHRE DANACH**

Zehn Jahre sind vergangen, seit die fünfzehnjährige Mary Alice Finney vergewaltigt und ermordet in ihrem Elternhaus in Decatur aufgefunden wurde, und doch ist das Verbrechen, das die kleine Vorstadt von Atlanta erschütterte, für die langjährigen Anwohner noch immer sehr präsent. »Das hat alles verändert«, sagt Elizabeth Reed, deren Sohn zum Zeitpunkt des Verbrechens der Freund von Finney war. »Zuvor waren wir eine offene Gemeinschaft, doch danach verriegelten wir abends unsere Haustüren.«

Die Polizei stand zunächst vor einem Rätsel angesichts des Mordes an diesem jungen Mädchen, Cheergirl und Klassensprecherin an der Decatur Highschool. »Sie war ein ganz normales Mädchen, das ein ganz normales Leben führte«, sagte Reed. Das alles änderte sich am 16. Juni 1985, als die Nachbarn von den Schreien einer Frau geweckt wurden. Sally Finney wollte ihre Tochter für den Kirchgang wecken und fand stattdessen ein Blutbad vor. »Die Spurensicherung gestaltete sich sehr schwierig«, gibt der pensionierte Polizeichef Harold Waller zu. »Überall war Blut. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Wir dachten, wir hätten das Werk eines Psychopathen vor uns... Und natürlich war genau das der Fall.

Vom Gericht bestellte Psychiater bestätigten Wallers Einschätzung und gaben an, dass die drogeninduzierte Raserei des Jungen auf eine darunterliegende Psychose verweise.

Obwohl der Killer nur »gelegentlichen« Drogenkonsum einräumte, berichteten Freunde von einer viel dunkleren Seite. Der Trainer Vic McCollough, der vor Gericht über Shelleys Gewaltneigung auf dem Spielfeld aussagte, berichtete, dass er ihn letztendlich aus dem Team habe ausschließen müssen. Ein Freund, der seinen Namen nicht genannt wissen möchte, sagte,

Shelley hätte zu der Zeit eine Fixierung auf Mary Alice Finney entwickelt und allem Anschein nach einen »brennenden Hass« auf die Einserschülerin gehabt. Zusätzlich zu den Spuren einer brutalen Vergewaltigung zeigte die Leiche auch mehrere tiefe Bissspuren an den Brüsten und den Oberschenkeln. Darüber hinaus besudelte der Killer die Leiche des jungen Mädchens, indem er auf sie urinierte. Doch das war noch nicht die bestürzende Entdeckung. Während des Prozesses enthüllte Waller, dass die Zunge des Mädchens mit einem gezackten Messer herausgeschnitten worden war.

Nur wenige in der Nachbarschaft waren überrascht, als der ortsansässige Junge Jonathan Shelley wegen des Verbrechens verhaftet wurde. Nach Polizeiangaben war der Fünfzehnjährige wegen Drogenmissbrauchs und Ladendiebstahl aktenkundig. Rektor Don Binder gab während des Prozesses an, Shelley sei ein auf dem Campus bekannter Drogendealer mit einem »ernsten Problem« gewesen. Am Tatort wurde ein Beutel mit einer Mischung aus Kokain und Heroin gefunden, auf den Straßen als »Speedball« bekannt. Shelleys blutige Fingerabdrücke wurden auf dem Beutel gefunden wie auch an diversen Schlüsselstellen im Zimmer des Mädchens. »Wir hatten keinen Mangel an Beweisen«, sagt Waller. »Seine blutigen Abdrücke waren überall.« Die Verteidigung wies im Verlauf des Verfahrens darauf hin, dass am Tatort auch mehrere andere unidentifizierte Fingerabdrücke gefunden wurden, konnte aber keine Erklärung liefern für das belastendste Indiz: das fünfzehn Zentimeter lange, gezackte Küchenmesser, das

### TEIL III

später im Schrank im Zimmer des Jungen gefunden wurde. Das Messer, das aus einem Set in der Küche der Shelleys stammte, war zwar gründlich gereinigt worden, trotzdem konnten am Holzgriff noch Spuren von menschlichem Blut festgestellt werden. Emily Shelley, die Mutter des Jungen, gab während des Prozesses an, dass sie sich mit dem Messer geschnitten habe, und behauptete, das Blut stamme von ihr. Im Kreuzverhör konnte sie nicht erklären, wie oder warum das Messer in den Kleiderschrank im Zimmer ihres Sohnes gelangt sei. »Ich habe nie auch nur einen Augenblick geglaubt, dass John Shelley unschuldig ist«, sagt Staatssenator Paul Finney (R-Fulton). »Es war seine Entscheidung, sich das Hirn mit Drogen zu vernebeln, und meine Tochter musste den Preis für seine Raserei bezahlen.« Sally Finney hat vor der Presse nie etwas über den Tod von Mary Alice, ihrem einzigen Kind, verlauten lassen. Nachbarn gaben an, dass die Mutter sich weigerte, in das gemeinsame Haus am St. Patrick Drive zurückzukehren, und noch während des Prozesses die Scheidung einreichte. »Diese Gewalttat hat meine Familie

auseinandergerissen«, erklärte Paul Finney zu der Zeit. Der zweimal gescheide Senator ist ein bekannter Verfechter der Rechte von Verbrechensopfern und hat als Mitverfasser oder Befürworter mehrere Gesetzesvorlagen im Staat Georgia unterstützt, die es Gewaltverbrechern erschweren sollen, Bewährung oder Begnadigung zu erhalten. Passend hierzu war Shelleys erste Begnadigungsanhörung für vergangenen Freitag angesetzt. Vor dem Ausschuss stehend, las Shelley eine vorbereitete Erklärung ab. »Ich habe dieses Verbrechen nicht begangen«, verkündete er vor dem vollbesetzten Saal. »Ich werde nicht etwas gestehen, was ich nicht getan habe.« Der noch immer trauernde Vater Paul Finney sagt dazu: »John Shelley ist genau da, wo er hingehört.«

## Kapitel 21

*6. Februar 2006 20.02 Uhr*

Will Trent bürstete eben seinen Hund, als es an der Tür klingelte. Betty fing an zu bellen und wäre dabei beinahe vom Tisch gefallen. Er fuhr sie barsch an, und sie schaute verwundert zu ihm auf. Will hatte den Hund noch nie geschimpft.

Eine ganze Minute verging. Will und Betty warteten und hofften, dass derjenige wieder weggehen würde, aber es klingelte noch einmal und dann dreimal schnell hintereinander.

Der Hund fing nun ernsthaft an zu bellen. Will seufzte, legte die Bürste beiseite und schob die Hemdsärmel hinunter. Er nahm den Hund auf den Arm. Es klingelte wieder - sechsmal hintereinander -, als er zur Haustür ging. »Warum hat das denn so lang gedauert?« Er schaute auf die Straße, um zu kontrollieren, ob sie auch allein war. »Ich werde in letzter Zeit von den Zeugen Jehovas belästigt.«

»Könnte für dich doch eine gute Möglichkeit sein, Frauen kennenzulernen.« Angie rümpfte die Nase. »Mann, ist das ein hässlicher Hund.«

Will folgte Angie in sein Haus. Er drückte den Hund fest an seine Brust und spürte die Kränkung, auch wenn der Hund es nicht tat. Angie trug noch ihre Arbeitskleidung, und Will bemerkte: »Du siehst aus wie eine Prostituierte.« »Du siehst aus wie eine Leiche im Sarg.«

Er presste sich die Hand an den Krawattenknoten. »Gefällt dir der Anzug nicht?«

156

»Was ist mit der Jeans passiert, die ich dir gekauft habe?« Sie ließ sich auf das Sofa fallen und seufzte erleichtert auf, ohne auf seine Antwort zu warten. »Diese verdammten Schuhe«, jammerte sie, streifte sich die Fünfzehn-Zentimeter-Highheels ab und warf sie auf den Teppich. Dann zog sie die

Nadeln aus ihren braunen Haaren und ließ sie auf die Schultern fallen. »Ich habe die Schnauze voll von diesem Scheißjob.«

Will stellte Betty auf den Fußboden. Die Krallen der Chihuahua-Dame klackerten über das Parkett, als sie in die Küche lief. Will hörte sie Wasser saufen und dann die Reste ihres Abendessens vertilgen. Die Hündin war eine unwillkommene und hoffentlich nur vorübergehende Gefährtin. Als Will zwei Wochen zuvor von seinem morgendlichen Lauf zurückkehrte, hatte er beobachtet, wie seine schon etwas ältere Nachbarin in einen Krankenwagen verfrachtet wurde. Die Frau hatte irgendeine Sprachstörung und rauchte, dem Timbre ihrer Stimme nach, fünf Packungen pro Tag.

»Kümmern Sie sich um Betty!«, hatte sie über den Rasen gerufen. Bei Will war es allerdings als *Kümm'm Betty!* angekommen.

»Was soll ich mit ihr tun?«, hatte er leicht entsetzt gefragt. Die Frau starre ihn einfach nur an, und so deutete er auf den winzigen Chihuahua, der auf dem Vordertreppchen stand.

»Bürsten Sie sie!«, hatte die Frau gekreischt, bevor die Türen des Krankenwagens zugingen.

Will kannte nicht einmal den Namen seiner Nachbarin. Er wusste kaum etwas über sie, außer dass sie gern *Der Preis ist heiß* in voller Lautstärke hörte. Er hatte keine Ahnung, wohin der Krankenwagen sie brachte, ob sie Familie besaß oder ob sie jemals wieder zurückkehren würde. Den Namen des Hundes kannte er nur, weil die Frau ihn gern rief.

»Betty!«, hatte er schon öfter mitten in der Nacht gehört, mit dieser tiefen Baritonstimme. »Betty, ich hab dir doch gesagt, dass du das nicht tun darfst.«

157

Angie hatte die Arme vor der Brust verschränkt und schaute zu Will hoch.

»Ist dir eigentlich klar, dass du mit diesem kleinen Hund in den Armen absolut lächerlich aussiehst?«

Will nahm ihr gegenüber Platz und lehnte sich im Sessel zurück. Er griff zur Fernbedienung der Stereoanlage und schaltete die Hör-CD aus, der er gelauscht hatte. Zwei lange Jahre waren vergangen, seit er das letzte Mal mit Angie Polaski gesprochen hatte, und jetzt saß sie wieder hier in seinem Wohnzimmer, als wären es keine zwei Tage her. So war sie schon immer gewesen, seit ihrer Kindheit. Tat so, als wäre nichts überraschend, als könnte man nie überrascht sein.

»Danke, dass du mir heute Morgen mit dem Getränkeautomaten geholfen hast«, sagte er, ließ aber aus, dass er fast einen Herzschlag bekommen hätte, als er sie heute im Gang der City Hall East hatte stehen sehen.

»Was hattest du eigentlich mit Michael Ormewood zu schaffen?« Wieder ließ sie ihm keine Zeit zu antworten. »O Gott, das mit seiner Nachbarin kann ich einfach nicht glauben. Wie pervers kann man denn sein?«

Er beschloss, die Themen einzeln anzugehen. »Er bekam einen Fall zugewiesen, der mich interessierte. Woher kennst du ihn?«

»War früher bei der Sitte«, antwortete sie. »Hast du irgendwas zu beißen?«

Will stand auf, um in den Kühlschrank zu schauen, Betty dicht auf den Fersen. Er aß meist außerhalb, aber der Hund mochte Käse, und deshalb hatte er immer einen kleinen Vorrat.

Angie folgte ihm in die Küche. Er fragte: »Wann wurde Ormewood ins Morddezernat versetzt?«

»Vor ungefähr sechs Monaten.«

Vor sechs Monaten lebte Will noch in North Georgia, wohin man ihn verbannt hatte, damit er dort aufgegebene Hühnerfarmen aushob, die zu Methamphetaminlaboren umgebaut worden waren, während sein Chef sich überlegte, was er mit ihm machen solle.

158

»Die Sitte war seine erste große Stelle, nachdem er seine goldene Marke bekam«, sagte sie. »Er arbeitete ungefähr zehn Jahre dort.«

Will hatte den Eindruck, dass sie ihm etwas erzählen wollte. »Warum ist er weggegangen?«

»Wegen mir.« Sie zog einen Stuhl heraus und setzte sich an den Tisch. »Ich habe ihm gesagt, er muss gehen, oder ich melde ihn.«

»Weswegen?«

»Er hatte einige der Mädchen ausgenutzt.« Will stellte den Käse auf die Anrichte. »Das ist interessant.« »Ich hielt das damals für ziemlich abscheulich, aber jeder, wie er will.«

Will dachte einen Augenblick darüber nach, und sein Bild von Michael Ormewood änderte sich noch einmal. Der Mann war wirklich schwer zu durchschauen. »Hatte er das in den ganzen zehn Jahren gemacht, die er bei der Sitte arbeitete?«

»Ich habe nur ein paar Monate in seinem Team verbracht. Wenn ich raten müsste, würde ich Ja sagen.«

Er fragte: »Ist das üblich?«

Sie zuckte die Achseln. »Kommt manchmal vor, vor allem bei den verheirateten Jungs. Kostenlose Muschi, wer sagt da schon nein?«

Will drehte sich um und holte einen Teller aus dem Schrank, so dass sie seinen Gesichtsausdruck nicht sehen konnte; aber Angie kannte ihn, seit er acht Jahre alt war, und lachte.

Sie sagte: »Du bist ja so prüde, William.«

»In zwei Jahren hat sich nicht viel verändert.«

Sie biss nicht an. Zwei Jahre und ein paar Monate stimmte eher. Genau in dieser Küche befanden sie sich, und Angie hatte ihn angeschrien, während Will nur auf seine Schuhe gestarrt und gewartet hatte, dass sie aufhörte. Aufgehört hatte sie schließlich, aber erst als die Tür auf dem Weg nach draußen hinter ihr zufiel.

159

Er schnitt den Käse mit dem Messer in Würfel und versuchte, Bettys erwartungsvollen Blick zu ignorieren. »Was hast du über die Geschichte gehört, die heute Nachmittag passiert ist?«

»Michaels Nachbarin?«, fragte Angie nach. »Nicht viel. Nur dass es wahrscheinlich eine Verbindung zum Monroe-Fall gibt.«

»Der Nachbarin wurde die Zunge abgeschnitten. Sie haben sie noch nicht gefunden.«

»Warum sollte es jemand auf Michaels Nachbarin abgesehen haben?«

»Das habe ich mich auch gefragt.« »Hältst du es für einen Zufall?«

Er lehnte sich mit dem Rücken an die Anrichte und sah sie an. »Nicht sehr wahrscheinlich. Hat Ormewood viele Feinde?«

»Ich bin nicht gerade seine beste Freundin, aber soweit ich weiß, mögen ihn die Jungs. Er hängt viel mit diesem Arschloch Leo Donnelly herum, also gibt's über seinen Geschmack nicht viel zu sagen.«

»Hast du von irgendwelchen Fällen gehört, bei denen er vielleicht jemanden verärgert hat?«

»Du meinst, jemand stocksauer gemacht hat?« Sie zuckte noch einmal die Achseln, eine neue Angewohnheit, die sie vor zwei Jahren noch nicht gehabt hatte. »Nichts Spektakuläres. Meinst du wirklich, dass es eine Verbindung zu Monroe gibt?«

»Morgen kommt der Bericht des Gerichtsmediziners über das Mädchen. Soweit ich das beurteilen kann, gab es einige Unterschiede.« Er hielt inne und führte sich die Szene noch einmal vor Augen. »Sie hatte Abschürfungen oben auf dem Rist. Offensichtlich ist sie über den Zaun gestolpert. Und hier war eine Wunde.« Er griff sich an die Schläfe. »Sie knallte im Fallen auf einen Stein, ziemlich heftig, so wie's aussah. Und das Blut.« Er hielt noch einmal inne. »Da war nicht genug Blut. Bei Monroe füllte sich die Mundhöhle

ziemlich schnell mit so viel Blut, dass sie daran erstickte. Das Mädchen lag natürlich mit dem Gesicht nach unten, aber auf der Erde befand sich wenig Blut. Wenn ich

160

raten müsste, würde ich sagen, ihr Herz hatte bereits aufgehört zu schlagen, bevor ihr die Zunge entfernt wurde.« »Wurde sie vergewaltigt?«

»Sie hatte Quetschungen an den Oberschenkeln, aber sicher wissen wir es erst, wenn sie auf dem Tisch liegt.« »Pete Hanson bearbeitet den Fall?«

»Ja. Der Mord wurde zwar im DeKalb County begangen, aber ich habe darum gebeten, dass er wegen der möglichen Verbindung die Leiche untersucht.« Will erklärte: »Hanson hat sich heute Morgen Aleesha Monroe vorgenommen. Scheint mir ein guter Mann zu sein.« Will fiel etwas ein, das der Mann während der Autopsie gesagt hatte. »Kosten Kondome mit Spermiziden und Gleitmittel mehr als solche ohne?«

Sie starrte ihn an. »Sehe ich aus wie eine Expertin?«

Er wusste, dass sie wahrscheinlich eine war, aber auf diese spezielle Diskussion wollte er sich im Augenblick nicht einlassen. »Monroes Mörder hat ein Kondom mit Gleitmittel und Spermizid benutzt. Ich war einfach nur neugierig, ob die mehr kosten.«

Angie kam zu der auf der Hand liegenden Schlussfolgerung. »Er wollte seine DNS nicht hinterlassen.«

»Ormewood glaubt, es bedeutet, dass er nicht vorhatte, sie umzubringen.«

»Das ist Blödsinn«, entgegnete Angie. »Die Stecher bringen keine Gummis mit. Die Mädchen, die sie bumsen, sind denen ziemlich egal. Weißt du, wie sie diese zusätzliche Haut um die Vagina herum nennen? Eine Frau.« Dann fügte sie hinzu: »Vor allem Michael Ormewood sollte das wissen.«

»Das bringt mich zu der ursprünglichen Frage zurück. Sind sie teurer?«

Angie musterte ihn einige Sekunden lang. Sie wusste, dass er in seinem Leben noch nie ein Kondom gekauft hatte. »Die Mädchen sind so wie alle anderen auf dieser Welt: Sie glauben, wenn etwas mehr kostet, dann ist es auch besser. Sie geben dreißig,

160

vierzig Cent mehr aus, wenn sie glauben, dass sie das vor Hepatitis C schützt.«

»Machen sie sich nicht mehr Sorgen wegen AIDS?«

»AIDS kann man normalerweise verstecken. Bei Hepatitis wird man gelb. Leesha gehörte zu den Schlauen. Sie traf jede Vorsichtsmaßnahme, die sie kannte.«

Angie starre ihre Hände an, als würde sie ihren Nagellack kontrollieren. Sie ließ nicht zu, dass ein Job ihr naheging - wahrscheinlich würde sie als Alkoholikerin auf der Straße enden, wenn sie es täte -, aber Will fiel auf, dass sie mit diesem Auftrag zu kämpfen hatte. Sosehr sie die Arbeit bei der Sitte hasste, spürte sie doch eine gewisse Verwandtschaft zwischen sich und den Mädchen. Sie hatten ähnliche Biografien des Missbrauchs und der Vernachlässigung. Sie hätte durchaus auch eine von ihnen sein können.

»Ich hab sie gemocht«, sagte Angie schließlich. »Monroe. Wir haben sie letztes Jahr sechsmal hintereinander verhaftet. Sie war süß. Geriet aus den üblichen Gründen in die Szene, wusste nicht, wie sie wieder rauskommen sollte. Ich habe versucht, ihr eine Behandlung zu vermitteln, aber du weißt ja, wie das ist. Man kann niemanden dazu zwingen, wenn er es nicht will.«

Er wollte etwas Nettes über die tote Nutte sagen, weil er wusste, dass es Angie in gewisser Weise trösten würde, doch es fiel ihm nichts Vernünftiges ein. »Sie war hübsch«, sagte er schließlich.

»Ja, das stimmt.« Angie stand auf und ging zu Will. Er blieb erwartungsvoll stehen, aber sie nahm sich nur ein paar Käsewürfel und setzte sich wieder.

»Ich habe Michael heute Vormittag nach ihr gefragt. Er konnte sich nicht einmal mehr an sie erinnern.«

»Gehörte Monroe zu den Prostituierten, mit denen er herumgemacht hatte?«

»Keine Ahnung«, gab Angie zu. »Das war ja vorwiegend ein Gerücht, das unter den Mädchen kursierte. >Da gibt es einen Bul

161

len, der ein Auge zudrückt, wenn du nett zu ihm bist.< So in der Richtung. Ich habe es erst nicht so richtig geglaubt, aber dann nannte mir eine von ihnen seinen Namen. Und Ormewood ist ja nicht gerade ein häufiger Name, oder? Ich habe ihn zur Rede gestellt, und er hat es nicht geleugnet. Deshalb habe ich gesagt: >Hör mal, entweder du lässt dich versetzen, oder der Lieutenant erfährt davon.< Er hat sich für Ersteres entschieden.«

Will drehte sich wieder um und verschränkte die Arme vor der Brust. »Was für ein Typ ist er?«

»Ein recht ordentlicher Bulle.« Sie steckte sich einen Käsewürfel in den Mund.

»Falls das noch was wert ist.« Sie kaute und dachte offensichtlich über seine Frage nach. »Um die Wahrheit zu sagen, gemocht habe ich ihn nie. Ist immer um mich herumgeschlichen, hat mir angeboten, mir zu zeigen, wo's langgeht. Hab ihn abblitzen lassen.«

»Auf deine übliche damenhafte Art.« Er warf Betty einen Käsewürfel zu.

»Du solltest ihr das nicht geben«, sagte Angie. »Sie kriegt Verstopfung davon, und dann hast du die Scheiße.« »Mäßigung.«

»Komm nicht zu mir und wein dich aus, wenn die kleine Ratte anfängt >Copacabana< zu furzen.«

Will warf Betty noch einen Käsewürfel zu, obwohl sie normalerweise nur ein Stück pro Abend bekam. »Erzähl mir mehr von Ormewood.«

Angie zuckte die Achseln. »Erst als er weg war, habe ich gemerkt, wie sehr er mir auf den Geist ging. Führte sich immer auf, als wäre er der große Hecht im Karpfenteich, weißt du. Er ist Kriegsveteran.«

»Hat er mir erzählt.«

»Ja, es ist ihm ziemlich wichtig, dass jeder das weiß.« Sie schaute argwöhnisch zu Betty hinunter. »Auch nach der Versetzung kam er immer wieder zur Sitte, als wäre das sein Zuhause. Mindestens einmal die Woche war er da und hat herumge

162

schnüffelt und uns von den großen Fällen erzählt, die man ihm jetzt überträgt, als hätte die Tatsache, dass er im Morddezernat ist, seinen Schwanz vergrößert.«

»Er hat eine ziemlich gute Aufklärungsquote.«

»Besser als deine?«

Will fragte: »Glaubst du, dass er immer wieder vorbeikam, weil er Angst hatte, du würdest deine Meinung in Bezug auf seine außerplanmäßigen Aktivitäten ändern?«

»Ich glaube, es hat ihn einfach ziemlich gewurmt, dass ich die Oberhand behalten habe.« Sie lächelte ihr süßes Lächeln, was bedeutete, dass sie etwas von ihm wollte. »Na komm, Baby. Deine Aufklärungsquote ist doch besser als seine, oder?«

»Lass uns über Ormewood reden.«

Sie tat so, als würde sie schmollen, hielt es aber nicht lange durch. »Ich hab's dir ja schon gesagt - Michael hat gern die Kontrolle.«

»Für mich scheint er ganz in Ordnung zu sein.«

»Kerle sehen das nicht, aber es ist da, direkt unter der Oberfläche. Glaub mir, du kannst jede Frau fragen, und sie wird dir sagen, dass er ein Kontrollfreak ist, nachdem sie nur zehn Minuten mit ihm verbracht hat.«

»Okay.« Das war kein ungewöhnlicher Charakterzug für einen Polizisten, und Will hatte es schon oft erlebt. »Mir ist aufgefallen, dass er ziemlich konkurrenzbewusst ist.«

»Das ist ein Understatement«, entgegnete sie. »Er ließ sich versetzen, aber er konnte es einfach nicht verwinden, dass ich ihn geschlagen hatte. Er taucht immer am Ende meiner Schicht auf, direkt nachdem ich meine Berichte getippt habe.«

»Liest er sie?«

»Ich würde ihm seinen verdammten Schwanz ausreißen, wenn er es täte.« Sie schob sich noch ein Stück Käse in den Mund. »Aber ich glaube, wenn ich ihn auch nur fünf Sekunden allein ließe, dann würde er meinen Schreibtisch auf den Kopf stellen.«

163

»Ist er aufbrausend?« »Nicht mehr als wir alle.«

Will fragte sich, was sie damit meinte, ging aber nicht weiter darauf ein.

»Klingt, als wollte er nur dafür sorgen, dass du ihm keine Knüppel zwischen die Beine wirfst.«

»Könnte sein.« Sie kaute und behielt ihre Gedanken für sich.

Will betrachtete sie und versuchte zu erraten, was sie verbarg.

Angie war jemand, der immer etwas in der Hinterhand behielt. Auch nach all diesen Jahren wusste Will nicht, ob sie das mit Absicht tat oder ob es nur ein Schutzmechanismus war. Da gab es Lügen, aber auch etwas, das er als Überlebensinstinkt betrachtete. Er war der letzte Mensch auf dieser Welt, der ihr das zum Vorwurf machen konnte.

Will sagte: »Ormewood schien über die Sache mit seiner Nachbarin heute Nachmittag sehr bestürzt gewesen zu sein.«

»Er mag Kinder wirklich«, meinte sie. »Sein Sohn hat irgendeine geistige Behinderung, aber ich habe ihn einmal getroffen, und er ist wirklich süß. Seine Frau wirkt ziemlich kalt, aber das wäre ich auch, wenn ich mit diesem Arschloch jede Nacht bumsen müsste.« Sie erläuterte: »Ich habe sie beim Abschiedsempfang für seinen Partner getroffen. Ken Wozniak, ein Schwarzer, aber ebenfalls Pollacke. Dachte mir, ich geh hin und unterstützte die Heimmannschaft.«

»Nett von dir.«

»Ich glaube nicht, dass er es noch lang macht. Hatte mitten im Bereitschaftssaal einen Schlaganfall. Eine Hälfte seines Körpers ist außer Betrieb.«

»Hat er Familie?«

»Nein.«

Beide schwiegen eine Weile.

Angie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, überlegte es sich dann aber anders. Will wusste, dass er sie besser nicht bedrängte, und schließlich rückte sie von selbst damit heraus. »Die Sache mit Michael ist die, dass er nicht er selber ist.«

164

»Das heißt?«

»Er versucht immer, sich anzupassen, aber es funktioniert bei ihm einfach nicht.«

Will dachte, dass man das Gleiche auch über ihn sagen konnte. »Ist das was Schlechtes?«

Sie überlegte einen Moment, bevor sie antwortete: »Zum Beispiel mit Wozniak. Wir kannten uns nicht sehr gut, aber wir sind uns immer mal wieder über den Weg gelaufen. Dicker Kerl, einen Bauch bis hierher.« Sie hielt die Hand ein gutes Stück von ihrem eigenen Bauch entfernt. »Aber er ist ein richtiger Charmeur, okay? Hat immer einen Kommentar zu meinen Klamotten parat. >Gibt's den Rock auch in deiner Größe?<, und so was in der Richtung, aber er ist schon älter, ein richtiger Teddybär, und deshalb ist es lustig und vielleicht auch irgendwie schmeichelhaft und eben nicht schmierig.«

»Okay«, sagte Will, auch wenn er nicht ganz verstand, was sie meinte, aber immerhin begriff er, was ihr wichtig war, nämlich dass dieser Mann keine Grenze überschritten hatte.

Sie fuhr fort: »Ken hat diese Sprüche drauf. Wenn er zum Beispiel einem Zivilisten seine Karte gibt, sagt er: >Was zum Arsch-abwischen<, und das ist dann irgendwie entwaffnend, und sie lachen, behalten aber seine Karte, verstehst du? Er ist zwar ein verdammt Bulle, aber sie wissen auch, dass er ein cooler Typ ist.«

»Genau«, bestätigte Will. Polizisten setzten alle möglichen Tricks ein, um mit potentiellen Zeugen eine Beziehung aufzubauen. Jeder zog sie aus einem anderen Zylinder, aber sie alle brauchten diesen Zauber, wenn sie auf der Straße irgendwas erreichen wollten.

»Jetzt ist Ken also im Krankenhaus, okay. Flach auf dem Arsch. Ich meine, ehrlich, der Typ schafft's nicht.«

»Das ist sehr schade.«

»Ja«, sagte sie, winkte aber ab. »Die Sache ist die, ein paar Wochen später bin ich auf meiner Tour bei den Mädchen, und

164

Michael kommt vorbei. Die Mädchen wissen, dass er ein Bulle ist, weil... na ja, was soll's, er ist eben ein Bulle. Sie riechen das, okay?« Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück, und Will entging nicht, dass die Erinnerung sie noch immer wütend machte. »Michael stolziert da also auf und ab wie der Hahn im Korb und zwinkert mir verdammt noch mal zu, als wäre das lustig und nicht blöd und keine Gefahr für meine Tarnung, und dann fragt er die Mädchen, ob sie so einen gewissen Kerl hätten herumhängen sehen, und sagt, das sei ein ganz übler Wichser und sie sollten sich von ihm fernhalten. Und dann gibt er ihnen seine Karte und sagt...?«

»Was zum Arschabwischen«, riet Will.

»Genau«, sagte sie. »Er ist immer so, gibt sich immer die größte Mühe, den Coolen zu spielen, dazuzupassen, aber er weiß einfach nicht wie, und deshalb muss er andere Leute nachmachen.«

»Wie die Kerle, die Sprüche aus Filmen zitieren.« Sie brachte einen perfekten Austin-Powers-Spruch: »*Yeah, Baby.*«

Will dachte darüber nach und erinnerte sich auch an die kurze Zeit, die er mit Michael Ormewood verbracht hatte, bevor sie das tote Mädchen hinter seinem Haus fanden. Angie hatte offensichtlich sehr eingehend über die Persönlichkeit des Mannes nachgedacht, aber Will kaufte ihr ihre Schlussfolgerung nicht völlig ab. »Mir ist das nicht aufgefallen.«

»Nein«, erklärte sie. »Aber du hast das Gefühl, dass irgendwas mit ihm nicht stimmt. Dein Radar hat angeschlagen.«

Was sie sagte, traf genau den Kern ihrer Beziehung. Vor fünfundzwanzig Jahren hatten sie sich in einem staatlichen Kinderheim kennengelernt. Will war acht, Angie elf. Schon damals lag ein Leben hinter ihnen, in dem sie ihre Instinkte hatten schärfen müssen; beide hatten sie auf die harte Art gelernt, auf ihren Bauch zu hören, wenn der ihnen sagte, dass einer, nur weil er einen weißen Hut trug, noch lange kein guter Kerl war.

165

»Ja«, gab Will zu. »Ich habe von ihm keine eindeutigen Signale bekommen. Ich dachte mir, das liegt daran, weil er sich über mich ärgert. Kein Mensch lässt sich gern dazu verdonnern, mit anderen gut zusammenzuarbeiten.«

»Da ist noch mehr dahinter«, beharrte sie. »Und das weißt du genauso gut wie ich.«

»Vielleicht.« Er hob Betty hoch und kraulte sie hinter den Ohren.

Angie stand auf. »Du musst für mich einen Namen checken.«

»Was für einen Namen?« Sie ging ins Wohnzimmer, um ihre Handtasche zu holen. Will folgte ihr, Betty an die Brust gedrückt. Der Körper des Hundes

wirkte so zerbrechlich, dass er manchmal das Gefühl hatte, einen Vogel zu halten.

»Hier.« Angie hielt ihm einen Post-it-Zettel hin, auf dem ordentlich gemalte Blockbuchstaben standen. »Er sagte, er sei da in irgendwas verwickelt. Es klang übel, aber ich habe einfach das Gefühl...« Den Rest des Satzes tat sie mit einem Achselzucken ab. »Ich glaube, er steckt in Schwierigkeiten.« Will hatte den Zettel noch nicht genommen, versuchte witzig zu sein. »Seit wann rettest du Leute?«

»Willst du mir bei der Sache helfen, oder willst du nur mit zusammengekniffenem Arsch dastehen und deinen kleinen Hund streicheln?« »Kann ich beides tun?«

Ihre Lippen verzogen sich zu einem kleinen Lächeln. »Seine Bewährungsunterlagen brachten nur die Highlights, und die gesamte Akte ist zu alt, um im Computer zu sein. Glaubst du, du kannst deine GBI-Beziehungen spielen lassen und mir eine Kopie aus dem Archiv besorgen?« Er begriff, dass das der eigentliche Grund war, warum sie ihn an diesem Abend besucht hatte, und er versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Er nahm den Zettel und schaute sich den Namen an, der für ihn nicht viel mehr war als Flecken auf dem Zettel. Will hatte noch nie Wörter rich

166

tig lesen können, vor allem, wenn er aufgereggt oder frustriert war. »Will?«

»Wenn sie im Archiv ist, kann's eine Weile dauern, sie zu finden«, warnte er sie.

»Keine Eile«, sagte sie. »Wahrscheinlich sehe ich ihn nie wieder.«

Er fühlte sich erleichtert, was bedeutete, dass er zuvor eifersüchtig gewesen war.

Sie öffnete bereits die Haustür. »Da sind zwei e in dem Namen. Kannst du das lesen?«

»Was?«

Sie klang verärgert, als hätte er ihr nicht zugehört. »Der Name, Will. Der auf dem Zettel. Er heißt Shelley mit zwei e.«

166

Kapitel 22

Angie wohnte weniger als fünf Meilen von Wills Haus entfernt. Mit leise gestelltem Radio fuhr sie los und ließ ihre Gedanken schweifen, während sie über die vertrauten Straßen rollte. Will sah genauso aus wie immer, ein bisschen dünner vielleicht, und Gott wusste, was er mit seinen Haaren

angestellt hatte. Angie hatte sie ihm immer geschnitten, und jetzt vermutete sie, dass er sich eine elektrische Haarschneidemaschine zugelegt hatte, um nicht zu einem Friseur gehen zu müssen, der dann vielleicht die Narbe auf seinem Hinterkopf sah und ihn fragte, wer versucht hatte, ihn umzubringen. Sie wusste, dass Will die letzten beiden Jahre in den Bergen von North Georgia verbracht hatte. Vielleicht war er in der Zeit dort oben nicht viel ausgegangen. Will hatte sich immer von seiner Leseschwäche in seinem Leben einschränken lassen. Er ging nicht gerne in Restaurants, weil er die Speisekarten nicht entziffern konnte. In den Läden erstand er seine Lebensmittel mit Hilfe der vertrauten Etikettenfarben oder der Fotos auf den Verpackungen. Er würde lieber verhungern, als um Hilfe bitten. Angie erinnerte sich noch daran, wie er das erste Mal allein einkaufen gegangen war und mit einer Dose Crisco-Bratfett zurückgekehrt war, weil er gedacht hatte, dass das gebratene Hähnchen auf der Verpackung den Inhalt bezeichnete.

Als sie in ihre Einfahrt einbog, versuchte Angie sich zu erinnern, wie oft sie Will Trent schon verlassen hatte. Sie zählte es nach anhand der Namen der Männer, derentwegen sie ihn verlassen hatte. George war der Erste, damals Mitte der Achtziger. Er war Punkfan mit einer heimlichen Heroinsucht. Nummer zwei und Nummer acht hießen beide Roger, völlig unterschied

167

liehe Männer, aber beide mit den gleichen beschissenen Charakterfehlern; wie Will oft sagte, war Angie nur angezogen von Männern, die ihr etwas antun würden.

Mark war Nummer sechs. Ein echter Gewinner. Angie hatte fünf Monate gebraucht, bis sie herausfand, dass er Schulden auf ihre Kreditkarten machte. Der Idiot war so schockiert gewesen, als sie einen Kumpel vom Betrugsdezernat anrief und ihn verhaften ließ, dass sie noch immer lachen musste, wenn sie an den dümmlichen Ausdruck auf seinem Gesicht dachte. Paul, Nick, Danny, Julian, Darren... Es hatte sogar einen Horatio gegeben, aber das ging nur eine Woche gut. Alles in allem hatte sie es mit keinem lange ausgehalten, und immer war sie wieder auf Wills Türschwelle gelandet und hatte sein Leben ruiniert, bis sie einen anderen Mann fand, von dem sie hoffte, dass er sie vor ihm rettete.

Angie stellte das Auto in der Einfahrt ab. Der Motor stotterte nach, auch nachdem sie den Schlüssel aus dem Zündschloss gezogen hatte, und sie dachte zum millionsten Mal, dass sie die arme Kiste in die Werkstatt bringen müsse. Das Auto leckte wie eine alte Dame, und der Auspufftopf hing nur noch an einem seidenen Faden, aber sie konnte sich nicht dazu überwinden,

einen Fremden an den Motor zu lassen, den Will mit seinen eigenen Händen instand gesetzt hatte. Er brauchte ungefähr sechs Stunden, um die Morgenzeitung zu lesen, aber einen Motor konnte er mit verbundenen Augen zerlegen und wieder zusammensetzen. Ob es eine Taschenuhr oder ein Klavier war, Will konnte alles reparieren, was bewegliche Teile besaß. Einen Fall betrachtete er auf die gleiche Weise - wie die Einzelteile zusammengesetzt waren, damit das Verbrechen funktionierte -, und er war einer der besten Agenten, über die das Bureau verfügte. Wenn er nur seinen rasiermesserscharfen Verstand auch auf sein eigenes Leben hätte anwenden können.

Der Bewegungsmelder sprang an, als sie zur Hintertür ging und den Schlüssel ins Schloss steckte. Rob. Wie hatte sie Rob

168

vergessen können, mit seinen karottenfarbenen Haaren, dem süßen Lächeln und seiner Spielsucht? Das ergab dann elf Männer, elfmal, dass sie Will verlassen, und elfmal, dass Will sie wieder aufgenommen hatte. Scheiße, und die Frauen hatte sie noch gar nicht mitgezählt.

Angie schaltete das Küchenlicht an und drückte die Tasten der Alarmanlage. Will liebte sie wirklich. Da war sie sich ganz sicher. Auch wenn sie sich stritten, achteten sie immer sehr darauf, nicht zu weit zu gehen, nicht dieses Eine zu sagen, das zu tief gehen, zu sehr verletzen und alles endgültig machen würde. Sie wussten alles übereinander - oder zumindest alles, was wichtig war. Falls ihr jemand eine Waffe an den Kopf hielte und von ihr verlangte zu erklären, warum sie und Will letztendlich immer wieder zusammenkämen, würde Angie sterben, ohne die Antwort zu wissen. Da auch Will kein großer Selbstbeobachter war, müsste er wahrscheinlich dasselbe Schicksal erleiden. Sie holte eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, ging in den hinteren Teil des Hauses und versuchte erfolglos, nicht an Will zu denken. Während sie sich auszog, hörte sie ihren Anrufbeantworter ab. Ein Teil von ihr hatte erwartet, dass er anrief, aber der andere wusste, dass er es nicht tun würde. Sie anzurufen wäre eine impulsive Handlung gewesen, und Will war nicht impulsiv. Er mochte die Routine. Spontaneität war etwas für Leute in Filmen. Angie drehte die Dusche auf und betrachtete sich im Spiegel, während sie den Rest auszog. Sie konnte ihren Körper nicht anschauen, ohne an Wills Körper zu denken. Auch sie hatte ihren Anteil an Misshandlungen durch Pflegeltern und Stiefväter erlebt, aber alle ihre Narben befanden sich in ihrem Inneren. Im Gegensatz zu Will gab es keine Narbe im Gesicht, keine Verbrennungen von Zigaretten und Schnitte, wo besoffene Brutalos beschlossen hatten, ihre Wut

an einem wehrlosen Kind auszulassen. Sie hatte keine gezackte Narbe an ihrem Bein, wo ein offener Bruch sechs Operationen erforderte. Und ihr Arm wies

169

auch nicht die noch immer rosige Linie auf, wo eine Rasierklinge so tief in Wills Fleisch geschnitten hatte, dass er beinahe daran verblutet wäre.

Begegnet waren sie sich im Atlanta Children's Home, einem Kinderheim, das eigentlich nichts anderes war als ein Waisenhaus. Der Staat versuchte, die Kinder in Pflegefamilien unterzubringen, aber die meisten kamen mit neuen Verletzungen, neuen Horrorgeschichten wieder zurück. Ms. Flannery leitete das Heim, und es gab drei Assistenten, die sich um die jeweils etwa hundert dort lebenden Kinder kümmerten. Im Gegensatz zu dem Dickens'schen Bild, das dies heraufbeschwore, sorgten sich die Leute so engagiert um ihre Schutzbefohlenen, wie das angesichts der Tatsache, dass sie unterbesetzt und unterbezahlt waren, möglich war. Soweit Angie wusste, hatte es dort nie irgendwelche Misshandlungen gegeben, und ihre glücklichsten Kindheitserinnerungen stammten zum größten Teil aus der Zeit, die sie in Ms. Flannerys Obhut verbracht hatte. Wobei sich die Frau nicht besonders mütterlich oder liebevoll verhielt, aber sie sorgte dafür, dass immer frische Laken auf den Betten lagen, regelmäßig Essen auf dem Tisch stand und die Kinder mit Kleidung versorgt waren. Für die meisten der Kinder, die im ACH lebten, war das die einzige Stabilität, die sie je kennengelernt hatten.

Angie erzählte den Leuten immer, ihre Eltern seien gestorben, als sie noch ein kleines Kind war, aber in Wahrheit hatte sie keine Ahnung, wer ihr Vater war, und ihre Mutter, Deirdre Polaski, vegetierte gegenwärtig in einem staatlichen Pflegeheim dahin. Speed war Deirdres bevorzugte Droge gewesen, und eine Überdosis hatte sie schließlich in ein irreversibles Koma versetzt. Angie war elf gewesen, als sie Deirdre im Bad fand, über der Toilette zusammengesunken, die Nadel noch im Arm. Zwei Tage lang war sie bei ihrer Mutter geblieben, hatte nichts gegessen und kaum geschlafen. Irgendwann gegen Mitternacht des zweiten Tages war einer der Dealer ihrer Mutter vorbeigekommen

169

men. Er hatte Angie vergewaltigt, bevor er einen Krankenwagen für ihre Mutter rief.

Sie stieg in die Dusche und ließ das Wasser auf sich herabprasseln, um den Dreck dieses Tages abzuwaschen.

Rusty.

So hatte er geheißen.

»Ich bring dich um, wenn du es irgendjemandem sagst«, hatte er sie gewarnt und dabei so fest an der Kehle gepackt, dass sie kaum noch Luft bekam. Die Hose hing ihm noch immer an den Knien, und sie erinnerte sich, wie sie seinen schlaffen Penis anstarre und die krausen schwarzen Haare an seinen Oberschenkeln. »Ich finde dich, und dann bring ich dich um.«

Es war nicht ihr Erster gewesen. Dank der endlosen Schlange der Freunde ihrer Mutter war Angie sexuell bereits erfahren. Einige waren nett gewesen, andere aber brutale, gefährliche Bestien, die Angies Mutter vollgepumpt hatten, damit sie sich über ihre Tochter hermachen konnten. Als Angie endlich bei Ms. Flannery im Kinderheim landete, empfand sie nichts als Erleichterung.

Wills Geschichte war nicht identisch, aber ziemlich ähnlich. Sein Körper war wie eine Schmerzkarte - ob es sich nun um die langen dünnen Narben auf seinem Rücken handelte, wo eine Peitsche seine Haut aufgerissen hatte, oder um den verfärbten Fleck Haut auf seinem Oberschenkel, wo man eine Transplantation vorgenommen hatte, um die Verbrennungen durch Stromschläge zu verschließen. Seine rechte Hand war zweimal zerquetscht worden, sein linkes Bein an drei Stellen gebrochen. Einmal war er so fest und oft ins Gesicht geschlagen worden, dass seine Oberlippe aufgeplatzt war wie eine geschälte Banane. Immer wenn Angie ihn küsste, spürte sie die Narbe an ihren Lippen, und das erinnerte sie daran, was er durchgemacht hatte.

Das war die große Gemeinsamkeit der älteren Kinder im Waisenhaus: Sie hatten alle eine ähnliche Geschichte. Sie waren alle

170

ungewollt, alle geschädigt. Die Jüngeren blieben nie lange, aber wenn man erst einmal sechs oder sieben Jahre alt war, bestand im Grunde genommen keine Chance mehr, je Teil einer Familie zu werden. Für die meisten von ihnen war das sogar gut. Sie hatten erlebt, wie Familien sein konnten, und zogen deshalb die Alternative vor. Zumindest die meisten.

Will allerdings gab nie auf. Am Besuchstag stand er vor dem Spiegel, kämmte sich die Haare, strich sich seinen widerspenstigen Wirbel glatt und versuchte sich das Aussehen eines Jungen zu geben, den man gern mit nach Hause nahm. Sie hatte ihn heftig schütteln und ihm sagen wollen, dass er nie adoptiert werden würde, dass kein Mensch ihn wolle. Einmal hätte sie es beinahe getan, aber da war etwas in seinem Gesichtsausdruck, eine Hoffnung, in die sich bereits die Erwartung der Vergeblichkeit mischte, die sie dann

doch davon abhielt. Anstatt ihn zu schlagen, hatte sie ihn wieder zum Spiegel geführt und ihm beim Kämmen seiner Haare geholfen.

Angie drehte die Dusche ab und wickelte sich in ein Badetuch. Sie lächelte, als sie sich daran erinnerte, wie sie Will zum ersten Mal im Gemeinschaftsraum gesehen hatte. Er war acht Jahre alt, mit blonden Locken und einem schön geschwungenen Mund. Seine Nase steckte immer in einem Buch. Zuerst hatte Angie angenommen, er sei ein Streber, aber später fand sie dann heraus, dass Will die Wörter nur anstarrte und versuchte, ihnen einen Sinn zu entlocken. Die Ironie war, dass er die Wörter mochte und Bücher und Geschichten und alles, was ihn aus seiner Umgebung riss, liebte. In einem der seltenen Augenblicke der Offenheit hatte er ihr einmal erzählt, dass sich in einer Bibliothek zu befinden für ihn so sei, wie an einem mit all seinen Lieblingsspeisen gedeckten Tisch zu sitzen und sie nicht essen zu können. Und dass er sich dafür hasste.

Auch jetzt konnte er noch nicht akzeptieren, dass seine Legasthenie etwas anderes war als sein persönliches Versagen. Egal, wie sehr Angie ihm bedrängte oder sogar anflehte, er wollte keine

171

professionelle Hilfe in Anspruch nehmen. Als sie ihn kennenlernte, wandte Will bereits alle möglichen Tricks an, um sein Problem zu verschleieren, und Angie bezweifelte, dass seine Lehrer je auf den Gedanken kamen, er könne etwas anderes als langsam von Begriff sein. In seiner jetzigen Arbeit war es nicht anders. Er benutzte farbige Aktendeckel, um die Fälle optisch unterscheiden, und verschiedene Papierarten, um sie anhand der Oberflächenbeschaffenheit finden zu können.

In der Schule war Angie diejenige gewesen, die seine Aufsätze schrieb und Diktate über Themen, die sie überhaupt nicht interessierten, über sich ergehen ließ. Sie war diejenige, die Nacht für Nacht das Geräusch seines Kassettenrecorders hören musste, wenn er Hörbüchern lauschte und ganze Passagen auswendig lernte, damit er am nächsten Tag in der Stunde etwas beitragen konnte. Bis zum Abschluss hatte er zehnmal so hart gearbeitet wie jeder andere und schaffte die Prüfung dennoch nur mit Ach und Krach. Und dann ging er aufs College.

Angie hatte nie verstanden, warum ihm das alles so wichtig war. Mit seiner Größe und seinem guten Aussehen hätte Will genau zu dem Typ von Herzensbrecher werden können, mit dem Angie immer durchbrannte. Stattdessen war er still, schüchtern, die Sorte Mann, die sich in das erstbeste Mädchen verliebte, das sich von ihm vögeln ließ. Wobei Will nicht in Angie

verliebt war. Natürlich liebte er sie, aber verliebt zu sein und jemanden zu lieben, waren zwei Paar Stiefel. Er wollte sie wegen ihrer Vertrautheit, genau so, wie er immer in dieselben Restaurants gehen und die gleichen Lebensmittel kaufen wollte. Sie war eine bekannte Größe, ein sicherer Tipp. Ihre Beziehung war eher die eines überfürsorglichen Geschwisterpaars, das zufällig auch Sex miteinander hatte.

Wobei Sex nie einfach zwischen ihnen war. Will hatte nun wirklich die Ausstattung dafür, aber es war ein Riesenunterschied, ob man wusste, wie man einen Hammer halten muss und ob man damit auch bei jedem Schlag den Nagel auf den Kopf

172

traf. Im Lauf der Jahre hatten sie sich von diesem ersten, linkischen Mal in der Kammer des Hausmeisters im Obergeschoss des Kinderheims eher zurückentwickelt, so dass es, wenn sie Sex hatten, eher war wie zwischen zwei unbeholfenen Kindern, die es heimlich hinter dem Rücken ihrer Eltern taten, als zwischen zwei Erwachsenen. Sie hatten immer das Licht aus und fast alle Kleider an, als wäre Sex etwas, wofür man sich schämen müsste. Der dreiteilige Anzug, den Will an diesem Abend trug, hätte sie nicht überraschen dürfen. Je mehr Kleidungsstücke er anhatte, umso glücklicher war Will.

Das war eine Art kosmischer Witz, denn Angie wusste, dass sich unter seinen Kleidern ein wunderbarer Körper verbarg. Sie spürte seine Rückenmuskeln, wenn er sich anspannte, die Wölbung seines Pos in ihren Händen, seine starken Waden an ihren Fußsohlen, wenn sie sich ihm entgegenstemmte.

Ja, er schämte sich seines Körpers, als sagten seine Narben etwas Schlechtes über ihn aus und nicht über die Menschen, die sie verursacht hatten. In den letzten zwölf Jahren hatte sie ihn kein einziges Mal völlig nackt gesehen. Und genau darum war es in ihrem letzten Streit gegangen. Sie waren, wie an diesem Abend, in seiner Küche gewesen. Will lehnte an der Anrichte, und Angie saß am Tisch und schrie ihn an.

»Ist dir eigentlich bewusst«, schimpfte sie, »dass ich keine Ahnung habe, wie du aussiehst?«

Er spielte den Verwirrten. »Du siehst mich doch jeden Tag.«

Angie schlug mit der Faust auf den Tisch, und Will zuckte zusammen. Will hasste laute Geräusche, nahm sie als Signal, dass man ihm gleich wehtun würde, obwohl er über genügend Kraft verfügte, um sich zu verteidigen. Das Ticken der Uhr im Wohnzimmer war deutlich zu hören im darauffolgenden Schweigen. Schließlich nickte er und sagte: »Okay.« Dann

knöpfte er sein Hemd auf. Er trug natürlich ein Unterhemd, und sie stand auf und legte ihre Hände auf seine, als er anfing, es über den Kopf zu ziehen.

173

Sie war diejenige. Sie war diejenige, die ihn nicht anschauen, die es nicht ertragen konnte, die Zeugnisse all dessen zu sehen, was er durchgemacht hatte. Seine Narben gehörten nicht ihm allein, sie waren Erinnerungen an ihrer beider Kindheit, Symbole für die Männer, die sie missbraucht hatten, für die Mutter, die eine Nadel ihrer eigenen Tochter vorzog. Angie konnte sich mit einem völlig Fremden nackt auf dem Rücksitz eines Autos wälzen, aber sie ertrug es nicht, den Körper des Mannes zu betrachten, den sie liebte.

»Nein«, sagte sie zu ihm. »Ich schaffe das nicht mehr.«

»Wer ist der Kerl?«, fragte er. Da war immer ein Kerl.

Am nächsten Tag rief Angie seine Chefin, Amanda Wagner, an und sagte ihr, sie solle nach dem Kassettenrecorder suchen, den Will immer in seiner Tasche hatte, damit er ihre Unterhaltungen aufnehmen konnte.

»Und ich dachte immer, Sie seien seine Freundin«, erwiderte Amanda. Angie gab ihr eine barsche Antwort, aber in ihrem Herzen wusste sie, dass es das Richtige gewesen war, das Richtige für Will. Wenn er je eine Chance haben wollte auf ein richtiges Leben, auf irgendeine Form von Glück, dann musste er sie sich selbst erarbeiten. Trotzdem brach sie in Tränen aus, kaum dass sie den Hörer aufgelegt hatte. Vielleicht war es ihm gut gegangen da oben in seiner Bergenklave. Doch Angie hatte ihn sehr vermisst. In Wahrheit hatte sie sich nach ihm gesehnt wie ein dummes Schulmädchen.

Und dann hatte die Schlampe ihn nach Atlanta zurückversetzt. Er sei zu gut in seinem Job, um in den Hügeln zu versauern, hatte Amanda behauptet.

Außerdem möge sie Will zu sehr, um ihn lange von sich fernzuhalten. Was Will anging, so war sie die größte Annäherung an eine Mutter, die er je gehabt hatte. Sie taten so, als hassten sie einander, zwei rivalisierende Kater, die einander argwöhnisch umkreisten, aber Angie wusste, dass sie auf ihre eigene, gestörte Art ein Team waren. Sie erkannte die Zeichen.

173

Zugute halten musste man Amanda, dass sie Angie angerufen und sie über die Rückversetzung informiert hatte. »*Your boy-friend is back.*«

Klugscheißerin, die sie war, hatte Angie den Song beendet: »*Hey-la, hey-la.*«

Obwohl Angie schon seit Wochen wusste, dass Wills neues Büro sich in ihrem Gebäude befand, und sich darauf vorbereitet hatte, ihm irgendwann einmal über den Weg zu laufen, war sie völlig überrumpelt, als er an diesem Morgen aus dem Aufzug stieg. Ihn mit diesem Arschloch Michael Ormewood zu

sehen, war wie ein Schlag in die Magengrube. Danach hatte Angie sich den ganzen Tag eine Ausrede für einen Besuch bei ihm überlegt. Sie wusste, dass er nach der Arbeit direkt nach Hause fahren würde. Er hatte keine Rendezvous, und soweit Angie wusste, war er, bis auf eine andere kleine Schlampe aus dem Kinderheim, die ihm einen heruntergeholt hatte, nie mit einer anderen Frau zusammen gewesen.

Im Verlauf des Tages wurde ihr beinahe schlecht vor Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Nach der Verhaftung von drei Stechern, die das Pech gehabt hatten, sich aus der Schlange von Mädchen vor dem Schnapsladen »Robin« auszusuchen, hatte sie sich von der Tussi, die ihr gegenüber arbeitete, einen Block mit rosa Notizzetteln geklaut, weil sie wusste, dass der grelle Hintergrund Will das Lesen einfacher machen würde. In sorgfältigen Blockbuchstaben hatte sie John Shelleys Namen darauf geschrieben und war dann direkt zu Wills Haus gefahren, bevor sie zu lange darüber nachdenken und ihre Meinung vielleicht ändern konnte. Sie kannte sein Mienenspiel nur zu gut, und an seinem Gesichtsausdruck hatte sie sofort gemerkt, was er dachte, als sie ihm den Zettel gab: *Das ist also der Kerl, der Nächste, wegen dem du mich verlassen wirst.*

Angie wischte den Dampf vom Badspiegel, sah ihr Spiegelbild und mochte überhaupt nicht, was sie sah. John hatte gesagt, sie sei hübsch, aber er sah nur die Oberfläche. Darunter war sie

174

eine alte Schlampe, eine elende Hexe, die jedem, den sie traf, nur Leid brachte. Will zerbrach sich den Kopf wegen John Shelley, aber weiter daneben hätte er nicht liegen können. Es war nur eine Frage der Zeit, bis Will die Wahrheit herausfand. Er konnte kaum ein Buch lesen, aber die Zeichen lesen konnte er mehr als deutlich. Was Angie in ihrem Leben so ziemlich am meisten bedauerte, waren nicht die elf Männer oder ihre komatöse Mutter und nicht einmal der Kummer, den sie Will regelmäßig bereitete. Was sie am meisten bedauerte, war die Tatsache, dass sie mit diesem Arschloch Michael Ormewood geschlafen hatte.

174

Kapitel 23

**7. Februar 2006 7.36 Uhr**

Will schaute auf sein Handy, um auf der Digitalanzeige die Zeit abzulesen. Verspätungen waren für ihn immer ein Zeichen von Unhöflichkeit. Es sagte einem, dass die Zeit des anderen wichtiger war als die eigene. Amanda

Wagner wusste das natürlich sehr genau. Sie war in ihrem ganzen Leben noch nie pünktlich gewesen.

»Kann ich Ihnen irgendwas bringen?«, fragte Caroline. Amandas Sekretärin war eine hübsche junge Frau, mehr als tüchtig und offensichtlich völlig immun gegen die scharfe Zunge ihrer Chef. Soweit Will wusste, war Caroline die einzige Frau, die je mehr als eine Stunde mit Amanda Wagner zusammengearbeitet hatte.

Er sagte: »Nein, vielen Dank, aber«, Caroline wartete, während Will den rosa Post-it-Zettel aus der Tasche zog, »können Sie die Akte dieses Mannes für mich heraussuchen? Inoffiziell, wenn's geht.«

Sie verstand sofort, was er meinte, dass sie die Recherche vor Amanda geheim halten sollte. Carolines Augen blitzten auf. »Bis wann brauchen Sie sie?«

»Lieber früher als später.« Sie salutierte und kehrte an ihren Schreibtisch zurück. Will starrte die leere Tür an. Am liebsten hätte er Caroline zurückgerufen und sie gebeten, die ganze Sache zu vergessen. Angie hatte recht mit den Bauchgefühlen, und obwohl Will diesen Jonathan Shelley nie kennengelernt hatte, ließ schon der Name des Man-

175

nes bei ihm die Alarmglocken schrillen. Vielleicht war Will einfach nur eifersüchtig. Vielleicht war er müde. Angie hatte mal wieder recht gehabt, und zwar in Bezug auf die Gefahren, wenn man einem Hund zu viel Käse zu fressen gab. Will hatte auf die harte Art erfahren müssen, dass es fast unmöglich war zu schlafen, wenn man mit einem furzenden Chihuahua das Bett teilte.

Will saß in einem der beiden Sessel vor Amandas Schreibtisch. Wie seine Benutzerin war der Schreibtisch von einer peniblen Ordnung. Papiere lagen in sauberen Stapeln in den Eingangs und Ausgangskörben. Telefondatenblätter klebten in gerader Linie auf der Schreibunterlage.

Die Wände des Büros schmückten gerahmte Erinnerungen an Amandas Erfolge: der Bürgermeister von Atlanta, der ihr einen Orden verleiht. Bill Clinton, der ihr die Hand schüttelt. Einige Polizeichefs von South Georgia, die sie im Verlauf einer Geiselnahme gerettet hatte. Es gab diverse Ehrenmedaillen für treue Dienste wie auch ein ganzes Regal mit ihren Schützentrophäen.

Nach zwanzig Jahren Arbeit beim GBI im Bereich taktischer Verhandlungen hatte Amanda Wagner Lust verspürt auf eine Veränderung. Ihre Vorgesetzte hatte ihr die Entscheidung überlassen. Typischerweise hatte sie sich in den Kopf gesetzt, dass sie etwas ändern wolle, und nach einem Jahr war sie Chef in

eines Teams, das sie selbst ins Leben gerufen hatte, die Einheit zur Verbrechensfrüherkennung und -bekämpfung: das Special Criminal Apprehension Team. Nie war ein Name angemessener für die Gruppe, die sie zusammengestellt hatte.

Die zehn Männer, die Amanda als ihre Untergebenen auswählte, waren fast alle wie Will: junge Männer, die sich schon eine Weile bei der Truppe befanden und bewiesen hatten, dass sie mit anderen nicht unbedingt gut auskamen. Ihre Vorgesetzten schätzten sie als schwierig ein, aber es gab nie etwas, das eine offizielle Verwarnung, geschweige denn eine Entlassung gerechtfertigt hätte. Sie waren allerdings gute Polizisten, Männer, die als Erwachsene versuchten, das Unrecht zu korrigieren, das

176

sie als Kinder erfahren hatten. Amanda besaß ein beinahe schon unheimliches Gespür für gebrochene Charaktere, für Männer, die etwas in ihrer Vergangenheit hatten, das sie zur leichten Beute für ihre Pseudobemutterung machte. Will konnte sich gut vorstellen, wie Amanda ihre sorgfältig zusammengestellte Liste potentieller Rekruten Susan Richardson, ihrer Chefin in der Zentrale, präsentiert hatte. Wahrscheinlich hatte Susan die Liste angeschaut wie man eine Katze anschaut, wenn sie einen toten Vogel anschleppt. »Ja, vielen Dank, aber bitte entschuldigen Sie, dass ich würgen muss.«

Will rutschte auf seinem Stuhl hin und her und blickte immer wieder auf sein Handy. Er hatte zwar eine Uhr am Handgelenk, aber nur als Eselsbrücke, die im half, zwischen links und rechts zu unterscheiden. Als er heranwuchs, hatte er alle möglichen Tricks gelernt, um sein Problem zu kaschieren. Angie hatte ständig auf ihn eingeredet, ihm gesagt, dass er sich deswegen nicht schämen müsse. Er schämte sich nicht. Er wollte ganz einfach nicht noch etwas haben, das ihn von allen anderen unterschied. Und auf keinen Fall wollte er Amanda noch mehr Munition liefern. Seitdem sie sich kannten, versuchte sie, hinter seine Fassade zu schauen, und würde er diese spezielle Information preisgeben, wäre das so, als würde er einem hungrigen Wolf die Kehle darbieten.

Er schaute aus dem Fenster, sah Vögel im Wind dahinsegeln. Amanda hatte im Marietta Building gearbeitet, als Will zu den Methamphetaminfreaks in die Berge geschickte wurde. Vor über einem Jahr war sie in die City Hall East umgezogen, und ihr Eckbüro gewährte ihr einen Blick über Atlanta. Es lag direkt neben dem Aufzug, so dass sie ihre Nase in alles stecken konnte, was in dem Gebäude so vor sich ging. Caroline saß im Vorzimmer, aber Amanda

schloss die Tür zwischen den beiden Büros nie. Jetzt im Augenblick konnte er die Sekretärin am Computer tippen hören. Wenn sie auch nur einen Hauch von Selbstachtung besaß, dann arbeitete sie an ihrem Lebenslauf.

177

»Hallo, Will.« Amanda hatte sich angeschlichen, während er zum Fenster hinausstarnte. Im Vorbeigehen drückte sie ihm die Hand auf die Schulter.

»Dr. Wagner.«

Sie nahm hinter ihrem Schreibtisch Platz und sagte auf die gleiche automatische und bedeutungsleere Art, wie die Leute »Entschuldigung« sagen, wenn sie mit einem zusammenstoßen. »Tut mir leid wegen der Verspätung.«

Er sah zu, wie sie ihre Telefondaten überflog und ihm dabei ihre sorgfältig frisierte Salz-und-Pfeffer-Haarkrone darbot. Amanda war vermutlich Mitte fünfzig, eine kleine Frau, eins sechzig, wenn's hochkam. Ihre Präsenz jedoch füllte jeden Raum aus, und sie stolzierte auf eine Art, die jeden Stierkämpfer neidisch gemacht hätte. Am linken Ringfinger trug sie einen schlichten Diamantring. Will wusste allerdings, dass sie gegenwärtig nicht verheiratet war. Sie hatte keine Kinder, oder vielleicht hatte sie sie gefressen, als sie noch sehr klein waren. Amanda war extrem verschwiegen, was ihr Privatleben anging -ein Luxus, den sie anderen nicht zugestand. Will stellte sie sich außerhalb der Arbeit so vor, wie er sich als Kind seine Lehrer vorgestellt hatte: dass sie abends in ihre Höhlen unter dem Schulgebäude krochen und sich beim Einschlafen ausmalten, wie sie am nächsten Tag ihre Schüler quälen würden. Will stellte sich auch vor, wie Amanda sich jeden Morgen für die Arbeit fertig macht: dass sie sich die Brust rasierte, ihren Schwanz zwischen die Beine klemmte und ihre gespaltenen Hufe in ihre zierlichen Pumps zwängte.

»Ich nehme an, ich muss Sie jetzt Dr. Trent nennen?«, sagte sie, ohne von ihren Nachrichten aufzusehen.

Während seines Exils in den Bergen war Will nicht untätig geblieben, wusste er doch mit ziemlicher Sicherheit, dass Amanda ihn irgendwann aus dem Büro in Exworth wieder abziehen und unter ihre Fittiche nehmen würde. Die Fernuniversität in Florida hatte ihn die Arbeit online und in seinem eigenen Tempo

177

machen lassen, und der Staat erkannte seinen Abschluss in Kriminologie trotz der zweifelhaften Herkunft an.

Er verriet ihr die Wahrheit. »Ich habe nur versucht, in eine Gehaltsklasse zu kommen, die Ihr Budget übersteigt.«

»Was Sie nicht sagen«, meinte sie, zog einen goldenen Füller heraus und schrieb etwas auf eine der Nachrichten.

Will blickte auf die Narbe an seiner Hand, wo Amanda ihn mit einer Nagelpistole getroffen hatte. Dann sagt er: »Schöner Füller.«

Sie hob eine Augenbraue und lehnte sich zurück. Eine ganze Weile verging, bevor sie ihn fragte: »Wo genau in Florida liegt eigentlich Two Egg?«

Er verkniff sich ein Lächeln. Er hatte sich die Uni vorwiegend wegen des lächerlichen Ortsnamens ausgesucht. »Ich glaube, es liegt in der Nähe des malerischen Withlacoochee River, Ma'am.«

Anscheinend glaubte sie ihm kein Wort. »Aber natürlich.«

Will schwieg, ein Hummer, der im Aquarium begutachtet wird.

Sie steckte die Kappe wieder auf den goldenen Füller und legte ihn parallel zur Schreibunterlage. »Sie nehmen das jetzt aber nicht auf, oder?«

»Heute nicht, Ma'am.« Will fiel es schwer genug, getippte Dokumente zu lesen, aber seine Handschrift ähnelte eher dem linkischen Gekritz, das man auf Kindergartenmauern findet. Amanda neigte dazu, lange Aufgabenlisten zu erstellen. Die einzige Möglichkeit, sich das alles zu merken, bestand für Will darin, ihre Worte aufzunehmen und sie dann zu Hause in aller Ruhe in den Computer zu tippen. Zwei Jahre zuvor hatte sie ihn dabei auf frischer Tat ertappt. Amanda ließ ihre Gespräche nicht gerne ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis aufnehmen, und natürlich hatte sie angenommen, dass Will es mit hinterlistiger Absicht tat. Auf keinen Fall hatte er ihr von seinem Leseproblem erzählen wollen, und auch wenn er sich dazu hätte überwinden

178

können, hätte Amanda ihn zum Nordpol geschickt, noch bevor er seine Schneeschuhe hätte anziehen können.

»Nun gut«, sagte sie, »berichten Sie mir von Ihrem Fall.«

Will gab ihr einen Überblick über das wenige, was er hatte. Er skizzierte die Fallakten der drei Mädchen, die er gefunden hatte, und sagte, er glaube, dass zwischen zweien eine Verbindung bestehe. Er berichtete ihr, dass er von Aleesha Monroe, der ermordeten Prostituierten, in den GBI-Tagesmeldungen gelesen habe, die kurz über im Bundesstaat verübte Verbrechen berichteten. Dem Dienstweg entsprechend habe er Lieutenant Ted Greer gebeten, an dem Fall mitarbeiten zu dürfen, und sei Michael Ormewood, dem Leiter der Ermittlungen, zugewiesen worden. Als er zu der Sache mit Ormewoods toter Nachbarin kam, unterbrach ihn Amanda.

»Die Zunge wurde abgebissen?«

»Ich bin mir nicht sicher, wie sie entfernt wurde«, antwortete Will. »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie sich heute Morgen verspäten, hätte ich mir zuvor noch die Zeit nehmen können, mit dem Gerichtsmediziner über diesen Aspekt zu sprechen, um auf unser Treffen besser vorbereitet zu sein.«

»Jammern Sie nicht, Dr. Trent. Das steht Ihnen nicht.« Ihre Stimme klang sanft und versöhnlich, aber an ihrem Lächeln merkte er, dass sie ihm einen Treffer zugestand. Dass er dieses Spiel überhaupt mitspielte, bedeutete, dass sie bereits gewonnen hatte.

Amanda kehrte zu dem Fall zurück. »Bei den vorhergehenden Verbrechen wurden die Zungen nicht vom Tatort entfernt?«

»Nein, Ma'am«, antwortete Will. Bei dem ersten Mädchen wurde die Zunge nicht völlig durchtrennt. Das zweite Mädchen hielt die ihre in der Hand, als es gefunden wurde, aber es war bereits zu spät, um noch etwas zu tun. Monroes Zunge lag auf der Treppe. Wahrscheinlich ausgespuckt. Cynthia Barretts Zunge wurde am Tatort nicht gefunden.«

»Haben Sie das Barrett-Haus durchsucht?«

179

»Das haben die Beamten des DeKalb County getan«, sagte Will. »Soweit mir bekannt ist, wurde nichts Ungewöhnliches gefunden.

»Soweit Ihnen bekannt ist?«, wiederholte sie.

»Ich wollte den Kollegen nicht auf die Zehen treten.«

»Wahrscheinlich vernünftig«, gab Amanda zu. Das DeKalb County stand noch immer unter der strikten Kontrolle einer Handvoll Männer, die nicht wollten, dass der Staat - oder sonst jemand - sich bei ihnen einmischt. Sechs Jahre zuvor war der frisch gewählte Sheriff des County, Derwin Brown, in seiner Auffahrt erschossen worden, als er gerade Weihnachtsgeschenke aus dem Auto zu seinem Haus trug. Das Ganze war drei Tage vor seiner Vereidigung und offiziellen Amtseinführung passiert. Der scheidende Sheriff, Sidney Dorsey, hatte sich mit seinem Amtsverlust nicht abfinden können.

Amanda holte eine Akte aus der obersten Schublade ihres Schreibtisches und schlug sie auf. »Was halten Sie von diesem Michael Timothy Ormewood?«

»Ich habe mir noch keine Meinung gebildet«, antwortete Will, weil er davon ausging, dass sie, wenn sie sich Ormewoods Personalakte hatte bringen lassen, bereits mehr wusste als er.

Sie las laut vor, während sie mit dem Finger die Zeilen entlangfuhr. »Kam aus der Army. Sechzehn Jahre bei der Polizei von Atlanta. Arbeitete sich hoch vom Streifenpolizisten zu seiner goldenen Marke. Neunundneunzig eine

Anschuldigung wegen exzessiver Gewaltanwendung.« Sie tat den Vorwurf mit einer Handbewegung wie beim Masturbieren ab. »Ziemlich rasanter Aufstieg. Drogendezernat - nicht lange, war ihm wahrscheinlich zu langweilig -, Sitte und jetzt das Morddezernat. Keine Collegeausbildung.« Sie warf Will einen Blick zu. »Also spielen Sie sich ihm gegenüber nicht mit Ihrem Two-Egg-Abschluss auf, Dr. Trent.«

»Ja, Ma'am.«

Sie blätterte um. »Belobigung wegen Rettung eines Zivilis

180

ten. Sogar Sie haben so eine bekommen. Die werden verteilt wie Bonbons.« Sie klappte die Akte zu. »Ansonsten nichts Besonderes. Trägt beige und hält die Klappe.« Das war ein stehender Ausdruck, den sie für Polizisten benutzte, die ihre Arbeit taten und ansonsten auf ihre Pensionierung warteten, und kein Kompliment.

»Sonst noch was?«, fragte Will, weil er sehr genau wusste, dass da noch etwas war.

Sie lächelte. »Ich habe einen Freund in Uniform angerufen.« Amanda hatte überall Freunde. In Anbetracht ihrer Persönlichkeit fragte sich Will, wie diese Beziehungen wohl aussahen und ob sie mit Freund jemanden meinte, den sie an den Eiern hatte. »Ormewood arbeitete beim Nachschub, als er in Kuwait war. Schaffte es nie über den Rang eines einfachen Soldaten hinaus.«

Will war etwas überrascht. »Tatsächlich?«

»Er wurde ehrenvoll entlassen, und mehr hätte die Polizei von Atlanta auch nie erfahren - oder auch interessiert. Mein Freund sagt, dass er in seiner zweiten Woche in Übersee verwundet wurde und man nie herausfand, wer auf ihn geschossen hatte.«

»Hatte er sich die Wunde selbst beigebracht?«

Sie zuckte die Achseln. »Würden Sie sich nicht in den Fuß schießen, um aus diesem Höllenloch herauszukommen?«

Will hätte sich in den Fuß geschossen, um aus Amandas Büro herauszukommen.

»Und?« Amanda legte die Handflächen aneinander und lehnte sich zurück.

»Schlachtplan?«

»Ich muss mit Ormewood reden. Es kann kein Zufall sein, dass das in seinem eigenen Hinterhof passiert ist.«

»Glauben Sie, dass er dem Täter im Monroe-Fall zu sehr auf die Pelle gerückt ist?«

»Cynthia Barretts Leiche war noch frisch, als wir dort ankamen, wahrscheinlich nicht mehr als eine Stunde alt. Ich war den ganzen Vormittag mit Ormewood zusammen, und meiner An

181

sieht nach haben wir da keine großen Fortschritte im Monroe-Fall gemacht, geschweige denn jemandem so zugesetzt, dass der in sein Auto springt, zu Ormewoods Haus fährt und seine Nachbarin umbringt.«

Amanda nickte nur, er solle fortfahren.

»Wir haben mit Monroes Zuhälter gesprochen. Er kam mir nicht vor wie jemand, der sich selbst um eine gute Einkommensquelle bringt, aber natürlich werde ich ihn mir heute noch einmal vorknöpfen.«

»Und?«

»Und wie gesagt, ich werde noch einmal mit Ormewood reden, ihn fragen, ob er in der Nacht des Mordes an Monroe irgendetwas Ungewöhnliches gesehen oder getan hat.«

»Ist er heute im Dienst, oder hat er sich wegen des Todesfalls Sonderurlaub genommen?«

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Will. »Egal, wo er ist, ich werde ihn finden.«

Sie nahm eine ihrer Nachrichten zur Hand. »Ein Leo Donnelly hat versucht, an Ihre Personalakte zu kommen.«

»Das überrascht mich nicht.«

»Ich habe sie versiegelt«, sagte sie. »Kein Mensch hat in Ihrer schmutzigen Wäsche herumzuschnüffeln.«

»Kein Mensch außer Ihnen«, korrigierte sie Will. Im Aufstehen sah er auf seine Armbanduhr. »Wenn das dann alles ist, Dr. Wagner?«

Sie streckte die Hände aus. »Aber natürlich, Dr. Trent. Gehet hin und sieget.«

181

Kapitel 24

8.56 Uhr

John hatte unbedingt seine Schuhe loswerden müssen. Er war sich nicht sicher, ob er irgendwelche Fußabdrücke hinterlassen hatte, aber er wollte kein Risiko eingehen. Zurück in seiner Absteige, hatte er die Sohlen mit einem Messer zerschnitten, um das Waffelmuster zu ändern. Da er seinem Glück nicht traute, war er in den Bus gestiegen, hatte bar bezahlt, um mit seiner Monatskarte keine verräterischen Spuren zu hinterlassen, und war zum Cobb Parkway in Marietta gefahren. Dort war er eine Stunde lang herumgelaufen und hatte seine Füße über den heißen Asphalt geschleift, um das Profil noch ein wenig mehr zu manipulieren.

Im Target hatte er sich ein neues Paar Turnschuhe gekauft -sechsundzwanzig Dollar, die er sich kaum leisten konnte - und dann die alten in einen Müllcontainer hinter einem schäbig aussehenden chinesischen Restaurant geworfen. Sein Magen hatte geknurrt bei den Gerüchen, die aus der Küche kamen. Sechsundzwanzig Dollar. Er hätte sich dafür ein schönes Essen leisten, es sich von der Kellnerin bringen, sein Glas mit Eistee nachfüllen lassen, und mit ihr über das verrückte Wetter reden können.

Aller Tee dieser Welt war es nicht wert, wieder ins Gefängnis zu gehen. O Mann, in was für eine gottverdammte Scheißlage war er nur geraten. Er schauderte, als er daran dachte, wie sich die Zunge angefühlt hatte, als er sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. Trotz des Latexhandschuhs konnte er die Beschaf

182

fenheit des Dings spüren, seine Wärme, weil es sich eben noch in der Mundhöhle befunden hatte. John musste würgen und hielt sich die Hand vor den Mund. Sie war völlig unschuldig gewesen, war nur ein kleines neugieriges, beeinflussbares Mädchen.

Johns einziger Trost war der Gedanke an Michael Ormewoods Gesicht, wenn er in seine Garage ging, um die Pornohefte zu holen, die er ganz unten in seiner Werkzeugkiste versteckte, und dort sein altes Messer neben der Zunge des jungen Opfers fand.

»Shelley!«, schrie Art. John schnellte in die Höhe. Er hatte neben einer Limousine gekniet und Fliegendreck von der vorderen Stoßstange gerubbelt. »Sir?«

»Ein Besucher.« Art deutete mit dem Kopf in den hinteren Teil des Gebäudes. »Aber vorher ausstempeln.«

John stand wie erstarrt da. Ein Besucher. Ihn besuchte doch niemand. Er kannte keinen Menschen.

»Yo, yo«, murmelte Ray-Ray. Seit dem Vorfall mit der Nutte herrschte zwischen ihnen ein unheimlicher Friede.

»Ja?«

»Es ist ein Mädchen.« Kein Bulle, das war es, was er meinte. Ein Mädchen, überlegte John, und seine Gedanken rasten. Das einzige Mädchen, das er kannte, war Robin.

»Danke, Mann«, sagte er zu Ray-Ray, steckte sich das T-Shirt in die Hose und ging in den hinteren Teil der Waschanlage. Beim Ausstempeln sah er sich im Spiegel über der Stechuhr. Trotz der kühlen Luft hatte er Schweißtropfen auf der Stirn. Mann, wahrscheinlich stank er auch nach Schweiß.

John fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und öffnete die Hintertür. Sein erster Gedanke war, dass das Mädchen, das dort stand, nicht Robin war, und sein zweiter, dass es eigentlich kein Mädchen war, sondern eine Frau. Joyce.

Er war nervöser, als wäre es tatsächlich die Prostituierte gewe

183

sen, die ihm einen Besuch abstattete, und er schämte sich wegen der billigen Klamotten, die er anhatte. Joyce trug einen eleganten Hosenanzug, den sie mit Sicherheit nicht bei einem Discounter erworben hatte. Die Sonne zauberte kastanienbraune Glanzlichter auf ihr Haar, und er fragte sich, ob es Strähnchen waren oder ob ihre Haare schon immer so ausgesehen hatten. Er erinnerte sich, wie Joyces Gesicht sich verzerrte, wenn sie wütend auf ihn war, an das Lächeln, das ihre Lippen umspielte, wenn sie ihn zwickte, an das Feixen, wenn sie ihn schlug, weil er sie an den Zöpfen gezogen hatte. Doch er erinnerte sich nicht an die Farbe ihrer Haare, als sie noch Kinder waren.

Sie begrüßte ihn mit einer Frage: »In was bist du verwickelt, John?«

»Wann hast du wieder angefangen zu rauchen?« Sie nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette in ihrer Hand und warf sie dann auf den Boden. Er sah zu, wie sie die Kippe mit der Schuhspitze austrat und sich dabei wahrscheinlich vorstellte, es sei sein Kopf. Sie stieß den Rauch aus. »Beantwortete meine Frage.« Er schaute sich um, obwohl er wusste, dass sie allein waren. »Du solltest nicht hier sein, Joyce.« »Warum beantwortest du meine Frage nicht?«

»Weil ich nicht will, dass du etwas damit zu tun hast.« »Du willst nicht, dass ich etwas damit zu tun habe«, wiederholte sie ungläubig. »Aber mein Leben hat damit zu tun, John. Ob ich es will oder nicht, du *bist* mein Bruder.«

Er spürte ihre Wut wie Hitze, die von ihrem Körper abstrahlte. Es wäre ihm fast lieber gewesen, sie hätte ausgeholt und ihn geschlagen, hätte auf ihn eingepürgelt, bis ihre Fäuste schmerzten und ihre Wut verraucht war.

Sie sagte: »Wie kannst du Kreditkarten haben, wenn du im Gefängnis bist?« »Ich weiß es nicht.« »Ist es erlaubt?«

183

»Ich...« Er hatte über diese Frage noch gar nicht nachgedacht. »Bargeld darf man keins haben, aber...« Er versuchte, es zu Ende zu denken. Man konnte eine Verwarnung bekommen oder sogar in Einzelhaft geraten, wenn man im Gefängnis Bargeld besaß. Alles, was man in der Kantine kaufte, wurde über das interne Konto abgerechnet, und es war nicht erlaubt, sich irgendetwas per Post zu bestellen.

»Ich weiß es nicht.«

»Ist dir klar, dass Paul Finney, falls er irgendwas rausfindet, dich vor einem Zivilgericht bis auf den letzten Penny verklagt?«

»Da ist nichts zu holen«, sagte John. Seine Mutter hatte genau aus diesem Grund alles Joyce hinterlassen. Nach dem Gesetz zur Opferentschädigung konnte Mary Alices Familie alles einklagen, was John je besitzen würde. Mr. Finney war wie ein kreisender Hai, der auf einen Tropfen von Johns Blut im Wasser wartete.

Joyce sagte: »Du besitzt ein Haus in Tennessee.«

Er konnte sie nur sprachlos anstarren.

Sie zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus ihrer Jackentasche. »Elton Road neunundzwanzig in Ducktown, Tennessee.«

Er nahm das Blatt, eine Fotokopie des Originals. Oben standen die Worte »Offizielle Besitzurkunde«. Sein Name war in der Rubrik Besitzer über der Adresse des Anwesens eingetragen. »Das versteh ich nicht.«

»Du besitzt dieses Haus völlig schuldenfrei«, fuhr sie fort. »Du hast es in fünf Jahren abbezahlt.«

Er hatte in seinem Leben noch nie etwas besessen außer einem Fahrrad, und auch das hatte Richard ihm nach seiner ersten Verhaftung abgenommen. »Wie viel hat es gekostet?«

»Zweiunddreißigtausend Dollar.«

Bei dem Betrag musste John schlucken. »Woher sollte ich so viel Geld haben?«

184

»Was weiß denn ich?« Sie schrie das so laut heraus, dass er zurückwich.

»Joyce...«

Sie deutete mit dem Zeigefinger auf sein Gesicht und sagte: »Ich frage dich das jetzt nur noch einmal, und ich schwöre bei Gott, John, ich schwöre bei Mamas Grab, wenn du mich anlügst, werde ich dich so schnell aus meinem Leben tilgen, dass du nicht weißt, wie dir geschieht.«

»Du klingst wie Dad.«

»Das war's.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Warte«, sagte er, und sie blieb stehen, drehte sich aber nicht um. »Joyce - irgendjemand hat meine Identität gestohlen.«

Sie ließ die Schultern hängen. Als sie ihn schließlich wieder anschaute, sah er alles Schreckliche, womit er es je zu tun gehabt hatte, in ihr Gesicht eingegraben. Sie war jetzt ruhig, der Zorn verraucht. »Warum sollte jemand deine Identität stehlen?«

»Zur Tarnung. Um seine Spuren zu verwischen.«

»Aus welchem Grund? Und warum gerade deine?«

»Weil derjenige dachte, ich würde nie wieder herauskommen. Er dachte, ich würde für den Rest meines Lebens im Gefängnis verrotten, so dass er meine Identität benutzen könnte, um selber nicht erwischt zu werden.«

»Wer hat das gedacht? Wer tut dir das an?«

John spürte den Namen in seiner Kehle kratzen wie eine Glasscherbe.

»Derselbe, der Mary Alice umbrachte.«

Bei der Erwähnung des Namens zuckte Joyce zusammen. Sie schwiegen beide, nur das Rauschen des Wassers in der Waschanlage und das Surren der Staubsauger durchbrachen die Stille.

John zwang sich, den Abstand zwischen ihnen beiden zu verringern.

»Derjenige, der mir damals den Mord an Mary Alice in die Schuhe geschoben hat, versucht das Gleiche wieder.«

Sie hatte Tränen in den Augen.

»Ich war es nicht, Joyce. Ich habe ihr nichts getan.«

185

Ihr Kinn zitterte, sie versuchte, ihre Gefühle zu kontrollieren. »Ich war es nicht.«

Sie schluckte. »Okay«, sagte sie. »Okay.« Sie schniefte, atmete einmal tief durch. »Ich muss jetzt wieder in die Arbeit.« »Joyce...«

»Pass auf dich auf, John.« »Joyce, bitte.« »Leb wohl.«

185

Kapitel 25

9.30 Uhr

Will beobachtete Pete Hansons Hände, während der Leichenbeschauer Cynthia Barretts Bauch und Brust mit geschickten Bewegungen zunähte. Mit groben Stichen verschloss er den Y-Schnitt wieder, den er zu Beginn der Autopsie vorgenommen hatte. Während der Prozedur hatte Will sich eher auf einzelne Körperteile konzentriert als auf das Ganze, aber jetzt war nicht mehr zu verdrängen, dass Cynthia Barrett ein menschliches Wesen war, fast noch ein Kind. Mit ihrem schlanken Körper und den zarten Gesichtszügen hatte sie beinahe etwas Elfenhaftes an sich. Wie ein Mann diesem Mädchen so etwas hatte antun können, überstieg seine Vorstellungskraft.

»Das ist traurig«, sagte Pete, als könnte er Wills Gedanken lesen.

»Ja.« In dem Moment, als er die Leichenhalle betreten hatte, musste Will die Zähne zusammenbeißen. In seiner Karriere als Verbrechensbekämpfer hatte Will schon alles Mögliche gesehen, was man Menschen angetan hatte, aber es schockierte ihn immer noch, wenn ein Kind das Opfer war. Er musste dann an Angie denken, an die abscheulichen Dinge, die sie erlebt hatte, als sie noch ein

kleines Mädchen war. Bei dem Gedanken krampfte sich ihm der Magen zusammen.

Die Tür ging auf, und Michael Ormewood kam herein. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen, und an seinem Kinn klebte ein Fetzen Papiertaschentuch - offensichtlich hatte er sich beim Rasieren geschnitten.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme«, sagte Michael.

186

Will schaute auf seine Armbanduhr; es war eher ein Reflex, aber als er den Kopf wieder hob, sah er, dass Michael irritiert wirkte.

»Schon okay«, sagte Will und erkannte, dass er das Falsche gesagt hatte. So versuchte er es mit: »Dr. Hanson ist eben am Abschließen. Sie haben nichts versäumt.«

Michael schwieg, und Pete löste die Spannung mit den Worten auf: »Ihr Verlust tut mir sehr leid, Detective.«

Nach ein paar Sekunden nickte Michael. Er wischte sich über den Mund und entfernte dabei das Fetzen vom Kinn. Überrascht blickte er das blutige Papier zwischen seinen Fingern an und warf es in den Abfalleimer. »Zu Hause war's ein bisschen schwierig.«

»Kann ich mir vorstellen.« Pete klopfte ihm auf die Schulter. »Mein Beileid.«

»Ja«, pflichtete ihm Will bei, weil er nicht wusste, was er sonst sagen sollte.

»Sie war ja nur eine Nachbarin, aber trotzdem...« Michaels Lächeln wirkte gekünstelt, als hätte er Schwierigkeiten, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten. »Es macht einen fertig, wenn so etwas einem so unschuldigen Kind passiert.« Will beobachtete, wie sein Blick nun zu der Leiche wanderte, sah Verzweiflung in seinen Augen aufblitzen. Michael streckte die Hand aus, als wollte er über die blonden Haare streichen, zog sie dann aber wieder zurück. Will erinnerte sich, dass Michael sich tags zuvor genauso verhalten hatte. Es war, als wäre Cynthia sein eigenes Kind, nicht das seines Nachbarn.

»Armes Baby«, flüsterte Michael.

»Ja«, pflichtete Pete ihm bei.

»Sorry, Jungs«, sagte Michael. Er räusperte sich ein paarmal, wie um sich zusammenzureißen. »Was haben Sie, Pete?«

»Ich wollte eben meine Zusammenfassung mit Agent Trent durchgehen.« Pete fing an, das Tuch, das den unteren Teil der Leiche bedeckte, zurückzuziehen.

186

Michael zuckte sichtlich zusammen. »Nur das Wichtigste, okay?«

Pete zog das Tuch wieder hoch, bis knapp unter den Hals des Mädchens, und erklärte dann: »Ich glaube, sie ist gestolpert und hat sich den Kopf

angeschlagen. Die Wucht des Sturzes zertrümmerte ihr den Schädel über der rechten Schläfe. Beim Aufprall wurde der Hals verdreht und das Rückenmark beim Wirbel C-2 durchtrennt. Der Tod trat augenblicklich ein. Ein verhängnisvoller Unfall, bis auf die fehlende Zunge.«

Michael erkundigte sich: »Wurde sie schon gefunden?«

»Nein«, antwortete Will und fragte dann Pete: »Könnten Sie die Unterschiede zwischen diesen beiden Morden erläutern?«

»Natürlich«, erwiederte Pete. »Im Gegensatz zur Prostituierten wurde bei diesem Mädchen die Zunge herausgeschnitten, nicht abgebissen.

Höchstwahrscheinlich mit einem gezackten Messer. Einem weniger Aufmerksamen wäre es vielleicht nicht aufgefallen, aber ich bin mir sicher, dass es so ist.«

Michael erkundigte sich: »Wie können Sie das feststellen?«

»Die Trennlinie verläuft nicht sauber, wie es bei Ihrem Beißer der Fall ist.« Der Arzt klapperte zur Illustration mit den Zähnen, und das Geräusch hallte durch den gefliesten Raum. »Darüber hinaus würde man bei einem Biss eine Sichelform erwarten, weil die Zähne nicht in gerader Linie im Mund stehen, sondern in einem Bogen. Wenn Sie es sich ansehen...« Er wollte eben den Mund des Mädchens öffnen, schien es sich dann aber anders zu überlegen.

»Es gibt verschiedene Ansetzspuren, offensichtlich hatte der Täter Schwierigkeiten, die Zunge richtig zu fassen. Sie rutschte ihm aus den Fingern, und die Klinge verfing sich. Aber der Kerl war fest entschlossen.

Beim dritten oder vierten Versuch schaffte er es.«

»War sie glitschig?«, fragte Will. »Von Blut? Speichel?«

»Blut dürfte nur wenig vorhanden gewesen sein, da sie zur Zeit der Verstümmelung bereits tot war. Ich vermute, er hatte Schwierigkeiten beim Greifen, weil die Zunge so klein ist. Au

187

„Berdem hätte ein erwachsener Mann wohl Probleme, mit der Hand in ihren Mund zu kommen. Er ist ebenfalls sehr klein.«

Michael nickte, aber er schien Pete gar nicht zuzuhören. Sein Blick ruhte noch immer auf dem Mädchen; eine einzelne Träne lief ihm die Wange hinab. Nur einen Augenblick lang drehte er sich um, tat so, als würde er sich die Nase reiben, und wischte sie sich dabei mit dem Handrücken weg.

»Und natürlich ist interessant, dass die Zunge fehlt«, bemerkte Pete. »In den anderen Fällen befand sich die Zunge immer beim Opfer. Vielleicht hat unser Täter sich weiterentwickelt und sammelt jetzt Souvenirs?«

»Bei Serienmörtern kommt das häufig vor«, erklärte Will, um Michael in die Gegenwart zurückzuholen. Vielleicht war der Mann einfach zu früh wieder auf seinem Posten. Angie hatte gesagt, dass er sehr kinderlieb sei. Vielleicht nahm er es wie Will einfach zu schwer, weil das Mädchen so jung war. Wahrscheinlich hatte Michael miterlebt, wie sie heranwuchs. So etwas wäre für jeden schwierig, auch ohne dass man die Kleine aufgeschnitten in der Leichenhalle liegen sah.

Michael räusperte sich noch zweimal und fragte schließlich: »Wurde sie vergewaltigt?«

Pete drückste herum, und Will war neugierig auf seine Antwort und wie diese auf Michael wirken würde. »Es gibt eindeutige Spuren eines gewaltsamen Eindringens, aber es ist schwer zu sagen, ob der Akt mit ihrem Einverständnis geschah oder nicht.« Pete zuckte die Achseln. »Wenn natürlich die Vergewaltigung erst postmortal stattfand, würde man keine Hinweise auf Vaginalverletzungen finden, da es keinen Kontraktionsreflex mehr gegeben hätte.«

Ein verkniffenes Lächeln stahl sich auf Michaels Gesicht, wie man eben lächelte, wenn man alles andere als erfreut war.

Will sagte nun: »Sie meinten, dass sie sexuell nicht unerfahren war. Vielleicht sollten wir herausfinden, ob es in ihrem Leben einen Freund gab.«

188

»Ich habe Gina gestern Abend danach gefragt«, entgegnete Michael und fügte sofort hinzu: »Gina ist meine Frau.« Will nickte, und er fuhr fort: »Cynthia ging mit keinem Jungen. Sie war ein wirklich braves Mädchen. Phil hatte nie irgendwelche Probleme mit ihr.«

Will wusste, dass der Vater ein Vertreter war, der sich zum Zeitpunkt des Mordes auf der anderen Seite des Landes aufgehalten hatte. »Wann kommt er zurück?«

»Spätestens heute Nachmittag«, antwortete Michael. »Ich würde gern früh Schluss machen, damit ich ihn befragen kann.« Er wandte sich Will zu. »Ich sage Ihnen Bescheid, wenn er irgendwas weiß, das uns weiterbringt.«

Will nickte, er verstand die Botschaft: Michael wollte allein mit dem Vater sprechen. Ein Teil von ihm war froh, dass ihm diese Aufgabe erspart blieb.

Michael fragte Pete: »Haben Sie DNS-Spuren gesichert?«

»Ein paar.«

»Ich bringe sie für Sie nach oben.«

»Danke«, sagte Pete und ging zu der Anrichte neben der Tür. Er gab Michael eine zugeklebte Papiertüte, in der sich die Röhrchen mit den DNS-Spuren aus Cynthia Barretts Vagina befanden.

Will fragte Michael: »Glauben Sie, dass eine Verbindung besteht zwischen diesen Fällen und denen, die ich Ihnen gestern gezeigt habe?«

Der Blick des anderen Mannes ruhte wieder auf Cynthia. »Keine Frage«, antwortete er. »Offensichtlich eskalierte die Sache.«

Will fragte: »Ist Ihnen seit dem Monroe-Mord irgendjemand untergekommen, der dafür in Frage kommen könnte?«

Michael schüttelte den Kopf. »Ich habe gestern Abend über nichts anderes nachgedacht. Mir fällt keiner ein, der so etwas tun würde.« Er hielt kurz inne und erklärte dann: »Ich kann mir vorstellen, es ist jemand, der den Monroe-Tatort beobachtete,

189

als ich dort auftauchte. Danach bin ich sofort nach Hause gefahren.

Wahrscheinlich hat mich derjenige verfolgt. Mein Gott!« Er schlug sich mit der Hand an die Stirn. »Es hätte Tim treffen können. Meine Frau...« Er ließ die Hand wieder sinken. »Ich habe meine Familie weggebracht. Sie sind nicht sicher, solange dieser Verrückte noch frei herumläuft.«

»Ist wahrscheinlich das Beste«, meinte Pete. Er legte Michael die Hand auf den Arm. »Es tut mir ja so leid, Detective. Es tut mir leid, dass Ihnen das alles passiert ist.«

Michael nickte, und Will sah wieder Tränen in seinen Augen. »Sie war ein gutes Mädchen«, brachte er heiser hervor. »Kein Mensch verdient so etwas, aber Cynthia...« Er schüttelte den Kopf. »Wir müssen diesen Kerl schnappen. Ich fühle mich nicht mehr sicher, bis der Gefängnisdirektor diesem Arschloch die Nadel in den Arm sticht.« Er schaute Will direkt an und wiederholte: »Ich fühle mich nicht mehr sicher.«

An Michael Ormewoods Auto gelehnt, wartete Will auf den Detective. Er klappte sein Handy auf und starrte das Display an; am liebsten hätte er Angie angerufen. Es gab da etwas, das sie ihm nicht erzählte. Er kannte sie lange genug, um zu merken, wenn sie ihm etwas verheimlichte. Er könnte sie lange anrufen und fragen, ob ihr in Bezug auf Michael sonst noch etwas eingefallen war. Angie hatte mit dem Detective zusammengearbeitet. Sie wusste über seine außerplanmäßigen Aktivitäten Bescheid. Sie musste einfach mehr wissen, als sie sagte.

»Scheiße«, murmelte Will und klappte das Handy wieder zu. Er war ein Idiot. Wahrscheinlich hatte sie mit dem Mann geschlafen. Er war genau ihr Typ: ein

verheiratetes, nicht verfügbares Arschloch, das sie ausnutzte und dann im Stich ließ.

Will atmete tief ein und wieder aus, überwältigt von seiner eigenen Dummheit. Er hatte sich den Kopf zerbrochen über John Shelley, obwohl doch Michael Ormewood der neueste Fiesling in ihrem Leben zu sein schien. Will fragte sich, ob die beiden

190

sich immer noch trafen. Sie hatten ziemlich dicht beieinander gestanden, als er sie gestern im Korridor sah. Am Abend hatte Angie allerdings nicht gerade freundlich über Ormewood geredet, als Will sie nach ihm fragte. Will war sicher, würde sie noch mit ihm schlafen, dann hätte sie es ihm in diesem Augenblick gesagt. Vielleicht aber auch nicht. Zwei Jahre waren vergangen. Die längste Zeit, die er und Angie je verbracht hatten, ohne miteinander zu reden. Möglicherweise hatte sich einiges verändert. Nein, es änderte sich nie irgendwas.

»Scheiße«, wiederholte Will. Er legte die Hände aufs Auto-dach und stützte die Stirn darauf. Was konnte er tun? Sie zur Rede stellen? Fordern, dass sie ihm sagte, was sie die letzten zwei Jahre getan hatte?

Will ließ die Hände sinken und drehte sich um, als die Tür aufging. Ormewood ging, eine Hand in der Tasche, ein kleines Lächeln im Gesicht, über den Parkplatz. Er wirkte nun nicht mehr müde. Eigentlich sah der Mann sogar sehr erfreut aus. Wahrscheinlich war er auf seinem Weg mit den DNS-Proben ins Labor an Angies Schreibtisch vorbeigegangen. Vielleicht hatten sie in der Abstellkammer sogar eine schnelle Nummer geschoben, wer wusste das schon?

»Sorry, dass es so lange gedauert hat«, sagte Michael und schloss das Auto auf. »Musste noch mit einem Mann wegen eines Hundes sprechen.«

»Schon gut«, murmelte Will und nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Er schaute aus dem Fenster und wartete, dass Michael ebenfalls einstieg und den Motor anließ. Wenn er die Zähne noch fester zusammengebissen hätte, wären sie ihm wohl aus dem Kiefer gebrochen.

Michael stützte den Arm auf Wills Rückenlehne, als er rückwärts aus der Parklücke stieß. Dann legte er den Vorwärtsgang ein, fuhr aus der Garage und grüßte den Wachmann am Tor.

»Was für ein beschissener Tag«, sagte er und setzte eine dunkle Sonnenbrille auf. »Haben Sie Kinder?«

190

»Nein«, antwortete Will und erinnerte sich, dass Michael Ormewood ihn das nun schon zum zweiten Mal fragte. Vielleicht hatte Angie ihm erzählt, dass Will keine Kinder haben wollte. Er stellte sich vor, wie sie und Ormewood im Bett lagen und sich in postkoitaler Glückseligkeit Geheimnisse anvertrautten. Würde Angie das tun? Würde sie Will derart verraten?

»Ich kann mir nicht vorstellen, was Phil im Augenblick denkt«, sagte Michael.

»Sollte Tim je etwas passieren, würde ich mich fühlen, als hätte man mir das Herz aus der Brust gerissen. Er ist ein Teil von mir, verstehen Sie?«

»Ja, das kann ich verstehen.«

»Was ist mit einer Frau«, fragte Michael weiter. »Sind Sie verheiratet?«

Will drehte sich zu ihm, versuchte herauszufinden, was Michael mit diesen Fragen beabsichtigte. »Nein«, sagte er. »Eine Freundin?«

Will wurde langsam wütend, beherrschte sich aber. »Nein.«

»Gina«, sagte Michael, scheinbar in Gedanken versunken. »Sie arbeitet im Piedmont in der Notaufnahme. Wie heißt es immer über Polizisten? Sie heiraten entweder Krankenschwestern oder Nutten?«

In Anbetracht der Tatsache, dass Michael seine letzte Dienststelle unter ziemlich zweifelhaften Umständen verlassen hatte, fand Will es nicht ungefährlich, dass er Witze über Prostituierte riss.

»Diese Polaski...«, er wollte etwas sagen, was ein Arschloch über Frauen sagen würde, »...sie ist ziemlich attraktiv.

Michael schaute überrascht, als wäre ihm überhaupt noch nicht in den Sinn gekommen, dass Will einen Penis haben könnte. »Ja«, sagte er. »Hören Sie mal - so von Mann zu Mann -, ich würde die Finger von der lassen.«

»Warum?«

»Die hat's faustdick hinter den Ohren. Wenn Sie wissen, was

191

ich meine. Sieht ja richtig süß aus, tatsächlich aber ist sie 'ne richtige Männerfresserin.«

Will stützte den Ellbogen auf den Türgriff und sah aus dem Fenster. Also *hatte* er mit ihr geschlafen.

Michael wechselte das Thema. »Tut mir leid, dass ich gestern irgendwie die Nerven verloren habe, als ich Cynthia sah. Ich bin ja jetzt schon eine ganze Weile im Morddezernat, aber man erwartet doch nicht, dass einem so was selbst passiert, dass man das Opfer persönlich kennt.«

Will zählte die Telefonmäste und sah die Reklametafeln und Straßenschilder in einem Tempo an sich vorbeiziehen, dass sie für ihn nur verwischte Farbkleckse waren. »Ja.«

»Eins kann ich Ihnen sagen, ich werde diesen Job nie mehr so machen können wie früher. Leute benachrichtigen, meine ich. Man sieht das in einem ganz anderen Licht, wenn man die betroffene Person kennt, wenn man das Opfer und die Eltern kennt und so.«

»Kann ich mir gut vorstellen.«

»Hatten Sie schon Gelegenheit, sich die Monroe-Akte anzusehen?«

»Flüchtig«, log Will und benutzte nun das, was Angie ihm über die Prostituierte erzählt hatte. »Als Sie noch bei der Sitte waren, hatten Sie sie ein paarmal verhaftet.«

Endlich schien nun auch Michael die Spannung zu spüren, die in der Luft lag. »Ja«, gab er zu. »Polaski hat mich gestern daran erinnert. Ich hatte das völlig vergessen. Diese Razzien. Haben Sie je bei der Sitte gearbeitet?« Will schaffte es, den Kopf zu schütteln. »Man schnappt sich da bis zu hundert von denen pro Woche. Es ist, als würde man seinem eigenen Schwanz nachjagen. Das meine ich jetzt ohne jeden Doppelsinn. Man sperrt sie ein, und eine Stunde später sind sie wieder auf der Straße.«

»Hatten Sie schon mal mit ihrem Zuhälter zu tun gehabt? Baby G?«

192

Michael zuckte die Achseln. »Soweit ich mich erinnern kann, nicht. Diese Kerle werden ja so schnell erwachsen. An einem Tag schwänzen sie noch die Schule und am nächsten schleppen sie eine Neun-Millimeter mit sich herum und verhökern alles von Muschi bis Meth.« Er zuckte wieder die Achseln. Vielleicht hatte Angie diese Angewohnheit von ihm. »Kann sein, dass Baby G mich von früher kennt, aber falls ja, hat er es sich nicht anmerken lassen. Glauben Sie, dass er etwas mit den Morden zu tun hat? Sein Alibi für Sonntagabend habe ich noch nicht überprüft.«

»Er war mit uns zusammen, als Cynthia getötet wurde«, erinnerte ihn Will.

»Ich bin mir sicher, er hat genügend Handlanger, die die Drecksarbeit für ihn erledigen.« Will nickte.

»Ich muss meine Sitte-Akten noch mal durchgehen. Ich nehme sie heute Abend mit nach Hause.«

Will fühlte sich genötigt, seine Hilfe anzubieten. »Ich kann Ihnen dabei helfen, wenn Sie wollen.«

»Nein.« Der Ton war ziemlich scharf, wurde aber sanfter, als Ormewood eine Erklärung nachlieferte. »Sie wissen doch, wie das ist. Man schreibt nur die Hälfte der Informationen in die Berichte. Den Rest behält man im Kopf, damit sie einem keine Falle stellen können, wenn man vor Gericht aussagen muss,

damit sie nicht behaupten können, man hat das geschrieben, wenn man was anderes gemeint hat.«

»Stimmt.« Will warf Ormewood einen Seitenblick zu. Er war nicht so groß wie Will, aber er hatte dieses gute Aussehen und die kräftige Statur, die Angie schon immer attraktiv fand. Er trainierte offensichtlich nicht so viel wie Will, aber er war auch kein Schlaffsack. Vielleicht hatte er in der Highschool Football gespielt. Will liebte Football, aber er hatte sich zu sehr geschämt, bei einem Mannschaftssport mitzumachen, bei dem er sich in der Umkleidekabine hätte ausziehen müssen. Ormewood

193

war vermutlich so etwas wie ein Star gewesen, der Kapitän des Teams, derjenige, zu dem alle anderen Jungs aufschauten. Will holte tief Luft. Das war echt super. Nur ein beiläufiger Gedanke daran, dass Angie mit Ormewood schlief, und plötzlich durchlebte Will seine unerfüllten Highschool-Sportträume noch einmal. Will wusste, dass Angie keinem Mann viel erzählte. Neue Männer zu erobern war ein Spiel, bei dem sie sich selbst neu erfinden konnte. Ihnen die Wahrheit über ihre Vergangenheit zu verraten, würde ihr den Spaß verderben. Wenn sie mit jemand Ernsthaftem zusammen sein wollte, mit jemandem, der sie in- und auswendig kannte, dann würde sie bei Will bleiben.

Michael klopfte mit den Fingern auf das Lenkrad. »Greer meinte, ich könnte ein paar Tage freinehmen. Ich weiß auch nicht. Untätig zu Hause herumsitzen ist nicht meine Sache. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich etwas versäumen und dieser Kerl noch jemanden umbringen würde. Er könnte jetzt im Augenblick irgendwo sein und sich ein neues Opfer suchen.«

»Ja«, stimmte Will ihm zu und begriff, dass er in seinem verqueren Bemühen, sich selbst als Mann schlechtzumachen, gar nicht gemerkt hatte, dass Michael zu ihm als Gleichberechtigtem und nicht als Gegner sprach.

Michael fuhr durch die Homes, und dabei kamen sie an denselben Teenagern auf ihren Fahrrädern vorbei, die Will schon gestern aufgefallen waren.

»Wir sollten sie mitnehmen«, meinte Michael. »Die müssten in der Schule sein.«

»Warum war Cynthia eigentlich nicht in der Schule?«, fragte Will.

»Keine Ahnung. Vielleicht ging es ihr nicht gut.«

»Wie sah denn generell ihre schulische Anwesenheit aus?«

»Was hat denn das damit zu tun?«

»Ihr Vater befand sich die meiste Zeit nicht in der Stadt. Sie war viel allein und ohne elterliche Aufsicht.«

»Gina und ich haben uns die größte Mühe gegeben, auf sie aufzupassen.« Er hatte Wills Bemerkung als Kritik verstanden.

»Hat Ihre Schwiegermutter sie tagsüber oft zu Hause gesehen?«

»Das müssen Sie Barbara fragen«, erwiderte Michael und parkte das Auto vor Block neun.

»Hätten Sie was dagegen, wenn ich es tue?«

»Barbara und ich stehen uns ziemlich nahe, und sie hat nie erwähnt, dass Cynthia oft zu Hause ist. Ich frage sie, okay. Aber ich glaube, das ist eine Sackgasse. Cyn war ein braves Mädchen. Sie hatte tolle Noten in der Schule, war nie in Schwierigkeiten. Phil hat immer gesagt, sie ist ein Engel.«

»Sie scheinen eine ganze Menge über sie zu wissen.«

Michael starrte auf seine Hände am Lenkrad. Als er dann redete, klang es, als würde er Will etwas anvertrauen. »Wir haben uns bemüht, auf sie aufzupassen. Phil war nie zu Hause. Seine Frau ist vor ungefähr sechs Jahren mit irgendeinem Loser durchgebrannt und hat sich um nichts mehr gekümmert. Er hat sein Bestes gegeben, aber ich weiß auch nicht...« Er drehte sich zu Will um. »Das Beste ist einfach nicht gut genug, wenn man ein Kind hat - man muss noch besser sein. Man ändert seine Prioritäten, schafft sich nicht alle zwei Jahre ein neues Auto an, trägt keine teuren Anzüge und geht nicht mehr dauernd in Restaurants oder Kinos. Man bringt Opfer.«

»Phil hat das nicht getan?«

»Ich glaube, ich habe schon genug gesagt«, entgegnete Michael und zog den Schlüssel aus dem Zündschloss. »Er hat jetzt im Augenblick genug am Hals, ohne dass Freunde ihm in den Rücken fallen.«

Michael öffnete die Autotür. »Der BMW ist verschwunden«, stellte er fest und meinte damit, dass der Lude wahrscheinlich nicht zu Hause war.

Will folgte ihm zu der Wohnung der Großmutter, die im Erdgeschoss lag. Sie klopften mehrere Male, aber obwohl sie von

drinnen einen Fernseher plärren und die alte Frau zusammen mit dem Studiopublikum lachen hörten, kam niemand an die Tür.

»Monroes Wohnung ist im obersten Stock?«, fragte Will.

»Ja«, antwortete Michael. »Ich würde nicht den Aufzug nehmen, wenn ich Sie wäre.«

Will folgte Michael die Treppe hinauf. Bis auf den Lärm aus der Wohnung der Großmutter war es still im Gebäude. Die Leute waren entweder in der Arbeit

oder schließen den Rausch der letzten Nacht aus. Das einzige Geräusch war das ihrer Sohlen auf den Stufen.

Kurz vor dem obersten Stock wurde Will langsamer und blieb an der Stelle stehen, wo man Aleesha Monroes Leiche gefunden hatte. Noch immer waren Blutflecken auf den Stufen zu sehen, obwohl jemand ganz offensichtlich versucht hatte, die Spuren zu entfernen.

»Sie starb hier«, sagte Michael und blieb auf dem Absatz stehen, um Atem zu holen.

Will kniete sich hin, um sich das Muster anzusehen, den Geist von blutigen Handabdrücken, die die Treppe hochwanderten. Die Tatorfotos waren schon schlimm genug, aber die Stelle, wo die Frau gestorben war, hatte etwas Unheimliches.

»Ich glaube, er wollte nicht, dass sie starb.«

Will schaute hoch und dachte, dass der Mann das mindestens schon zweimal gesagt hatte. »Warum?«

»Sie hatte sich auf den Rücken gedreht.« Er deutete auf den Umriss, wo Monroe gelegen hatte. »Das Blut sammelte sich in der Mundhöhle an, und sie erstickte.« Er hielt kurz inne und blickte auf die blutigen Stufen. »Es ist traurig, aber so was kommt vor.«

Will konnte sich an keinen seiner Fälle erinnern, bei dem so etwas passiert war, aber er nickte, als würden dauernd Leute zufällig so sterben. Er fragte: »Was glauben Sie, was geschehen ist?«

195

Mit zusammengekniffenen Augen schaute Michael die Treppe empor, als könnte er so den Ablauf direkt vor sich sehen. »Ich schätze, sie waren in der Wohnung, als es zu irgendeinem Streit kam. Der Stecher ging wieder, und vielleicht wollte sie das nicht. Hier rauften sie«, er deutete auf die Stufen, »und dann wurde es übel.«

»War die Tür verschlossen oder unverschlossen, als der erste Polizist eintraf?«  
»Unverschlossen.«

Will stellte sich den Ablauf nun ebenfalls vor und dachte, dass Michaels Szenario so wahrscheinlich war wie jedes andere. »Haben Sie den Schlüssel?«  
»Ja.« Michael zog eine Plastiktüte aus der Tasche. Er rollte die Tüte auf und zeigte Will einen Schlüssel an einem roten Anhänger. »Er war in ihrer Handtasche.«

»Haben Sie sonst noch was gefunden?«

»Make-up, ein paar Dollar und Staubflusen.«

»Gehen wir«, sagte Will und stieg weiter die Treppe hinauf. Kurz vor der Wohnung spürte er, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten. Will war noch nie einer gewesen, der an Geister und Dämonen glaubte, aber es ließ sich nicht leugnen, dass der Tatort eines Mordes eine gewisse Aura hatte, eine Energie, die einem sagte, dass es hier zu einem gewaltsamen Tod gekommen war.

»Hier ist es«, sagte Michael und durchtrennte das gelbe Polizeisiegel mit dem Schlüssel. Dann schloss er die Tür auf. »Nach Ihnen.«

Aleesha Monroe war offensichtlich nicht reich gewesen, aber so wie ihre Wohnung aussah, war sie mit den wenigen schönen Dingen, die sie besaß, pfleglich umgegangen. Neben dem kleinen Bad gab es in der Wohnung nur noch zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und eine Kombination aus Wohnzimmer und Küche. Will fiel auf, dass die Wohnung überraschend sauber wirkte. Im Spülbecken gammelte kein schmutziges Geschirr vor sich hin,

196

und der Gestank, der im Treppenhaus hing, schien nicht durch diese Wände zu dringen.

Will fragte Michael: »Sah es hier schon so aus, als Sie kamen?«

»Ja.«

Michaels Team hatte die Wohnung bereits zwei Tage zuvor durchsucht. Dass er jetzt in der Tür stehen blieb und sich an den Rahmen lehnte, deutete darauf hin, dass er das allem Anschein nach als Zeitverschwendug betrachtete. Ohne auf diesen Wink zu reagieren, ging Will langsam durch das Zimmer und suchte nach irgendetwas Ungewöhnlichem. Die Küche war eine Einbauzeile mit einem Hängeschrank und nur zwei Schubladen. Die eine enthielt Besteck, die andere die üblichen Dinge, die bei jedem in die Kramschublade kamen: ein paar Kulis, einen Stapel Quittungen und einen Ring mit Schlüsseln, für die es wahrscheinlich gar keine Türen mehr gab. Vor einer Pflanze am Fenster blieb er stehen. Die Erde war staubtrocken, die Pflanze tot. Der Glastisch vor der Couch wirkte blitzsauber, der dazu passende Beistelltisch ebenso makellos. Neben einem Aschenbecher, den man offensichtlich ausgewischt hatte, lagen Zeitschriften in einem ordentlichen Stapel. Auf dem Boden schien kein einziges Staubkörnchen zu liegen, und auch sonst gab es keinen Hinweis darauf, dass hier eine Drogensüchtige gewohnt hatte. Will hatte schon viele Junkie-Wohnungen gesehen und wusste, wie sie lebten. Heroin war besonders schlimm. Wer auf H war, verhielt sich wie ein krankes Tier, das aufgehört hatte, sich zu putzen, und entsprechend sah normalerweise seine Umgebung aus.

Auf den Türklinken und Fensterbrettern entdeckte Will Spuren von schwarzem Pulver, aber er fragte trotzdem: »Haben Sie Fingerabdrücke gefunden?«

»Ungefähr sechzigtausend«, erwiderte Michael.

»Nicht auf den Glastischen?«

Michael schaute ins Treppenhaus, als hätte er ein Geräusch

197

gehört. »Anscheinend hatte sie ihre Stecher mit hier hochgebracht. Auf den Laken war genug DNS, um ein ganzes Dorf damit zu klonen.«

Will ging ins Schlafzimmer und beschloss, seine Frage nicht weiterzuverfolgen. Er warf einen Blick in die Schubladen und sah, dass die Wäsche nicht durchwühlt war. Der Schrank quoll über von Kleidungsstücken, und zwischen Schuhkartons stand ein alter HOOVER. Der Staubsaugerbeutel war leer. Die Spurensicherung hatte den Innenbeutel für eine genauere Untersuchung mitgenommen. Wahrscheinlich hatten sie auch die Laken vom Bett abgezogen. Monroes Matratze war nackt, in der Mitte prangte ein Blutfleck.

Michael stand in der Schlafzimmertür. Wahrscheinlich dachte er, Wills nächste Frage vorwegnehmen zu können. »Menstruationsblut, meint Pete. Anscheinend hatte sie ihre Tage.«

Will schwieg, durchsuchte weiter das Schlafzimmer und machte sich dabei noch immer Gedanken über die sauberen Glastische. Er hörte, wie Michael ungeduldig im anderen Zimmer auf und ab ging. Will folgte der Spur des schwarzen Pulvers entlang der üblichen Stellen, die die Spurensicherung nach Fingerabdrücken absuchte: die Kante des Nachtkästchens, die Türklinken, die kleine Kommode, die vorwiegend T-Shirts und Jeans enthielt. Sicher hatten sie auch die Tische in dem anderen Zimmer kontrolliert. Dass dort nirgendwo schwarzes Pulver zu sehen war, deutete darauf hin, dass sämtliche Fingerabdrücke zuvor schon vom Glas gewischt worden waren.

Michael fragte: »Haben Sie den Artikel heute Morgen in der Zeitung gelesen?« »Nein«, gab Will zu. Aus offensichtlichen Gründen bezog er seine Nachrichten vorwiegend aus dem Fernsehen.

»Monroe rangierte an zweiter Stelle hinter irgendeinem Skandal im Krankenhaus.«

Will ging auf alle viere und schaute unter das Bett. »Haben Sie den Namen schon bekannt gegeben?«

197

»Dürfen wir nicht, solange wir keine Angehörigen gefunden haben«, antwortete Michael. »Wir halten auch die Sache mit der Zunge zurück.« Will hockte sich auf die Hacken und ließ seinen Blick durchs Zimmer schweifen. »Sie hat bei ihren Verhaftungen nie Eltern angegeben?« »Nur Baby G.«

Er zog die Schublade des Nachtkästchens auf. Leer. »Kein Adressbuch?« »Sie hatte kein Telefon - kein Festnetz, kein Handy.« »Das ist merkwürdig.« »Alles kostet Geld. Entweder man hat es, oder man hat es nicht.« Michael beobachtete Will. »Darf ich fragen, was Sie zu finden hoffen?«

»Ich will nur ein Gefühl für diese Wohnung kriegen«, sagte er, obwohl er viel mehr als das bekam. Entweder war Aleesha Monroe die Putzfee unter den Nutten, oder jemand hatte sich große Mühe gegeben, die Wohnung blitzblank zu putzen.

Will stand auf und ging in das andere Zimmer zurück. Michael stand mit verschränkten Armen wieder an der Wohnungstür. Warum hatte er nicht bemerkt, dass die Wohnung geputzt worden war? Sogar einem Amateurdetektiv mit nichts außer Krimiserien als Ausbildung wäre dieses Detail aufgefallen.

Will sagte: »Das Spülbecken ist sauber geputzt.« Der Schwamm war noch feucht, und als er ihn sich an die Nase hielt, roch er stark nach Bleiche. »Beschnuppern Sie den aus einem bestimmten Grund?«, fragte Michael. Er beobachtete Will jetzt sehr aufmerksam und lehnte auch nicht mehr am Türstock.

Will warf den Schwamm wieder in das Becken. »Hatte sie hier irgendwo Geld versteckt?«, erkundigte er sich und ging mit Absicht nicht auf Michaels Frage ein.

»Steht im Bericht.«

Will hatte noch keine Zeit, den Bericht der Spurensicherung 198

zu entziffern, deshalb sagte er: »Fassen Sie ihn bitte kurz zusammen.« Michael war offensichtlich irritiert von der Bitte, antwortete aber trotzdem: »Sie hatte ein bisschen Bargeld in einem Strumpf zwischen Sitz und Rückenpolster der Couch. Da waren ungefähr achtzig Dollar drin. Ihr Besteck befand sich in einer Metalldose auf der Küchenanrichte. Spritzen, Aluminiumfolie, ein Feuerzeug, das Übliche eben.«

»Keine Drogen?«

»Ein paar Reste auf dem Boden der Dose, aber sonst haben wir nichts gefunden.«

»Sie musste also arbeiten.«

»Ja«, sagte Michael. »Sie hatte keine andere Wahl.«

Will wandte sich wieder dem Bad zu. Der Duschvorhang war dunkelblau und makellos, wie auch der passende Badvorleger und der Bezug des Toilettendeckels. Er hob den Vorleger an, das Linoleum darunter war gewischt.

Zweiunddreißig Minuten, bis ein Streifenwagen auftauchte. Der Killer hatte mit der langsam Reaktionszeit gerechnet, hatte sie genutzt, um hinter sich sauber zu machen. Es gab keine Hinweise auf Panik, auf ein überstürztes Spurenverwischen und Verschwinden. Der Kerl hatte genau gewusst, was er tat.

»Und?«, fragte Michael. Er stand vor dem Bad und schaute Will zu.

»Sie hat einen sehr ordentlichen Haushalt geführt«, sagte Will und öffnete das Medizinschränkchen. Neben dem üblichen Tylenol und der Zahnpasta war alles ziemlich genau so, wie er es erwartet hatte. »Keine Kondome.«

»Ich war der Meinung, wir hätten bereits bewiesen, dass der Täter sie mitgebracht hatte.«

»Vielleicht«, antwortete Will und dachte, dass er Angie in der Sache mehr Glauben schenkte. Er blieb in der Tür stehen, weil der Detective ihm den Weg versperrte. »Ist irgendwas?«

199

»Nein«, sagte Michael und machte ihm Platz. »Ich habe nur das Gefühl, dass Sie meine Arbeit kontrollieren.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich das nicht tue«, erwiderte Will, doch er musste sich eingestehen, dass ihm so langsam Zweifel an Michaels Fähigkeiten als Detective kamen. Ein Blinder hätte sehen können, dass die Wohnung von oben bis unten geputzt worden war.

»Haben Sie die Putzmannschaft gerufen?«, fragte Will.

»Was?«

»Mir ist aufgefallen, dass die Treppe geschrubbt wurde«, antwortete Will. »Ich habe angenommen, dass Sie einen Reinigungstrupp bestellt haben.«

»Muss einer der Mieter gewesen sein«, entgegnete Michael und ging zur Wohnungstür. »Das Siegel war unversehrt, und ich habe niemanden gerufen. Ich kann ja Leo fragen.

»Ist schon okay. Ich war nur neugierig.« Will zog die Tür zu. Er drehte eben den Schlüssel im Schloss, als ein lauter Knall, gefolgt vom Schrei eines Kindes, durch das Treppenhaus hallte.

Will rannte auf der Treppe an Michael vorbei, packte das Geländer und schwang sich über den Treppenabsatz. Er hörte weitere Schreie, und ein anderes Kind kreischte »Hilfe!«, als er die letzte Treppe hinunterrannte und die Tür aufstieß.

»Hilfe!«, schrie ein kleiner Junge, der, verfolgt von einem Mädchen, über den Parkplatz rannte.

»O Scheiße...«, zischte Michael beim Einatmen. Er keuchte vom Rennen.

»Mannomann«, brummte er beim Ausatmen und beugte sich vor.

Der Junge flitzte auf ein kleines Rasenstück zu, auf dem die Briefkästen des Gebäudes standen. Er hatte sie einmal umkreist, als das Mädchen ihn einholte. Als Will die beiden erreichte, saß sie auf seinem Rücken.

»Gib's mir zurück!«, schrie sie und stieß ihrem Gefangenen die Faust in die Niere.

»Aua«, ächzte der Junge.

200

»Hört auf«, sagte Will. »Na komm.« Er fasste das Mädchen sanft am Arm.

Sie riss sich von ihm los und blaffte: »Das geht dich nichts an, du Trottel.«

»Schon gut«, meinte Will und kniete sich hin, um mit dem Jungen zu reden.

»Alles in Ordnung mit dir?«

Der Junge drehte sich auf den Rücken. Will vermutete, dass ihm beim Sturz die Luft weggeblieben war. Er half ihm, sich aufzusetzen, weil dies normalerweise das Atmen erleichterte. Der Bursche war neun oder zehn Jahre alt, trug aber Klamotten, die einem Erwachsenen besser gepasst hätten. Sogar die Schuhe waren zu groß für seine Füße.

Will fragte das Mädchen: »Sag mir, was passiert ist.«

»Er hat mir mein...« Die Kleine verstummte, als sich Michael zu ihnen gesellte.

Mit offenem Mund und schreckensstarren Augen starrte sie ihn an.

»Schon gut«, sagte Michael zu ihr und streckte die Hände aus. Das Mädchen hatte Will nicht als Polizisten erkannt, aber Michael hätte ebenso gut ein Schild mit der Aufschrift »Bulle« um den Hals tragen können. Wahrscheinlich hatte man ihr eingebläut, dass man mit Polizisten nicht sprach.

Sie trat einen Schritt zurück, griff nach ihrem Bruder und zerrte ihn am Arm hoch. »Lassen Sie uns in Ruhe. Wir haben Ihnen nichts zu sagen.«

Michael deutete auf den Jungen. »Ist das dein Bruder?« Er lächelte ihn an.

»Wie heißt du, Kumpel? Ich habe einen Sohn, der ungefähr so alt ist wie du.«

»Rede nicht mit ihm«, warnte ihn das Mädchen.

»Wir sind nicht hier, um euch mitzunehmen«, beruhigte sie Will. Sie sah aus wie dreizehn oder vierzehn, aber so, wie sie ihre kleinen Fäuste ballte, wollte er lieber nicht auf dem Boden sitzen, wenn sie wütend wurde und ausholte. Er sagte: »Wir untersuchen was Schlimmes, das am Sonntagabend hier passiert ist.«

201

»Leesha«, entfuhr es dem Jungen, doch das Mädchen drückte ihm die Hand auf den Mund. Er wand sich zornig. Offensichtlich wollte der Kleine etwas sagen, doch das Mädchen ließ es nicht zu.

»Wie heißt du?«

»Wir haben nichts zu sagen«, wiederholte das Mädchen. »Wir haben am Sonntagabend nichts gesehen. Nichts gesehen. Oder, Cedric?«

»Du hast gesagt...«, begann der Junge, aber sein Mund wurde wieder von ihrer Hand verschlossen, bevor er noch mehr herausbrachte.

Mit gesenkter Stimme fragte Michael Will: »Wen wollen Sie?« »Ihre Entscheidung«, entgegnete Will. »Sind Sie sicher?« Will nickte.

»Na gut.« Michael hob die Stimme. »Mädchen, das ist das letzte Mal, dass ich dich das frage. Wie heißt du?«

Ihre Miene blieb trotzig, aber sie antwortete: »Jasmine.«

»Ein hübscher Name«, bemerkte Michael. Als sie darauf nicht reagierte, legte er wieder mehr Autorität in seine Stimme. »Du kommst jetzt mit mir.«

»Du kannst mich mal.«

Michael warf Will einen Blick zu. »Hast 'ne ganz schön freche Schnauze, kleines Mädchen.« »Bin nicht dein kleines Mädchen.«

»Süße, willst du das wirklich auf die harte Tour?« Michael stemmte die Hände in die Hüften. Die Geste wirkte fast feminin, wenn sich dabei nicht sein Jackett verschoben hätte, so dass die Neun-Millimeter im Halfter sichtbar wurde. Ein typischer Polizistentrick: schnell einschüchtern und immer wieder einschüchtern. Es funktionierte. Angst blitzte in ihren Augen auf, und sie senkte den Blick. Plötzlich war alle Streitlust verschwunden.

Nun blinzelte Michael Will tatsächlich zu, als wollte er sagen:

201

»So macht man das.« Dann fragte er Jasmine: »Ist eure Mutter zu Hause?«

»Sie ist in der Arbeit.«

»Wer passt auf euch auf?«

Sie murmelte irgendetwas.

»Wie war das?«

Sie schaute kurz zu dem Jungen. »Ich habe gefragt, was mit Cedric passiert.«

»Er ist dein Bruder?«, fragte Michael. Sie zögerte kurz, nickte dann. »Ihm wird kein Haar gekrümmt, wenn wir beide erst einmal herausgefunden haben, wer auf euch aufpasst und warum ihr nicht in der Schule seid.« Er legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter und dirigierte sie auf das Gebäude zu. »Du solltest nicht so durch die Gegend rennen und herumschreien.«

Wieder murmelte sie etwas, das Will nicht verstand. Michael lachte und sagte dann: »Wir kümmern uns schon drum.«

Will sah sie im Gebäude verschwinden und wandte sich dann dem Jungen zu. »Cedric?«, fragte er. »So heißt du doch, oder?«

Der Junge nickte.

»Komm mit.« Er streckte die Hand aus, aber der Junge runzelte bloß missmutig die Stirn. »Ich bin kein Kind mehr, Bulle.«

Will seufzte. Er lehnte sich an die Briefkästen, um die Sache ein wenig einfacher zu machen. »Ich muss dir nur ein paar Fragen stellen.«

Cedric wiederholte den Spruch seiner Schwester. »Ich habe Ihnen nichts zu sagen.« Dann schob er die Unterlippe übertrieben weit vor und verschränkte die dünnen Arme vor der Brust, als wäre er ein gefährlicher Gangster. Will hätte gelacht, wenn er nicht gewusst hätte, dass der Junge wahrscheinlich leichter Zugang zu Waffen hatte als die meisten Polizisten.

»Hey.« Will probierte es mit einer anderen Taktik. »Was hat die Null zur Acht gesagt?«

202

Cedric zuckte die Achseln, aber man merkte, dass er neugierig war.

»>Klasse Taille.<«

Cedrics Mund verzog sich zu einem Grinsen, doch dann nahm er sich zusammen. »Das war lahm, Mann.«

»Ich weiß«, gab Will zu. »Versuche ja nur, dich so weit zu bringen, dass du mit mir redest.«

»Gibt nix zu reden.«

»Hast du Aleesha gekannt?«

Wieder hob er seine knochigen Schultern, aber er war ein Kind und hatte noch nicht gelernt, wie man seine Gefühle versteckte.

»Aleesha war eine Freundin von dir?«, fragte Will. »Hat sich vielleicht um dich gekümmert?«

Wieder zuckten die Schultern in die Höhe.

»Ich habe mich nach ihr erkundigt, weißt du. Habe einige Freunde nach ihr gefragt. Scheint eine richtig nette Lady gewesen zu sein.«

Cedric stieß mit der Schuhspitze gegen den Beton. »Vielleicht.«

»Hat sie sich um dich gekümmert?«

»Meine Oma hat mir gesagt, ich soll mich von ihr fernhalten wegen dem, was Leesha gemacht hat.«

»Ja«, sagte Will. »Ich schätze, einen guten Job hatte Aleesha nicht. Aber sie war nett zu dir, oder?«

Diesmal nickte er.

»Es ist schwer, eine Freundin zu verlieren.«

»Mein Cousin Ali ist letztes Jahr gestorben. Wurde in seinem Bett erschossen.«

Will kniete sich vor den Jungen. »Hast du an diesem Abend etwas gesehen, Cedric?«

Seine Augen waren voller Tränen, die er aber mit aller Macht zurückhielt.

»Du kannst es mir sagen, Cedric. Ich werde dir nichts tun und

203

niemandem was verraten. Ich will doch nur herausfinden, wer Aleesha umgebracht hat, weil sie eine gute Lady war. Du weißt, dass sie eine gute Lady war. Sie hat sich um dich gekümmert, und jetzt ist es Zeit, dass du auch was für sie tust.« »Ich kann Ihnen nichts sagen.«

Will zergliederte den Satz. »Kannst du nicht, oder willst du nicht?« Dann fiel ihm etwas ein. »Hat dich jemand bedroht? Baby G vielleicht?«

Cedric schüttelte den Kopf.

»Ich will doch nur herausfinden, wer deiner Freundin das angetan hat«, sagte Will. »Du kannst mir vertrauen.«

Der Blick des Jungen wurde hart, das Gangstergesicht kehrte zurück.

»Vertrauen ist ein Wort, das ich nicht kenne.«

Will war nicht in den Homes aufgewachsen, aber als Junge hatte er vielen Erwachsenen vertraut, die ihm nicht helfen wollten - oder konnten. Wer gut war und wer schlecht, war nicht so leicht festzustellen. Eine glänzende Marke wies da nicht unbedingt den rechten Weg.

»Siehst du das?«, fragte Will und legte den Finger an die Gesichtshälfte, an der die Narbe sich bis zum Hals hinunterschlängelte. »Die habe ich bekommen, weil ich jemanden verpetzt habe. Ich war damals nicht viel älter als du.«

Cedric legte den Kopf schief, betrachtete die Narbe. »Hat es wehgetan?«

»Zuerst schon«, gab Will zu. »Aber dann habe ich nichts mehr gespürt, und als ich wieder aufwachte, lag ich im Krankenhaus.« »Waren Sie krank?« »Ich habe viel Blut verloren.« »Waren Sie fast daran gestorben?«

Damals hatte Will sterben wollen, aber er hatte die Geschichte erzählt, um den Jungen aus der Reserve zu locken, nicht um seine dunkelsten Geheimnisse preiszugeben. »Die Ärzte haben sich um mich gekümmert.«

Der Junge starrte die Narbe noch einen Augenblick an, dann

204

nickte er zustimmend. Auf der Straße galt eine Nahtoderfahrung als Auszeichnung, vor allem, wenn Gewalt die Ursache war.

Will griff in seine Tasche und zog eine Visitenkarte heraus. »Das ist meine Handynummer, okay? Wenn dir irgendwas einfällt oder du einfach reden willst, ruf mich an. Okay? Es muss nicht mal wegen Aleesha sein.«

Cedric betrachtete Wills Narbe noch einmal und steckte dann rasch die Karte ein, für den Fall, dass irgendjemand zusah. »Kann ich jetzt gehen?«

»Ja«, antwortete Will. »Aber du rufst mich an, okay? Egal, ob bei Tag oder Nacht.«

»Okay.« Er lief in Richtung Straße davon und fuhr dabei mit der Hand über die Briefkastenreihe.

Will richtete sich auf, und als er sich umdrehte, sah er Michael wieder über den Parkplatz kommen, diesmal ohne Jasmine. Als er dann vor ihm stand, bemerkte Will einen Kratzer auf seiner Wange. Blut lief ihm in den Kragen. Will schaute noch einmal zum Gebäude hinüber und dann Michael ins Gesicht. »Alles okay?«

»Sie hat mich geschlagen. Können Sie sich das vorstellen? Wie alt ist sie, zwölf?« Er schüttelte den Kopf, doch eher schockiert als wütend. »Ich ging hinter ihr die Treppe hinauf, und bevor ich reagieren konnte, rannte sie plötzlich los. Ich lief ihr nach und packte sie am Bein, und dieses kleine Miststück drehte sich um und schlug mir mit der Faust ins Gesicht.« Er holte zur Illustration selbst mit der Faust aus. »Nur gut, dass sie mich geschlagen hat wie ein Mädchen, was?« Will hatte diesen Satz nie so recht verstanden. Bis jetzt hatte ihn nur eine einzige Frau geschlagen, und Angie legte immer ziemlichen Nachdruck in ihre Schläge.

Michael starrte an dem Gebäude hoch. Ein Vorhang bewegte sich, und er sagte: »Dort wohnt sie. Dritter Stock.« »Ist ihre Mutter zu Hause?«

»Scheiße«, sagte er. Das klang, als wollte er Will fragen, ob

204

er wirklich so dumm sei. Michael berührte den Kratzer auf seiner Wange und starrte auf das Blut an seinen Fingerspitzen. »Ich schätze, das war ihr Fingernagel oder sonst was. Sieht's schlimm aus?«

»So schlimm auch wieder nicht«, log Will. Er zog sein Taschentuch heraus und bot es Michael an. »Wollen Sie sie verhaften?«

»Was? Ihr Handschellen anlegen und dann in den Abendnachrichten der große Auftritt als Kindermisshandler? Nein danke. Außerdem würde sie auch nicht mit uns reden, wenn wir sie mit dem Arsch auf glühende Kohlen setzten.« Mit einem Ächzen hockte er sich auf den Bordstein. Will leistete ihm Gesellschaft.

Michael lachte wieder. »Mann, die hat mich echt überrumpelt.« Er schaute auf die Blutflecken im Taschentuch. »Ich hätte sie Ihnen überlassen sollen.

Vielleicht hätte sie auf die Softiemasche eher reagiert.« Dann wurde ihm bewusst, was er gesagt hatte. »He, war nicht bös gemeint.«

»Schon okay.«

»Trotzdem«, sagte Michael, faltete das Taschentuch zusammen und drückte es sich dann erneut an die Wange. »Wusste gar nicht, dass Leute so was noch haben.«

»Alte Gewohnheit«, gestand Will ein. Ms. Flannery hatte alle Jungs im Kinderheim dazu angehalten, Taschentücher bei sich zu tragen. Will hatte das nie hinterfragt, sondern einfach angenommen, dass normale Jungs so was eben taten.

Michael fragte: »Haben Sie aus ihrem Bruder was rausgekriegt?«

»Cedric redet nicht.«

»Glauben Sie, er weiß was?«

Will glaubte es, aber aus irgendeinem Grund fand er es besser zu lügen.

»Nein. Er weiß überhaupt nichts.« »Sind Sie sicher?«

»Hundertprozentig«, antwortete Will. »Er hat eine große Klappe. Er hätte geredet.«

»Seien Sie froh, dass er Sie nicht in die Eier getreten hat oder

205

sonst was.« Michael faltete das Taschentuch noch einmal zusammen und wollte es schon Will zurückgeben. »Entschuldigung«, sagte er und zog die Hand zurück. »Ich lasse es erst von meiner Frau waschen.«

»Ist schon okay.« Will nahm das Taschentuch. Der Gedanke, dass Michael Ormewoods Frau seine Wäsche mache, war ihm unangenehm.

»Mann«, sagte Michael, legte die Ellbogen auf die Knie und senkte den Kopf.

»Ich muss sagen, dieses Mädchen erinnert mich sehr an Cynthia. Hat das gleiche Feuer in den Augen, wissen Sie?«

»Tatsächlich?«, sagte Will und dachte, dass Michael jetzt ein anderes Bild von seiner Nachbarin zeichnete als zuvor.

»Cyn war ein braves Mädchen, dass Sie mich da nicht falsch verstehen. Aber sie hatte eben auch eine rebellische Ader. Sind Ihre Eltern geschieden?« Die Frage überrumpelte Will. Offensichtlich sah man es seiner Miene an. »Geht mich nichts an, was?« Michael rieb sich den Nacken und schaute noch einmal an dem Gebäude empor. »Mein Vater starb, als ich etwa in ihrem Alter war. Vielleicht ist das der Grund, warum ich mich ein bisschen um sie gekümmert habe.«

Will war sich nicht sicher, von welchem Mädchen der Mann jetzt redete. »Mir ist nur eben durch den Kopf gegangen, dass man als Teenager eine rebellische Ader hat und das umso schlimmer wird, wenn die Eltern sich gerade zu dieser Zeit trennen. Man fängt an, Druck zu machen, nicht? Die Grenzen auszuloten, zu sehen, wie weit man gehen kann, bevor sie einen aufhalten. Meine Mutter hat mich am Kragen aufgehalten, und ich meine jetzt, richtig zurückgerissen. Sie hatte immer ein scharfes Auge auf mich, hat immer mit harter Hand regiert. Die Kinder heutzutage, deren Eltern tun das nicht mehr. Die wollen nicht die Bösen sein.«

206

Will fragte: »Cynthia war ein bisschen wilder, als Phil wusste?«

»Vielleicht ein bisschen wilder, als ich wusste«, gab er zu. »Oder wissen wollte.«

»Klingt nach einem ehrlich eingestandenen Fehler.«

Michael lächelte Will an. »Da war damals in der Highschool dieses Mädchen. Gott, war die klasse. Hat mich nicht mal angeschaut. Mein Cousin hat sie sich geangelt. So eine dürre Bohnenstange, kein Haar am Körper außer am Kopf.« Michael warf ihm einen Blick zu. »Sie kennen den Typ?«

Will nickte, weil das anscheinend von ihm erwartet wurde.

»Totaler Wichser«, fuhr Michael fort. »Und der kommt bei diesem wunderbaren Mädchen an. Nicht nur das, sie lässt sich sogar von ihm anfassen, lässt ihn ran.« Nun klang sein Lachen anders. »Ich war normalerweise derjenige, der die Bräute abschleppte, wissen Sie. Nicht er.« Er drehte sich zu Will um. »Ich glaube, ich hätte ihr nicht nachrennen sollen.« Will war verwirrt. »Jasmine?«

Michael schaute wieder zum Gebäude. »Ich hätte sie laufen lassen sollen, aber da war diese Sekunde, wo... Kennen Sie das, wenn einem eine Million Gedanken auf einmal durch den Kopf gehen? Ich dachte gerade daran, dass Cynthia gerannt und dann über diesen Zaun gestolpert ist. Ich hätte diesen Zaun schon letztes Jahr reparieren sollen. Ich hätte verdammt noch mal diesen Zaun reparieren müssen.« Er drückte sich die Fäuste an die Augen. »O Gott.«

Will wusste nicht mehr, wie er reagieren sollte. Noch vor einer Stunde hätte er diesen Mann am liebsten niedergeschlagen, weil er mit Angie geschlafen hatte. Jetzt tat er ihm einfach nur leid.

Michael fuhr fort: »Genau daran dachte ich, als Jasmine losrannte - dass Cynthia durch unseren Garten rannte. Ich fasste nach ihrem Fuß, um sie aufzuhalten. Sie wissen schon - damit ihr nicht was Ähnliches passiert wie Cynthia.« Er wandte sich wieder Will zu. »Ich glaube, ich nehme mir doch die paar Tage

207

frei, von denen Greer gesprochen hat. Diese Sache nimmt mich mehr mit, als ich dachte. Haben Sie was dagegen?«

Will überraschte die Frage, aber er verneinte bereitwillig. »Nein. Für mich ist das völlig okay.«

»Tut mir leid, Sie jetzt einfach so im Stich zu lassen. Ich klinge wie ein verdammtes Weib. Scheiße, ich verhalte mich auch so. Dieses verrückte Gerede eben, wahrscheinlich halten Sie mich für einen Spinner oder so.« Er schüttelte erneut den Kopf. »Ich glaube, mehr als ein paar Tage brauche ich nicht. Nur, um über das alles hinwegzukommen, um zu verarbeiten, was passiert ist.«

»Ist schon okay«, sagte Will und fühlte sich erleichtert, dass Michael selbst zu diesem Entschluss gekommen war. Jetzt wusste er, dass der Mann sich schon den ganzen Vormittag zusammengerissen hatte. »Tun Sie, was Sie tun müssen.«

»Aber ich will auf dem Laufenden gehalten werden. Ich muss einfach wissen, was läuft. Hätten Sie was dagegen? Ich will Ihnen nicht auf die Zehen treten, Kumpel. Ich würd's einfach nicht aushalten, von allem abgeschnitten zu sein. Ich bin davon überzeugt, dass Sie dieses Arschloch finden werden, aber ich muss wissen, was in dem Fall passiert.«

Will war zwar nicht sehr glücklich darüber, aber er sagte trotzdem: »Rufen Sie mich an, wann immer Sie wollen.«

»Danke«, erwiderte Michael. Will hörte die Erleichterung in der Stimme des anderen, sah die Dankbarkeit in seinem Blick. »Vielen Dank.«

207

Kapitel 26

19.22 Uhr

John war so erschöpft, dass er beinahe seine Haltestelle verpasst hätte. Er sprang vom Sitz hoch und rief: »Moment!«, als der Fahrer die Tür schon wieder schließen wollte.

Er fiel fast auf den Bürgersteig. Sein Körper fühlte sich an, als hätte man seine Muskeln mit einem Presslufthammer bearbeitet. Art hatte nach einem Freiwilligen für Überstunden gefragt, und John hatte sich gern gemeldet, weil er lieber Ablenkung hatte, als an Joyce zu denken und an das Schlamassel, in das er sich gebracht hatte. Er konnte nicht einmal die Augen schließen, ohne das kleine blonde Mädchen in Michaels Hinterhof zu denken. Letzte Nacht hatte er so gezittert, dass er davon aufgewacht war. Seine Haut war schweißnass gewesen, und er hatte angefangen zu flennen wie ein Kind, hatte sich geschaukelt, bis er schließlich wieder in einen unruhigen Schlaf fiel.

Arts Überstundenauftrag war die Art von Scheißarbeit, die man seinem schlimmsten Feind nicht wünscht: eine Verstopfung im Hauptbehälter des Staubsaugersystems entfernen. Der Tank war unterirdisch und offensichtlich so ausgelegt, dass er einige Millionen Liter an Teppichflusen, Cheerios und anderen Sachen aufnehmen konnte, die rochen wie sauer gewordene Bonbons - den ganzen Dreck, den sie aus den Autos saugten, bevor sie sie durch die Waschanlage schickten. John hatte kaum durch die Öffnung gepasst, und als er dann drin war, schätzte er den Tank vielleicht auf dreieinhalb mal zweieinhalb Meter Größe, was ihn mehr an einen Sarg erinnerte, als ihm lieb war.

Art hatte ihm eine Taschenlampe und ein paar Gummihand  
208

schuhe gegeben. Die Handschuhe klebten aneinander, bevor die Einlassöffnung freigelegt war. John steckte die bloße Hand in die schmuddelige Röhre und zog etwas heraus, das sich anfühlte wie ein dickes Knäuel menschlicher Haare. Er dachte an die Hautschuppen und den Rotz, den ein menschlicher Körper jeden Tag absonderte, und sein Bananensandwich kam ihm hoch, bevor er es zurück an die frische Luft schaffte.

»Was für ein Held!«, hatte Art ihn danach gelobt. Nachdem der Blick des Mannes kurz auf sein aschfahles Gesicht und das Erbrochene auf seinem T-Shirt gefallen war, hatte er ihm einen Fünfziger in die Hand gedrückt. Fünfzig Dollar für weniger als zwei Stunden Arbeit. John wäre in seine eigene Kotze zurückgekrochen, wenn Art ihm noch einmal fünfzig angeboten hätte. Die frische Luft tat ihm gut, als er zu seinem Zimmer in der Absteige ging. Hier hatte die Straße immer einen Geruch, egal, was für ein Wetter herrschte oder welche Tageszeit es war. Für John war es der Geruch der Armut. Seine Lunge saugte ihn wahrscheinlich auf, und in ihren Bläschen blieben die Karzinogene hängen, so wie die Haare in dem Saugertank.

»Hey, Cowboy.«

Als John den Kopf hob, sah er Martha Lam auf dem Vorder-treppchen des Hauses sitzen. Sie war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet und ihr Make-up noch dicker aufgetragen als sonst. Am liebsten hätte er seine Bewährungshelferin etwas Freches gefragt, etwa, ob ihr Verehrer sie sitzengelassen habe, stattdessen aber sagte er: »Hallo, Ms. Lam.« Sie stand auf, streckte die Arme aus und drehte sich einmal im Kreis. »Hab mich extra fein gemacht für Ihre unangekündigte Inspektion.« Er wusste nicht, was er sagen sollte. »Sieht gut aus«, klang zu forsch, man könnte es auch als flirtend interpretieren.

So sagte er nur: »Ja, Ma'am«, öffnete die Tür und trat beiseite, damit sie als Erste hineingehen konnte.

209

»Habe Mr. George heute Morgen wieder in den Knast verfrachtet«, erzählte sie ihm. »Wen?«

»Ihren Kumpel von oben.«

John wusste erst nicht, wen sie meinte. Dann fiel es ihm wieder ein. »Er ist nicht mein Kumpel«, entgegnete er. Sie warf ihm einen Blick zu, der besagte, dass er besser auf seine Tonart achten solle. »Entschuldigung«, sagte er. »Es war ein langer Tag. Ich habe Sie hier nicht erwartet.«

»Deshalb heißen sie ja >unangekündigt<.«

Bis zu seiner Etage waren es dreizehn Stufen, und John hatte das Gefühl, als müsste er sich jede einzelne hinaufschleppen. Tatsächlich hatte er nicht mehr richtig geschlafen, seit er Michael vor zwei Tagen zu den Grady Homes gefolgt war und herausgefunden hatte, was sein Cousin trieb. Die entsetzten Schreie der schwarzen Frau hallten ihm immer noch durch den Kopf. John erinnerten sie an seine Schreie, als Zebra in dieser ersten Nacht im Coastal über ihn herfiel. Sie klangen beinahe identisch.

John entriegelte die Tür und stieß sie auf. Sofort bemerkte er, dass das Fenster etwa fünfzehn Zentimeter hochgeschoben und das Packpapier am unteren Rand zerrissen war. Das andere, was ihm auffiel, war der Geruch. Er brauchte einen Moment, bis er begriff, dass der Geruch von seinem eigenen Körper kam. Es war der Geruch der Angst.

»Sie haben umgestellt.« Ms. Lam hängte ihre Handtasche an den Türknauf, damit sie beide Hände frei hatte. »Gefällt mir.« Sie fing an, seine Kleidung zu durchsuchen, aber John konnte nur das Bett anstarren, das schräg aus der Ecke herausragte und nicht mehr flach an der Wand stand, so wie er es hingestellt hatte.

Der Einbrecher wollte John wissen lassen, dass er hier gewesen war.  
Ms. Lam hob den Deckel von der Kühlbox und schaute hinein. Sie sagte:  
»Heute sind die Ergebnisse Ihres Urintests gekommen.«

210

John konnte nicht antworten. Das Foto seiner Mutter war verändert. Jemand hatte es in der Mitte durchgerissen und John entfernt.

»John?«

Er fuhr mit dem Kopf herum und sah sie an.

»Der Test war okay«, sagte sie und deutete dann zum Bett. »Wollen Sie die für mich hochheben?«

Er bückte sich, um die Matratze anzuheben. Seine Fingerspitzen berührten etwas Hartes und Kaltes.

John erstarnte, eine Hand unter, die andere auf der Matratze.

»John?«, fragte Ms. Lam. Sie klatschte in die Hände, um ihn anzutreiben. »Na los, Süßer. Ich habe nicht den ganzen Abend Zeit.«

Speichel tropfte ihm aus dem Mund. Seine Brust zog sich zusammen. Er fing an zu zittern.

»John?« Ms. Lam trat neben ihn, legte ihm die Hand auf den Rücken.

»Kommen Sie, Cowboy. Was ist denn los?«

»Sch-schlecht«, murmelte er und zitterte am ganzen Körper. Er spürte einen Drang in seinem Darm und hatte eine Heidenangst, sich gleich in die Hose zu machen.

»Jetzt setzen Sie sich erst mal«, sagte sie beruhigend und half ihm aufs Bett. Sie drückte ihm den Handrücken an die Stirn. »Fühlt sich ja ganz klamm an. Sie werden mir doch nicht krank werden, Junge?«

»Ich bin...« John konnte keinen ganzen Satz bilden. »Ich bin...« Er starzte auf das offene Fenster, die fünfzehn Zentimetern zwischen Schiebeteil und Rahmen.

»Wollen Sie einen Schluck Wasser?«

Er nickte, eine schnelle Aufundabbewegung seines Kopfes.

»Ich habe eine Flasche in meiner Handtasche.«

Sie wandte ihm den Rücken zu, um ihre Handtasche vom Türknauf zu holen. In einer verzweifelten Bewegung zog John das Messer unter der Matratze hervor und warf es in Richtung Fensterspalt.

210

Wie in Zeitlupe wandte Ms. Lam sich wieder zu ihm. Er hielt den Atem an. Aus dem Augenwinkel heraus sah er Metall aufblitzen, als das Klappmesser auf das Fenster zusegelte.

Instinktiv hustete er, beugte sich vor und hoffte so, das Geräusch zu übertönen, falls das Messer den Fensterrahmen traf und wieder ins Zimmer fiel.

»Hier«, sagte Ms. Lam und drehte den Flaschenverschluss auf. »Nehmen Sie ein paar Schlucke.«

John tat es, und während er sich danach den Mund abwischte, blickte er verstohlen auf den Teppich unter dem Fenster. Dort war nichts.

»Schon besser, nicht?«, fragte Ms. Lam und klopfte ihm auf den Rücken. »War wohl nur ein kleiner Durchhänger, was?« Er nickte, antworten konnte er nicht.

»Jetzt wollen wir aber unter die Matratze schauen.« Sie schüttelte den Kopf, als er ihr die Flasche zurückgeben wollte. »Behalten Sie sie ruhig. Ich habe noch genügend im Auto.«

Als John aufstand, zitterten seine Knie noch immer. Er sah noch einmal zum Fenster, zu dem Stück Teppich darunter. Das Messer musste zum Fenster hinausgeflogen sein. Es gab keine andere Erklärung.

Als John die Matratze an die Wand gelehnt hatte, verlangte Ms. Lam: »Den Lattenrost auch.«

Diesmal krabbelte keine Kakerlake unter dem Bett hervor, aber der Teppich war noch immer dreckverkrustet. John war so nervös wegen des Messers, dass er weiche Knie bekam.

»Dann kippen Sie mal alles wieder zurück.« Sie blätterte in den Büchern auf dem Pappkarton neben dem Bett. Falls sie das zerrissene Foto seiner Mutter bemerkte, erwähnte sie es nicht. »Sie haben Ihr Buch ausgelesen? *Tess von den d'Urbervilles*?«

»Äh«, machte John, überrascht von der Frage. »Ja, Ma'am.«

»Dann sagen Sie mir, John, wer hat Tess' Baby getauft?«

Er starrte ihre perfekt geschminkten Wimpern an. Sie zwinkerte. »John?«

211

Es war eine Fangfrage. Sie wollte ihn austricksen. »Tess hat es getan«, antwortete er schließlich, und obwohl er wusste, dass es stimmte, hatte er eine Heidenangst davor, das Falsche gesagt zu haben. »Der Priester wollte es nicht tun, deshalb hat sie es selbst getan.«

»Gut.« Sie lächelte und schaute sich dann noch einmal im Zimmer um. »Kein Glück bei der Suche nach einer anderen Unterkunft?«

Sie hatte ihn das beim letzten Mal auch schon gefragt. »Sollte ich mir was anderes suchen?«

»Ich weiß auch nicht, John. Sieht aus, als würde das Loch hier langsam zu klein für Sie werden.«

»Na ja, ich...«

»Es gibt da ein Haus drüber an der Dugdale. Ein Mr. Applebaum führt es. Ich rufe noch heute Abend dort an, wenn Sie wollen.«

»Ja«, sagte er. Sie hatte ihm bisher noch keine Hilfe angeboten, und jetzt beunruhigte es ihn, dass sie es tat. Trotzdem meinte er: »Vielen Dank« und: »Das wäre nett.«

»Sie ziehen dann aber wirklich schnell um, hören Sie? Wie morgen zum Beispiel?«

Er verstand die Eile nicht, aber er antwortete: »Okay.«

Sie hängte sich die Handtasche um und kramte darin nach ihren Schlüsseln.

»Und, John?«

»Ja, Ma'am?«

»Was immer Sie eben aus dem Fenster geworfen haben, als ich Ihnen den Rücken zukehrte«, sie schaute von ihrer Handtasche hoch und grinste ihn verschmitzt an, »sorgen Sie dafür, dass es Ihnen nicht in Ihre neue Unterkunft folgt.«

Er öffnete den Mund, aber sie schüttelte nur den Kopf.

»Ich mag es ganz und gar nicht, wenn jemand versucht, einen meiner Schützlinge reinzulegen«, sagte sie. »Wenn Sie wieder erfahren - und glauben Sie mir, fünfundsechzig Prozent Ihrer Bewährungskollegen tun es -, dann, weil Sie selber Mist gebaut

212

haben und nicht weil irgendein blöder, übereifriger Atlanta-Bulle Ihnen was anhängen will.«

Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Michael hatte sie angerufen. Er hatte gefunden, was John ihm unten in seinen Werkzeugkasten gelegt hatte, und beschlossen, sich zu wehren. Der einzige Grund, warum John jetzt nicht sofort wieder ins Gefängnis wanderte, war der, dass Ms. Lam sich an die Regeln hielt.

»Passen Sie auf sich auf, John.« Sie deutete mit ihren Autoschlüsseln auf ihn.

»Und denken Sie daran, Junge, ich habe ein Auge auf Sie.«

212

Kapitel 27

20.48 Uhr

Bettys Krallen klackerten über die Straße, als Will mit ihr die Runde machte. An ihrem ersten gemeinsamen Abend hatte er versucht, sie zum Joggen mitzunehmen, letztendlich musste er sie aber fast den ganzen Weg tragen. Es

hatte ihn genervt, wie sie sich mit heraushängender Zunge und angezogenen Hinterläufen in Wills Handfläche schmiegte, während er versuchte, die merkwürdigen Blicke zu ignorieren, die man ihm zuwarf.

Poncey-Highlands war ein ziemlich durchschnittliches Viertel mit ein paar Künstlern, die gerade mal so überlebten, einigen Schwulen und hier und dort auch einem Obdachlosen. Von seiner Veranda hinter dem Haus konnte Will das Carter Center sehen, in dem sich die President Carter's Library befand. Und der Piedmont Park war nur ein kurzes Stück entfernt. An den Wochenenden brachte ihn die Ponce de Leon direkt zum Stone Mountain Park, wo er Rad fuhr, Wanderungen unternahm oder sich einfach ins Gras setzte und die Sonne genoss, die über dem größten Brocken nackten Granits in Nordamerika aufging.

So schön die Berge North Georgias auch gewesen waren, hatte Will doch die Vertrautheit der Heimat vermisst, das instinktive Wissen, wo sich alles befand, welche Gegenden sicher waren, welche Restaurants von außen zwar schäbig wirkten, aber das beste Essen und den besten Service in der Stadt boten. Er liebte die Vielfalt, etwa, dass sich am Ende seiner Straße direkt gegenüber einer regenbogenbunten Hippiekolonie eine Mennonitenkirche erhob. Oder auch, dass Obdachlose einem die Mülltonne

213

durchwühlten und einen anschrien, wenn sie nichts Brauchbares fanden. Atlanta war schon immer seine Stadt gewesen, und hätte Amanda Wagner gewusst, wie glücklich er war, wieder hier zu sein, hätte sie ihn wahrscheinlich schneller in die Hügel zurückgeschickt, als er »gegrilltes Hähnchen« sagen konnte.

»Hjya.« Ein entgegenkommender Jogger flirtete, und seine wie gemeißelt aussehende Brust glänzte im abendlichen Mondlicht. Da Will sein ganzes Leben in einer Stadt mit einem hohen Schwulenanteil verbracht hatte, wusste er, dass diese Art der flüchtigen Anmache eher als schmeichelhaft denn als Angriff auf seine Männlichkeit zu betrachten war. Und natürlich, wenn man mit einem nur sechs Pfund schweren Hündchen an einer rosa Leine spazieren ging, erregte man Aufsehen, egal, wo man wohnte.

Will lächelte bei dem Gedanken, Welch lächerlichen Anblick er bieten musste, aber dieses Lächeln verflog schnell wieder, als er im Geist zu dem Thema zurückkehrte, das ihn schon den ganzen Tag beschäftigte.

Er kam in dem Fall nicht weiter, und je mehr er darüber nachdachte, desto stärker wurde das ungute Gefühl, das er von Anfang an in Bezug auf Michael Ormewood gehabt hatte. Der Detective wirkte völlig okay, wenn er direkt vor

einem stand, doch wenn man sich eingehender mit ihm beschäftigte, zeigten sich einige Mängel, und der größte davon war, dass er seinen Job dazu benutzt hatte, Frauen zum Sex zu zwingen. Das war das eine Detail, über das Will nicht so einfach hinwegkam. Prostituierte standen nicht auf der Straße wegen gutem Sex und geistreicher Unterhaltung. Sie verlangten Geld, und Will interpretierte das als Einverständnis, aber bei Michael war kein Geld geflossen. Er hatte die Macht seiner Marke eingesetzt, um die Frauen zu kontrollieren. In Wills Augen kam das einer Vergewaltigung gleich. Und doch fiel es Will schwer, sich vorzustellen, dass er die letzten beiden Tage mit einem Vergewaltiger verbracht hatte.

214

Vater, Ehemann, anscheinend allgemein respektierter Polizist, okay. Aber Vergewaltiger? Dieser Mann hatte auf jeden Fall zwei Seiten, und je mehr Will darüber nachdachte, desto unsicherer wurde er in Bezug auf beide. Da Will für das GBI arbeitete, brachte er fast seine gesamte Zeit damit zu, die abscheulichsten Verbrecher zu jagen, aber wenn ihn sein Abstecher in die Berge eins gelehrt hatte, dann die Erkenntnis, dass die Menschen nur selten entweder wirklich gut oder wirklich schlecht waren. In Blue Ridge, wo Armut und Fabrikschließungen sowie ein Streik in der örtlichen Mine das kleine Bergstädtchen praktisch ruiniert hatten, war die Grenze zwischen richtig und falsch ziemlich verschwommen gewesen. Will hatte dort oben sehr viel gelernt, nicht nur über die menschliche Natur, sonder auch über sich selbst. Region Acht des Georgia Bureau of Investigation war der größte Distrikt des Staates, zuständig für vierzehn Bezirke und mit einer Ausdehnung bis hin zum Tennessee und zur Grenze nach North Carolina. Die Männer, die Will im Büro im nordwestlichen Georgia kennengelernt hatte, sprangen ziemlich hart mit den Einheimischen um, als würden sie über den Menschen stehen, denen sie eigentlich dienen sollten. Wills Vorgesetzter hieß »Yip« Gomez, aus Gründen, die Will nie herausfand, und bei ihrer ersten Begegnung hatte der Mann ihm grinsend geraten, erst gar nicht zu versuchen, sich auf dem örtlichen Frischfleischmarkt zu amüsieren. »Ich hatte schon alle Damen, die noch ihre eigenen Zähne haben«, meinte er lachend. »Geringe Auswahl, mein Junge, geringe Auswahl.«

Anscheinend hatte Wills Miene seine Gedanken verraten - Angie sagte immer, er verfüge über mehr Östrogen, als gut für ihn sei -, denn Yip hatte ihm danach nur die beschissensten Aufgaben im Distrikt zugewiesen. Von der verdeckten Operation, die zur größten Verhaftungswelle in der Geschichte

des Bureaus geführt hatte, war er völlig ausgeschlossen gewesen. In Zusammenarbeit mit den örtlichen Behörden hatte Yip mit  
215

geholfen, ein Hahnenkampfkartell zu sprengen, das sich über drei Staaten und zwölf Bezirke erstreckte. In den Fall war auch der Bürgermeister einer Nachbarstadt verwickelt gewesen, der seinen eigenen Liegestuhl an den Ring stellte, damit ihm nur ja nichts von der Action entging. Auch wenn der Tipp von einigen wütenden Ehefrauen gekommen war, die genug davon hatten, dass ihre Männer regelmäßig ihre Löhne verspielten, hatte das den Ruhm der verdeckten Operation nicht geschmälert. Yip und die Jungs hatten im Blue Havana an der 515 gefeiert, während Will in seinem Auto saß, um eine verlassene Hühnerfarm zu überwachen, die angeblich in ein Methamphetaminlabor umgewandelt worden war. Nicht dass er mit diesen Kerlen hätte saufen wollen, es ging darum, dass man ihn nicht eingeladen hatte.

Auch wenn er von den spektakulären Fällen immer ausgeschlossen war, so gefiel Will doch der Gedanke, dass er in den Bergen wichtige Arbeit leistete. Methamphetamin war eine fiese Droge. Sie machte die Konsumenten zu Untermenschen, brachte sie dazu, ihre Kinder am Straßenrand stehen zu lassen und die Beine zu spreizen für alles, was sie high machte. Schon lange, bevor er nach Blue Ridge kam, hatte Will oft genug erlebt, wie Methamphetamin ein Leben zerstörte. Er brauchte keinen extra Anstoß, um jedes Labor in seinem Zuständigkeitsbereich ausheben zu wollen. Die Arbeit war gefährlich. Die sogenannten Chemiker, die das Gemisch zusammenstellten, riskierten dabei ihr Leben. Ein einziger Funke reichte, um das ganze Gebäude in die Luft zu jagen. Der bei der Herstellung freigesetzte Staub war imstande, einem die Lunge zu verstopfen wie Plastilin. Das Dekontaminationsteam musste gerufen werden, bevor Will hineingehen und Beweise sammeln konnte. Allein die Dekontamination dieser Labors trieb die örtlichen Polizeieinheiten und Sheriffs Departments in den Bankrott, und der Staat war nicht bereit, Hilfe zu leisten.

Will drängte sich manchmal der Eindruck auf, dass für einen  
215

gewissen Typ von Bergbewohner die Methamphetaminproduktion eine andere Art des Whiskey-Schwarzbrennens war, eine Möglichkeit, ihre Kinder mit Kleidung und Nahrung zu versorgen. Es fiel ihm ziemlich schwer, die Junkies, denen er auf den Straßen von Atlanta begegnete, mit einigen der durchschnittlichen Menschen in Zusammenhang zu bringen, die in den Hü-

geln den Stoff zusammenbrauten. Wobei Will nicht sagen wollte, dass sie alle Engel waren. Einige waren grässlich, absoluter Abschaum, der alles tat, um seine Sucht zu finanzieren. Andere musste man differenzierter sehen. Will traf sie im Lebensmittelgeschäft, in der örtlichen Pizzeria oder sonntags mit ihren Kindern vor der Kirche. Normalerweise nahmen sie das Zeug nicht selbst. Es war für sie nur ein Job, eine Chance - für einige die einzige -, Geld zu verdienen. Menschen starben, Leben wurde zerstört, aber das ging sie nichts an.

Will wusste nicht, wie sie das eine so sauber vom anderen trennen konnten, aber in Michael Ormewood erkannte er eine ähnliche Tendenz. Der Detective tat seine Arbeit - und allem Anschein nach sehr gut -, aber dann gab es auch noch diesen anderen Teil von ihm, der genau den Menschen, denen er helfen sollte, schadete.

Betty machte ihr Geschäft unter einen Busch. Danach bückte sich Will, um das Häufchen einzutüten. Auf dem Rückweg warf er die Tüte in einen Abfallkorb. Will ertappte sich dabei, wie er bei der Nachbarin ins Fenster schaute und sich fragte, wann sie zurückkommen würde. Als hätte sie seine Gedanken erraten, zerrte Betty an der Leine und zog ihn zu der Auffahrt.

»Schon gut«, besänftigte er sie und schloss seine Haustür auf. Er bückte sich, um sie von der Leine zu lassen. Sie schlitterte durchs Zimmer, sprang auf die Couch und machte es sich auf den Kissen bequem. Jeden Morgen bevor er zur Arbeit ging reihte er die Kissen an der Rückenlehne des Sofas auf, und jeden Abend hatte Betty es geschafft, sie wieder umzuwerfen, um sich daraus ein Lager zu bauen. Er hätte es auch einen Thron

216

nennen können, aber für einen erwachsenen Mann war es peinlich, so über einen kleinen Hund zu denken.

Will ging in sein Schlafzimmer und zog das Jackett aus. Er knöpfte gerade die Weste auf, als das Telefon klingelte. Zuerst erkannte er die hohe, schrille Stimme nicht, die da hektisch aus dem Hörer drang.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Will. »Wer ist dran?«

»Ich bin's, Cedric«, heulte der Junge. »Jasmine ist verschwunden.« Offensichtlich hatte Cedric auf Will gewartet, denn die Haustür ging auf und der Junge kam herausgelaufen, kaum dass Will in die Parklücke gefahren war. »Sie müssen was tun«, flehte der Junge. Sein Gesicht war verquollen vom Weinen. Vom Möchtegerngangster dieses Vormittags keine Spur mehr. Er war ein verängstigter kleiner Junge, der sich Sorgen machte um seine Schwester.

»Das wird schon alles wieder«, tröstete ihn Will, obwohl er wusste, dass diese Worte rein gar nichts bedeuteten. Er fühlte sich einfach verpflichtet, sie zu sagen.

»Kommen Sie.« Cedric fasste ihn bei der Hand und zerrte ihn auf das Gebäude zu.

Will folgte dem Jungen in die dritte Etage. Auf dem Absatz wollte er eben Cedric fragen, was denn eigentlich los sei, als er die alte Frau in der Tür stehen sah.

Sie trug ein ausgewaschenes, purpurrotes Hauskleid mit passenden Strümpfen, die ihr auf die geschwollenen Knöchel gerutscht waren. In der einen Hand hatte sie einen Stock, in der anderen ein schnurloses Telefon. Sie trug eine Brille mit dickem Plastikrahmen, und die Haare standen ihr wirr vom Kopf ab. Die Stirn war misstrauisch gerunzelt.

»Cedric«, sagte sie, und ihre tiefe Stimme hallte durch den langen Korridor.

»Was machst du mit diesem Mann?«

»Er Polizist, Granny. Wird uns helfen.«

217

»Er *ist* Polizist«, korrigierte ihn die alte Frau. »Und das bezweifle ich sehr.«

Will hielt noch immer Cedrics Hand, und jetzt zog er mit der anderen seine Marke aus der Tasche. Er trat einen Schritt vor, um sie der Frau zu zeigen.

»Cedric hat mir gesagt, dass Ihre Enkelin verschwunden ist.«

Sie musterte die Marke und die Ausweiskarte darunter. »Sie sehen aber nicht aus wie ein Polizist.«

»Nein«, gab Will zu und steckte die Marke wieder ein. »Ich bemühe mich eben zu lernen, das als Kompliment zu nehmen.«

»Cedric«, blaffte die Frau. »Geh und räum dein Zimmer auf.«

»Aber Gran...« Sie brachte ihn mit einem scharfen Blick zum Verstummen, und er rannte sofort in sein Zimmer.

Die alte Frau öffnete die Tür nun weiter, und Will erkannte, dass ihre Wohnung eine exakte Kopie von der Aleesha Monroes war. Die Couch diente offensichtlich als Bett; Kissen, Laken und Decke lagen ordentlich zusammengefaltet und aufeinandergestapelt an einem Ende. Zwei Ohrensessel befanden sich links und rechts der Couch, Schonbezüge überdeckten die offensichtlichen Schadstellen darunter. Die Küche war sauber, aber vollgestellt. Auf einem Ständer trocknete Geschirr. Diverse Unterwäsche hing an einem Ständer in einer Ecke. Die Badezimmertür stand offen, aber die Schlafzimmertür war geschlossen; ein großes Poster von Sponge Bob SquarePants klebte an der Außenseite.

»Ich bin Eleanor Allison«, informierte sie ihn und humpelte zu dem Sessel am Fenster. »Ich nehme an, Sie wollen sich setzen?«

Will bemerkte, dass sein Mund offen stand. Überall waren Bücher - einige in klappigen Regalen, die aussahen, als würden sie gleich umkippen, andere in ordentlichen Stapeln auf dem Boden.

»Überrascht es Sie, dass eine schwarze Frau lesen kann?« »Nein, ich...«

218

»Lesen Sie auch gern?«

»Ja«, antwortete Will und dachte, dass er nur eine halbe Lüge erzählte. Spätestens nach drei Audiobüchern, die er sich anhörte, zwang er sich, mindestens ein ganzes Buch selbst zu lesen. Es war eine elende Plackerei, die Wochen dauerte, aber er wollte sich beweisen, dass er es konnte.

Eleanor musterte ihn, und Will versuchte es mit Wiedergutmachung. »Sie waren Lehrerin?«

»Geschichte«, erwiderte sie. Sie lehnte ihren Stock an den Sessel und legte den Fuß auf einen kleinen Hocker vor dem Stuhl. Ihre Knöchel waren bandagiert.

»Arthritis«, erklärte sie. »Habe ich, seit ich achtzehn Jahre alt bin.«

»Das tut mir leid.«

»Können Sie doch nichts dafür.« Sie winkte ihn zu dem Sessel gegenüber, aber er blieb stehen. »Sagen Sie mir eins, Mr. Trent. Seit wann kümmert sich ein Special Agent vom Georgia Bureau of Investigation einen feuchten Kehricht um ein verschwundenes schwarzes Mädchen?«

Allmählich ärgerten ihn ihre Vorurteile. »Es gab heute keine vermissten weißen Mädchen, deshalb haben wir Strohhalme gezogen.«

Sie sah ihn scharf an. »Sie sind nicht sehr lustig, junger Mann.«

»Ich bin aber auch kein Rassistenschwein.«

Einen Augenblick lang starre sie ihn an, dann nickte sie, als hätte sie ein Urteil über ihn gefällt. »Um Himmels willen, setzen Sie sich endlich.«

Will tat es und versank so tief in dem alten Sessel, dass er die Knie fast an den Ohren hatte.

Er versuchte, zur Sache zu kommen. »Cedric hat mich angerufen.«

»Und woher kennen sie Cedric?«

»Ich habe ihn heute Morgen kennengelernt. Ich war mit einem

218

Detective vom Atlanta Police Department hier, wir untersuchen den Tod einer jungen Frau, die eine Etage über Ihnen wohnte.«

»Junge Frau?«, wiederholte sie. »Sie war mindestens vierzig.«

Will hatte Pete Hanson das schon bei der Autopsie sagen hören, aber dass die alte Frau es ebenfalls zur Sprache brachte, gab der Sache irgendwie mehr Gewicht. Aleesha Monroe war etwa fünfundzwanzig Jahre älter gewesen als die anderen Opfer. Warum war der Mörder von seiner normalen Zielgruppe abgewichen?

Eleanor fragte: »Warum kümmert sich das GBl um den Tod einer drogensüchtigen Prostituierten?«

»Ich gehöre zu einer Abteilung, die den örtlichen Behörden ihre Unterstützung anbietet, wenn Hilfe nötig ist.«

»Das war sehr schön gesagt, junger Mann, aber Sie haben meine Frage nicht wirklich beantwortet.«

»Sie haben recht«, räumte er ein. »Bitte sagen Sie mir, wann Sie bemerkt haben, dass Jasmine verschwunden ist.«

Sie musterte ihn, mit ruhigem Blick und gespitzten Lippen. Er zwang sich, nicht wegzuschauen, und fragte sich, wie sie wohl im Klassenzimmer gewesen war, ob sie zu den Lehrerinnen gehört hatte, die die dummen Kinder in den hinteren Bänken sitzen ließen, oder ob sie ihn an den Ohren in die vorderste Reihe gezerrt und ihn angeschrien hätte, weil er die Antwort auf die Frage an der Tafel nicht wusste.

»Nun gut«, antwortete Eleanor. »Ich nahm an, dass Jasmine in ihrem Zimmer sitzt und Hausaufgaben macht. Als ich sie zum Abendessen rief, kam sie nicht. Ich schaute in ihr Zimmer, und sie war nicht da.«

»Wann war das?«

»Gegen fünf Uhr.«

Will blickte auf seine Armbanduhr, tatsächlich aber las er die genaue Zeit von der Digitalanzeige am Fernseher ab. »Dann ist sie Ihres Wissens nach also seit etwa fünf Stunden verschwunden?«

219

»Werden Sie mir jetzt erklären, dass ich noch einen ganzen Tag warten muss, bevor Sie etwas unternehmen?«

»Ich wäre nicht den ganzen Weg hierhergefahren, nur um Ihnen das zu sagen, Ms. Allison. Dann hätte ich Sie einfach angerufen.«

»Sie glauben, es geht hier nur um irgendein schwarzes Mädchen, das mit einem Mann durchgebrannt ist, aber ich kann Ihnen sagen, ich kenne dieses Mädchen.«

»Sie war heute nicht in der Schule«, bemerkte Will.

Die alte Frau senkte den Kopf. Will sah, dass ihre Hände wie Klauen im Schoss lagen; die Arthritis hatte sie zu nutzlosen Klumpen verformt. »Sie

wurde vom Unterricht ausgeschlossen, weil sie einem Lehrer eine freche Antwort gegeben hatte.«

»Cedric auch?«

»Das wird langsam feindselig«, erklärte sie, redete aber weiter. »Ich kann mich nicht mehr sehr gut bewegen, vor allem, seit ich mein Vioxo nicht mehr bekomme. Ihre Mutter sitzt seit mehr als der Hälfte von Cedrics Leben im Gefängnis. Sie ist heroinsüchtig, wie Aleesha Monroe es war. Der einzige Unterschied besteht darin, dass meine Glory erwischt wurde.«

Will wusste, dass er sie besser nicht unterbrach.

»Ich war wirklich streng mit Glory. Bin nächtelang aufgeblieben und ihr gefolgt, wann immer sie das Haus verließ. Ich war die *Haut* meiner Glory, so dicht hinter ihr bin ich die ganze Zeit geblieben. Sie hasste jede Minute davon - und jetzt hasst sie mich immer noch -, aber ich war ihre Mutter, und genau das wollte ich tun. Mit den beiden bin ich genauso.« Unter Schwierigkeiten hob sie die Hand und deutete zur geschlossenen Schlafzimmertür. Will sah im Spalt unter der Tür einen sich bewegenden Schatten und vermutete, dass Cedric lauschte.

Eleanor fuhr fort: »Glory hat die beiden ziemlich vernachlässigt. Es war ihr egal, was sie trieben, solange *sie* keine Schwierigkeiten bekam und sich weiter ihre Nadeln in den Arm stechen konnte.« Die Frau seufzte, wie in Erinnerungen versunken. »Jas

220

mine ist so wild, wie Glory es war, und ich werde ihr einfach nicht mehr Herr. Eben habe ich fünf Minuten gebraucht, um bis zur Wohnungstür zu kommen, damit ich nachschauen konnte, warum Cedric so aufgereggt war.«

Will wollte sagen, dass es ihm leidtue, aber er wusste, dass sie ihn korrigieren und daran erinnern würde, dass er nichts könne für ihren Zustand, für die elende Art, wie sie offensichtlich ihr Leben verbracht und trotzdem immer versucht hatte, das Richtige zu tun, obwohl alles um sie herum zusammenbrach.

Eleanor erzählte weiter: »Cedric war noch ein Baby, als Glory das Sorgerecht entzogen wurde.« Sie beugte sich vor, obwohl es ihr schwerfiel. »Er ist ein kluger Junge, Mr. Trent. Ein kluger Junge mit einer Zukunft, wenn ich ihn so lange aus diesem Saustall hier raushalten kann, bis er erwachsen ist.« Sie presste die Lippen zusammen. »Da gibt es etwas, das er mir nicht sagt. Er liebt seine Schwester, und sie liebt ihn - liebt ihn wie eine Mutter, denn das musste sie für ihn sein, wenn Glory damit beschäftigt war, sich diese Scheiße in ihre Venen zu jagen.« Sie hielt kurz inne. »Ich glaube, ich habe mehr Einfluss auf

ihn. Und man kann nicht leugnen, dass Jasmine ihn liebt. Sie will nicht, dass er in dieses Leben hier hineingerät mit all den Schlägern und Verbrechern und Ganoven. Sie selbst geht in diese Richtung, aber sie weiß auch, dass ihr kleiner Bruder etwas Besseres schaffen kann.«

»Ist sie zuvor schon mal davongelaufen?«, fragte Will.

»Zweimal, aber immer, weil es einen Streit gegeben hatte. Gestern haben wir nicht gestritten. Zur Abwechslung haben wir mal die ganze Woche nicht gestritten. Jasmine war nicht wütend auf mich, zumindest nicht mehr als jeder Teenager auf jemanden ist, der das Sagen hat.«

»Hat sie einen Jungen als Freund?«

»Einen Jungen? Er ist fünfzehn Jahre älter als sie.«

»Wie heißt er?«

»Luther Morrison. Er wohnt an der Basil Avenue, ungefähr

221

drei Meilen von hier entfernt, in den Manderley Arms. Ich habe ihn schon angerufen. Er sagte, dass sie nicht bei ihm ist.« Sie erläuterte: »Jedes Mal, wenn sie weggelaufen ist, habe ich ihn angerufen. Und beide Male sagte er mir, dass sie bei ihm ist. Luther tut so, als würde er glauben, dass Jasmine siebzehn ist, aber er weiß so sicher, wie alt die Kleine wirklich ist, wie ich hier sitze, und er tut alles, was ich sage, damit ich ihm nicht die Polizei auf den Hals hetze.«

Will musste nun einfach fragen: »Warum haben Sie ihm nicht die Polizei auf den Hals gehetzt? Sie ist vierzehn, er fast dreißig. Das ist Verführung Minderjähriger.«

»Weil ich bei ihrer Mutter gelernt habe, dass man ein Mädchen, das darauf aus ist, sich selbst zu zerstören, nicht davon abhalten kann. Wenn ich den verhaften lasse, geht sie einfach zum Nächsten, und der wird dann noch schlimmer sein als dieser Morrison, falls das möglich ist.«

»Gran?«, fragte Cedric. Er war noch im Schlafzimmer und lugte zur Tür herein. »Ich bin fertig mit Aufräumen.

»Komm her, Kind.« Sie streckte den Arm nach ihm aus, und er kam zu ihr. Dann sagte sie zu Will: »Als ich merkte, dass Jasmine nicht da ist, habe ich sofort die Polizei angerufen. Ich bin mir sicher, Sie wissen, wie sie reagiert haben.«

»Sie haben Ihnen gesagt, Sie sollen erst mal vierundzwanzig Stunden warten, vielleicht auch achtundvierzig, wenn sie zuvor schon einmal weggelaufen ist.«

»Genau.«

Will wandte sich nun direkt an Cedric. »Du hast ziemlich aufgeregt geklungen am Telefon. Kannst du mir sagen, warum?«

Cedric schaute erst seine Großmutter an, anschließend Will und zuckte dann nur mit den Schultern.

Die alte Frau richtete sich in ihrem Sessel auf und griff in die Vordertasche ihres Hauskleids. »Bring Mr. Trent hinaus und schau für mich in den Briefkasten. Mr. Trent?« Will hatte Mühe, sich zu erheben. »Vielen Dank für Ihre Anteilnahme.«

222

»Bitte bemühen Sie sich nicht«, sagte er, als er sah, dass sie aufzustehen versuchte. »Ich halte Sie auf dem Laufenden.« Er streckte ihr die Hand entgegen und dachte erst im letzten Augenblick daran, dass ein Händedruck wegen ihrer Arthritis wohl schmerhaft sein dürfte. Doch sie nahm seine Hand, und der feste Druck überraschte ihn. »Bitte«, flehte sie. »Bitte finden Sie sie, Mr. Trent.«

»Ja, Ma'am«, sagte er, denn er wusste, wie stolz sie war und wie schwer es ihr fiel, ihn um Hilfe bitten zu müssen.

Er folgte Cedric die Treppen hinunter und hinaus auf den Parkplatz. Die Laternen tauchten alles in einen gelben Schein, und Will fiel ein, dass es nur wenige Stunden nach der Zeit war, zu der Aleesha Monroe am Sonntagabend ermordet worden war. Cedric ging zu dem Rasenstück mit den Briefkästen, wo Jasmine ihn am Vormittag zu Boden geworfen hatte.

Will sah zu, wie der Junge den Schlüssel in das Schloss steckte, und wartete, bis er die Post herausgeholt hatte. Erst dann sagte er: »Das ist ernst, Cedric.« »Ich weiß.«

»Du musst mir sagen, was du über Jasmine weißt. Warum hat sie dir gesagt, dass du nicht mit den Bullen reden darfst?«

»Sie hat gesagt, dass sie alle böse sind.«

Das war ein Gefühl, das so ziemlich jeder in einem Fünf-Meilen-Radius teilte. »Erzähl mir, was am Sonntag passiert ist.«

»Nichts.«

»Diesmal wird das nicht funktionieren, Cedric. Jasmine ist verschwunden, und du hast gehört, was deine Granny gesagt hat. Ich weiß, dass du an der Tür gelauscht hast. Ich habe deinen Schatten unter der Tür gesehen.«

Cedric leckte sich die Lippen und blätterte in der Post.

Will ging in die Knie und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Erzähl's mir.«

»Da war ein Mann«, sagte Cedric schließlich, und jetzt, da sein Argwohn verschwunden war, verbesserte sich auch seine Gram

223

matik. »Er hat Jazz Geld gegeben, damit sie einen Anruf macht. Das ist alles.«  
»Was für einen Anruf?«

»Bei der Polizei. Um zu sagen, dass Leesha verletzt ist.«

Will drehte sich zu der Telefonzelle um. Sie war dunkel, die Deckenbeleuchtung offensichtlich kaputt geschlagen. »Hat er ihr gesagt, sie soll aus der Telefonzelle anrufen?«

Cedric nickte. »War völliger Blödsinn. Sie hätte ihr Handy benutzen können. Jeder weiß doch, dass man ein Handy nicht aufspüren kann.«

»Er hat sie bezahlt?«, fragte Will.

»Zwanzig Dollar«, gab Cedric zu. »Und dann hat er ihr fürs Telefon ein Zehncentstück gegeben.«

Will ließ die Hände sinken und hockte sich auf die Hacken. »Was kostet ein Anruf von diesem Apparat, ungefähr fünfzig Cent?«

»Ja«, antwortete Cedric. »Jazz hat ihm gesagt, dass er sich die zehn Cent in die Haare schmieren kann, und dann wurde er ganz nervös und hat ihr zwei Vierteldollar gegeben.«

Will fragte sich, wie wahrscheinlich es war, dass er im Münzbehälter zwei Vierteldollar mit den Fingerabdrücken des Mörders darauf finden würde. Und dann fragte er sich, ob es wirklich Aleeshas Mörder war, der das Mädchen für den Anruf bezahlt hatte. Warum sollte der Mörder jemanden bezahlen, damit der sein eigenes Verbrechen meldet?

»Hast du den Mann erkannt?«, fragte Will.

Der Junge blätterte wieder in der Post in seiner Hand.

»Meinst du, du würdest ihn wiedererkennen, wenn du ein Foto von ihm siehst?«

»Er war weiß«, antwortete Cedric. »Ich habe ihn nicht sehr gut gesehen. Ich war hier.«

Will drehte sich zu der Telefonzelle um. Das Licht auf dem Parkplatz und bei den Briefkästen war so hell, dass es einen Blinden geblendet hätte, aber die Telefonzelle lag im Dunkeln.

223

»Was meinst du, was passiert ist?«, wollte Will wissen.

Cedric antwortete nicht sofort, sondern hantierte wieder mit der Post herum.

»Sie hat es mir immer gesagt«, antwortete er schließlich. »Wenn sie mit Luther wegging, hat sie es mir immer gesagt, damit ich mir keine Sorgen mache.«

»Nachdem Jasmine angerufen hatte, in welche Richtung ging der Mann weg?« Cedric deutete die Straße hinauf zur Ausfahrt.

»Er hatte kein Auto?«

»Weiß ich nicht«, erwiderte der Junge. »Wir waren hier, weil wir zu Freddy's wollten, und er hat uns zu sich gerufen. Jazz hat mir gesagt, ich soll zu Freddy gehen, aber ich bin geblieben, um auf sie aufzupassen.«

Will fragte sich, warum dieses Mädchen im Dunkeln zu einem fremden Mann ging. Vielleicht geriet sie noch schneller auf die schiefe Bahn, als ihre Großmutter ahnte.

Er fragte: »Wo ist Freddy's?«

Cedric deutete über die Straße zu einem anderen Gebäude. »Ist Jasmine nach dem Anruf mit dir gegangen?« »Danach ja.«

»Und der Mann ist die Straße entlanggelaufen, zur Hauptstraße?«

Cedric nickte und nagte an der Unterlippe, als wüsste er noch mehr.

Will ließ ihm Zeit, und schließlich sagte der Junge: »Jazz hat gesagt, sie hätte auf der Treppe Schreie gehört. Leesha hat geschrien.«

»Was hat sie geschrien?«

»Jazz weiß es nicht. Sie hat einfach geschrien, als würde man ihr was tun; aber das hat sie schon öfter gemacht, wissen Sie. Leesha nimmt manchmal Männer mit hinauf, und die sind oft gemein zu ihr, aber sie sagt, es macht ihr nichts aus.«

»Cedric«, sagte Will und legte dem Jungen wieder die Hand auf die Schultern.

»Du musst jetzt ganz ehrlich zu mir sein. Hat

224

Jasmine gesehen, wer Aleesha das angetan hat? Hat irgendjemand mit ihr geredet, irgendwas zu ihr gesagt?«

Cedric schüttelte den Kopf. »Sie hat mir gesagt, sie hat nichts gesehen, nichts gehört.«

»Hat sie es gesagt, wie sie es heute Vormittag gesagt hat, dass man, wenn man ein bisschen darüber nachdenkt, auf den Gedanken kommen könnte, dass sie damit ausdrücken wollte, sie hat vielleicht schon was gehört, nur will sie es niemandem erzählen?«

»Nein«, sagte Cedric bestimmt. »Das hätte sie mir gesagt.«

Will wusste nicht, ob das stimmte oder nicht. Jasmine wollte ihren Bruder beschützen. Sie hätte ihm nie etwas verraten, das ihn in Gefahr bringen würde.

Cedric griff in die Hosentasche und zog einen Zwanzig-Dollar-Schein heraus.

»Das hat sie übrigens von mir gewollt«, erklärte er. »Ich habe das Geld

genommen, das sie von dem Mann für den Anruf bekommen hatte. Deshalb ist sie hinter mir hergerannt.« Er versuchte, Will das Geld zu geben.

»Heb es für mich auf«, sagte Will, weil er wusste, dass er mit dem Schein nichts anfangen konnte. »Jasmine ist nicht weggelaufen, weil du das Geld genommen hast, Cedric. Das weißt du doch, oder?«

Als der Junge die Achseln zuckte, rutschte ihm die Post aus der Hand. Will bückte sich, um ihm beim Aufsammeln zu helfen. Den Farben nach waren es vorwiegend Rechnungen und Werbung. Wahrscheinlich hatte Will die gleichen Supersonderangebote zu Hause in seinem Briefkasten.

Er schaute zu den Briefkästen hoch. »Cedric?«

»Ja?«

»Hat Aleesha hier auch einen Briefkasten?« »Ja«, antwortete Cedric und deutete zu einem der höheren Kästen.

Will stand auf und prägte sich die Nummer ein. »Jetzt bringe ich dich wieder rein, okay?«

225

»Ich schaff das schon allein.«

»Ich muss in Aleeshas Wohnung noch was nachprüfen. Ich bring dich hinauf.«

Cedric schlich die Treppen ziemlich langsam empor. Er schloss die Tür zur Wohnung seiner Großmutter auf, blieb aber draußen stehen und beobachtete, wie Will zu Aleesha Monroes Wohnung ging. Will spürte den stummen Vorwurf des Jungen in seinem Rücken brennen: *Wo gehen Sie hin? Sie haben doch versprochen zu helfen.*

Will hatte den Schlüssel noch in seiner Westentasche. Er steckte ihn ins Schloss, drehte ihn und hörte die Verriegelung klacken. Er drehte den Knauf, aber die Tür öffnete sich nicht. Will gab bereitwillig zu - zumindest vor sich selbst -, dass er Schwierigkeiten hatte mit links und rechts, und das wurde noch schlimmer, wenn er müde war. Aber sogar er hatte schon genug Türen geöffnet, um zu wissen, in welche Richtung man den Schlüssel drehen musste, damit sie aufging. Er steckte den Schlüssel wieder ins Schloss und drehte in die andere Richtung. Wieder hörte er das Klacken, doch diesmal ließ sich die Tür öffnen.

Die Wohnung vermittelte noch das gleiche Gefühl wie am Vormittag, als wäre etwas Schlimmes passiert. Er stand in der Tür, und nur das Licht vom Gang erhellt das Zimmer. Will entdeckte einen Blutstropfen auf dem Boden und kniete sich hin. Ohne nachzudenken, drückte er den Zeigefinger auf den Fleck, um zu prüfen, ob er trocken war oder nicht.

Der Finger blieb sauber, aber Will hatte den Tropfen nicht bemerkt, als er an diesem Tag zum ersten Mal diese Wohnung betrat. Er schaltete das Licht an und dachte über das Schloss nach. Am Vormittag hatten Jasmine und Cedric diesen Lärm gemacht, als Will die Tür verschloss. Michael und er waren in raschem Tempo die Treppen hinuntergerannt. Vielleicht hatte Will nicht ganz zugeschlossen. In Eile war er auf jeden Fall gewesen.

226

Aber Will konnte sich daran erinnern, dass er die Tür verschlossen und auch das Einschnappen der Verriegelung gehört hatte.

Er durchsuchte die Wohnung, um sicherzugehen, dass nichts fehlte. Aufgrund seiner Leseschwierigkeiten bezweifelte Will, dass er über ein fotografisches Gedächtnis verfügte, aber er konnte sich Szenen gut einprägen. Er wusste, wo Sachen gestanden hatten, und auch, wenn sich etwas nicht an seinem Platz befand.

Trotzdem, irgendetwas stimmte nicht. Das Zimmer fühlte sich einfach anders an.

Die Schublade mit dem Kleinkram sah genauso aus wie am Vormittag, der Schlüsselring lang noch immer unter ein paar Quittungen in einer Ecke. Will ging ihn durch, bis er einen kleineren Schlüssel fand, der aussah wie der Briefkastenschlüssel von Cedric. Jeder Polizist, der in dieses Gebäude kam, musste an den Briefkästen vorbei. Will übrigens auch, und er hatte sich nicht erkundigt, ob Monroe Post erhalten hatte. Allerdings war Will nicht derjenige, der in diesem Fall die Ermittlungen leitete. Da Michael Urlaub genommen hatte, war jetzt Leo Donnelly der Verantwortliche.

Will achtete darauf, die Tür richtig zu verschließen, und kontrollierte noch zweimal nach, bevor er die Treppe wieder hinunterging. Wie so ziemlich jede Oberfläche in den Homes waren auch die Briefkästen mit Graffiti besprührt, und Will identifizierte Aleeshas Kasten anhand der obszönen Zeichnung, die darauf prangte.

Er schob den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn unter Schwierigkeiten. Die Ursache des Problems entdeckte er, als die Tür aufging. Das kleine Kästchen war vollgestopft mit Post. Will nahm die Umschläge packenweise heraus und registrierte die Farben und grellen Logos. In dem ganzen Werbemüll steckte ein einfacher, weißer Umschlag. In der unteren Ecke war eine kleine Ausbuchtung zu erkennen, Will betastete sie mit den Fingern

226

und vermutete, dass es sich um etwas Metallisches handelte, der Form nach vielleicht um ein Kreuz. Jemand hatte den Umschlag in einer schwungvollen Handschrift adressiert, die zu entziffern Will gar nicht erst versuchte. Er schaute auf seine Armbanduhr, schaute sie wirklich an, wie er es noch nie getan hatte, und nach einer Weile konnte er tatsächlich die Zeit ablesen. Es war fast Mitternacht. Angie würde wahrscheinlich bald von der Arbeit nach Hause kommen.

Will saß auf Angies Vordertreppchen. Von dem harten Beton wurde ihm der Hintern taub. Er hatte keine Ahnung, wo sie steckte, und sein Handyaku hatte endgültig den Geist aufgegeben, so dass er nicht einmal genau wusste, wie spät es war.

Er hatte das Handy nutzbringend verwendet, bevor es ihn im Stich ließ, hatte einen Kontaktmann bei der Polizei von Atlanta angerufen und dafür gesorgt, dass der Bericht über Jasmine Allison nicht einfach abgeheftet wurde wie die Tausende von Vermisstenmeldungen, die jedes Jahr in der Dienststelle eingingen. Der Fall hatte nun höchste Priorität, und Luther Morrison bekam Besuch von einem äußerst verärgerten Beamten. Der Streifenpolizist hatte das Haus durchsucht und dort ein minderjähriges Mädchen vorgefunden, aber es war nicht das, nach dem sie suchten.

Will hatte ein ungutes Gefühl, was Jasmines Verschwinden anging. Laut Cedric hatte Jasmine etwas gesehen, mit jemandem gesprochen, der mit dem Mord in Zusammenhang stand. Das machte sie entweder wertvoll oder entbehrlich, je nach dem, mit wem man sprach. Aber was die Polizei von Atlanta betraf, rechtfertigte Wills ungutes Gefühl noch keine Großfahndung. Dieser Gedankengang hatte ihn dazu gebracht, seine Vorbehalte aufzugeben und Michael Ormewood anzurufen, um herauszufinden, ob das Mädchen ihm irgendetwas erzählt hatte,

227

bevor sie ihm auf der Treppe entwischt war. Es konnte gut sein, dass Michael der Letzte war, der sie gesehen hatte. Leider war der Detective entweder nicht zu Hause, oder er ging nicht ans Telefon.

Angies schwarzer Monte Carlo SS bog in die Einfahrt ein. Der Motor klang, als würde er mit Kies laufen, und er verzog das Gesicht, als er das Klopfen hörte, nachdem sie die Zündung ausgeschaltet hatte. Will hatte ein ganzes Jahr gebraucht, um dieses Auto für sie auf Vordermann zu bringen. Abende, Wochenenden, einen ganzen Urlaub. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihr etwas Schönes zu schenken, zu beweisen, dass er mit seinen Händen etwas schaffen konnte, ohne dass ein dummes Handbuch ihm sagte, dass Mutter C

auf Schraube A kommt. Die frischen Ölflecken in der Einfahrt waren für ihn wie ein Schlag ins Gesicht.

Angie stieß die Wagentür auf und fragte barsch: »Was willst du denn hier?« Es war nicht zu übersehen, dass sie ihre Arbeitskleidung trug. So, wie sie jetzt im Auto saß, hatten er und alle anderen auf dieser Straßenseite einen guten Blick unter ihren kurzen Rock.

Will fragte: »Was hast du denn mit dem Auto angestellt?«

»Ich bin gefahren.« Sie stieg aus und schlug die Tür so fest zu, dass das Auto wackelte.

»Auf der Einfahrt ist Öl.«

»Was du nicht sagst.«

»Warst du je mal bei einer Inspektion?«

»Wo sollte ich da hin?«

»Hier in der Gegend gibt es zehn Millionen Werkstätten. Du kannst keinen Stein werfen, ohne eine zu treffen.«

»Wenn ich einen Stein werfen wollte, dann dir an den Kopf, du Blödmann.« Sie stieß ihn von der Tür weg, damit sie aufsperren konnte. »Ich bin müde und stocksauer und möchte nur noch ins Bett.« Sie warf ihm einen Blick über die Schulter zu, als erwartete sie, dass er sagte, er würde gern mitkommen.

228

»Ich muss mit dir reden«, erklärte er.

»Will, warum hast du deinen Schlüssel nicht benutzt?« Sie musste sich nicht den Hals verrenken, um ihn anzusehen, sie trug noch ihre High-Heels. »Du hast doch meinen Schlüssel noch. Warum sitzt du hier draußen in der Kälte?« Er roch Alkohol in ihrem Atem. »Hast du getrunken?«

Sie seufzte, und er bekam noch eine Nase von etwas ab, das Whiskey sein musste.

»Komm rein«, sagte sie und steckte den Schlüssel ins Schloss. »Meine Nachbarn sehen eh schon genug von mir, weil sie mir immer, wenn ich aus diesem Scheißauto steige, zwischen die Beine schauen können.«

Will folgte ihr ins Haus und schloss die Tür hinter sich.

Sie schleuderte ihre Stilettos von den Füßen und schlüpfte in pinkfarbene Pantoffeln. Angie hasste es, barfuß zu gehen.

»Du hast mir gerade noch gefehlt.« Sie schaltete das Licht im Korridor an, redete weiter und zog sich schon aus, während sie noch zum Schlafzimmer ging. »Ich hatte den beschissensten Tag meines Lebens. Alle Mädchen sind völlig durchgeknallt wegen Aleesha, und sie haben die ganze Nacht nur geflennt, als wäre mein Tag nicht schon schlimm genug.« Er sah ihren nackten

Rücken, die Wölbung ihres Rückgrats über dem pinkfarbenen Slip, kurz bevor sie die Schlafzimmertür zuknallte. »Um drei Uhr habe ich einen Anruf von Lieutenant Canton bekommen«, fuhr sie fort, die Stimme jetzt gedämpft durch die Tür. »Er hat mich dazu verdonnert, früh reinzukommen und den ganzen Nachmittag mit diesem Arschloch Ormewood zu arbeiten, weil der auf der Suche war nach ein paar blöden Akten aus der Zeit, als er noch bei der Sitte arbeitete.«

Will fiel wieder ein, dass Ormewood gesagt hatte, er wolle sich die Akten noch einmal vornehmen, aber es überraschte ihn, dass der Mann es tatsächlich getan hatte, angesichts des Zustand, in dem er gewesen war, als Will ihn das letzte Mal sah.

229

»Zwei Stunden lang musste ich in diesem gottverdammten Rock herumsitzen« - er hörte etwas gegen die Wand klatschen und vermutete, dass es dieser Rock war -, »und dieser Wichser rückt mir auf die Pelle und reißt Witzchen, als wären wir die allerbesten Freunde.«

Will hatte seinen Schlüssel bereits eine Stunde zuvor benutzt, um Aleesha Monroes Post auf den Couchtisch zu legen, damit er sie nicht die ganze Nacht in der Hand halten musste. Jetzt setzte er sich auf die Couch und sortierte sie für Angie in ordentliche Stapel.

»Ich schwöre bei Gott, Will«, hörte er Angie sagen, die nun wieder den Gang entlangkam. »An manchen Tagen schaue ich mir diese Mädchen an und denke mir, die werden von ihren Luden besser behandelt als ich von diesen Schwanzlutschern, mit denen ich arbeiten muss.«

Die Pantoffeln patschten gegen ihre Fersen, als sie in die Küche ging. Er hörte die Kühlzimmertür aufgehen, Eis in einem Glas klimpern. Sie öffnete eine Flasche und goss sich etwas ein, knallte dann den Kühlzimmertür wieder zu. Sekunden später saß sie neben ihm auf der Couch, streifte die Pantoffeln ab und nahm einen kräftigen Schluck aus dem Glas.

Will konnte nicht anders. Sein Rücken versteifte sich wie der eines katholischen Schulumrådchens. »Hast du vor, das vor meinen Augen zu trinken?«

Sie drückte ihren nackten Fuß an sein Bein und sagte: »Nur bis du anfängst, hübsch auszusehen.«

»Tu das nicht.«

»Was soll ich nicht tun?«, fragte sie neckisch und stupste ihn noch einmal an. Er wandte sich ihr zu, und genau darauf hatte sie gewartet. Angie legte sich auf den Rücken, den Fuß noch immer an seinem Bein. Sie trug einen kurzen

schwarzen Bademantel und sonst nichts. Der Gürtel war nur locker zugebunden, und zwischen den Mantelfalten sah er ein Haarbüschel.

230

Will schnürte es die Kehle zu. Sein Mund war so voller Speichel, dass er die Lippen zusammenpressen musste, um nicht zu sabbern.

Sie sagte: »Ich schätze, du hast rausgefunden, dass mein Kerl ein Pädophiler ist.«

Will stand so schnell auf, dass ihm kurz schwindlig wurde. »Was?«

»Shelley«, sagte sie beiläufig. »Ich nehme an, du hast dir seine Akte besorgt?«

Will legte die Hand vor die Augen, als würde das, was er eben gehört hatte, sich ändern, wenn er sie nicht mehr sah. »Er ist ein Pädophiler?«

Sie grinste ihn seltsam an. »Ist dir eigentlich klar, dass du schreist?«

Will senkte die Stimme. »Du hast mich gebeten, einen *Pädophilen* für dich zu überprüfen?« Er ging zum Kamin und hätte am liebsten die Faust in die Ziegel gerammt. »Was denkst du dir eigentlich, verdammt noch mal? Ist das jetzt dein Neuer? Mein Gott, ich mache mir Gedanken wegen Ormewood, und du...«

»Was hat er gesagt?«

Ihr Ton hatte sich verändert, und die Luft im Zimmer schien kälter geworden zu sein. Er fragte: »Was hat wer gesagt?«

Sie setzte sich auf, schlug die Beine übereinander und bedeckte sich mit dem Bademantel. »Du weißt verdammt gut, von wem ich rede.«

»Nein«, entgegnete er. »Das tue ich nicht.«

Sie stellte das Glas neben die Post auf den Tisch. »Was ist das?«

»Ich weiß, dass du mit ihm geschlafen hast.«

»Ein echter Gentleman, dieser Michael Ormewood. Hat dir alle Details erzählt, was?« Sie lachte trocken auf, während sie in der Post blätterte, die er mitgebracht hatte. »Muss doch ein Riesen

230

spaß für euch gewesen sein, Erfahrungen auszutauschen. Kein Wunder, dass der Wichser heute Nachmittag so fröhlich war.«

»Er hat mir überhaupt nichts erzählt«, entgegnete Will. »Ich bin selbst drauf gekommen.«

»Gebt dem Detective einen Orden.« Sie hob das Glas in seine Richtung und nahm dann einen großen Schluck. Er sah ihren Kehlkopf hüpfen, während sie schluckte und schluckte, bis das Glas leer war.

Will drehte ihr den Rücken zu und betrachtete das Bild über dem Kaminsims. Es handelte sich um ein Triptychon, drei mit Scharnieren verbundene

Leinwände, die in geöffnetem Zustand ein Bild ergaben und in geschlossenem ein anderes. Er war immer davon ausgegangen, dass ihr die Doppeldeutigkeit des Werks gefiel. Es schien wie Angie zu sein, innen so und außen anders. Auch wie Michael Ormewood, wenn man darüber nachdachte. Was für ein perfektes Paar.

»Aleeshas Post«, bemerkte Angie schließlich. »Hast du die eben erst entdeckt?«

Er nickte.

»Warum hat Michaels Team nicht schon früher danach gesucht?«

Will räusperte sich. »Keine Ahnung.«

»Werbung, Werbung, Rechnung, Rechnung.« Er hörte die Umschläge auf den Tisch klatschen, während sie sie durchsah. »Was ist das?«

Will antwortete nicht, aber eigentlich redete sie auch gar nicht mit ihm.

Er hörte sie den Umschlag aufreißen, den Brief herausziehen. »Hübsches Kreuz«, sagte sie. »Ich erinnere mich, dass ich es manchmal an Aleesha gesehen habe.«

Er betrachtete das Gemälde und wünschte sich, es wäre ein Spiegel, der ihm zeigte, was in ihrem Inneren vorging. Vielleicht war es einer. Zwei abstrakte Gemälde, und keins von beiden ergab einen Sinn.

231

Will spürte, wie sie hinter ihm ihre Hand in seine Jackettasche steckte. Sie zog seinen Digitalrecorder hervor. »Der ist neu.« Sie stand so nahe bei ihm, dass er die Wärme ihres Körpers fühlte.

Er hörte sie mit der Maschine hantieren und drehte sich um. »Es ist der orangefarbene Knopf.«

Sie hielt ihm den Recorder hin. Ihr Finger lag bereits auf dem Knopf. Sanft drückte er seinen Daumen auf ihren Zeigefinger, und der Recorder sprang an. »Danke.«

Will konnte sie nicht ansehen. Er drehte sich wieder um und lehnte sich an den Kamin. Sie ging zur Couch zurück und setzte sich. Das Eis im Glas klimperte. Wahrscheinlich hatte sie vergessen, dass es schon leer war.

»Liebe Mama«, las Angie nun vor. »Ich weiß, dass du glaubst, ich schreibe nur, um dich um Geld zu bitten, aber ich möchte dir nur sagen, dass ich von jetzt an nichts mehr von dir will. Du hast immer mir die Schuld gegeben, weil ich weggegangen bin, dabei warst du doch diejenige, die uns verlassen hat. Du warst diejenige, die mich zum Paria gemacht hat. Die Bibel lehrt uns, dass die Sünden der Eltern auf die Kinder zurückfallen. Ich bin die Ausgestoßene, die Unberührbare, die nur mit dem anderen PARIA leben kann, wegen deiner

Sünden.« Angie bemerkte: »Bei der Unterschrift schreibt sie ihren Namen anders: A-L-I-C-I-A anstatt A-L-E-E-S-H-A.«

Will gab ein entrüstetes Geräusch von sich. Sie musste doch wissen, dass sie genauso gut Chinesisch mit ihm reden könnte.

»Sie schreibt ihren Namen korrekt - auf die gebräuchlichere Art - bei der Unterschrift unter diesem Brief. Wahrscheinlich änderte sie die Schreibweise, als sie anfing, auf den Strich zu gehen.« Angie redete weiter. »Laut Poststempel hat sie ihn vor zwei Wochen abgeschickt. Da ist außerdem ein Stempel, der besagt, dass der Brief zurückgeschickt wurde, weil er nicht ausreichend frankiert war. Ich vermute, das Kreuz hat ihn zu schwer

232

gemacht, oder vielleicht ist er auch in einer der Maschinen hängen geblieben.« Sie hielt inne. »Hast du vor, mit ihrer Mutter zu reden? Der Postleitzahl nach zu urteilen, ist das nicht weit weg von hier, vielleicht zehn Meilen. Ich frage mich, ob sie überhaupt weiß, dass ihre Tochter tot ist.«

Will wandte sich ihr zu. Angie hielt den Umschlag in der Hand und drehte ihn um, um sicherzugehen, dass sie auf der Rückseite nichts übersehen hatte.

Dann hob sie den Kopf, sah ihn sie anstarren und fragte: »Will?«

»Wenn ich mit einem Fingerschnippen rückgängig machen könnte, dass ich dich kennengelernt habe, dann würde ich es tun.«

Sie legte den Umschlag beiseite. »Wäre mir auch lieber, wenn du das könntest.«

»Was findest du nur an einem Kerl wie diesem?«

»Er kann recht charmant sein, wenn er will.«

Sie meinte Michael. »Passierte es, bevor oder nachdem du herausgefunden hastest, dass er die Mädchen ausnutzte?«

»Davor, du Arschloch.«

Er warf ihr einen scharfen Blick zu. »Ich glaube nicht, dass du im Augenblick das Recht hast, wütend auf mich zu sein.« Sie gab nach. »Ja, du hast recht.«

»Und dieser Shelley ist ein Pädophiler?« Sie lächelte, als wäre das lustig. »Und ein Mörder.« »Hältst du das für einen Witz?«

Sie stützte die Ellbogen auf die Knie und warf ihm dieses neckische Lächeln zu, das bedeutete, dass sie für alles offen war. »Sei nicht böse mit mir, Baby.«

»Lass Sex aus dieser Sache raus.«

»Er ist die einzige Art, die ich kenne, um mit Leuten zu kommunizieren«, witzelte sie, denn das war etwas, das eine Psychiaterin ihr einmal gesagt hatte. Will wusste nicht, ob Angie mit der Frau geschlafen hatte oder nicht, aber die Beobachtung traf natürlich hundertprozentig zu.

»Angie, bitte.«

»Ich habe dir gesagt, dass du heute einen schlechten Zeitpunkt erwischt hast.« Sie stand auf und drückte ihm den Umschlag in die Hand. »Komm, Willy«, sagte sie und zog ihn zur Tür. »Du musst jetzt nach Hause.«

## Kapitel 28

*8. Februar 2006 9.24 Uhr*

Angie kannte Gina Ormewood von Kens Abschiedsfest. Sie war eine unscheinbare Frau, die nicht zu wissen schien, dass dickes Make-up Akne nur noch schlimmer machte und ein Friseur, der weniger als zehn Dollar verlangte, einem nicht gerade einen Gefallen tat. Wenn Angie nicht noch in dieser Nacht ihren Ehemann gefickt hätte, würde sie sich wahrscheinlich überhaupt nicht an sie erinnern. So allerdings wusste sie, dass Gina im Piedmont Hospital arbeitete, was bei großzügiger Betrachtung ungefähr auf dem Weg zu ihrer Arbeitsstätte lag - falls man den Strich vor dem Schnapsladen an der Cheshire Road so bezeichnen konnte.

Sie hatte im Krankenhaus angerufen, um sich zu erkundigen, ob Gina Ormewood Dienst hatte. Die Schicht der Frau fing erst in zwanzig Minuten an, aber sie hatte nichts Besseres zu tun, als zu warten. Als sie zum Krankenhaus kam, war sie froh, so früh dran zu sein. Die Autos standen bis auf die Straße, das Parkdeck schien voll belegt zu sein. Nach einer Weil gab Angie es auf. Sie zeigte dem Wachmann, der vor der Notaufnahme stand, ihre Marke und stellte ihr Auto auf einem Behindertenparkplatz ab.

Ungefähr ein Dutzend Leute wartete vor dem Eingang zur Notaufnahme, alle mit Zigaretten zwischen den Lippen. Mit angehaltenem Atem ging Angie durch die Rauchschwaden. Sie hasste Zigaretten, weil sie sie immer an die Brandnarben auf Wills Körper erinnerten. Jemand hatte Stunden damit zuge

bracht, das Fleisch an den Rändern seiner Schulterblätter zu versengen und seine Rippenbogen mit einem obszönen Muster zu versehen.

Sie schauderte bei dem Gedanken.

Der Mann an der Anmeldung schaute nicht einmal hoch, als Angie vor ihm stand. »Schreiben Sie Ihren Namen da rein, und nehmen Sie Platz.«

Sie hielt ihm ihre Marke unter die Nase, er verweigerte ihr dennoch die Höflichkeit des Augenkontakts. »Sie müssen mit der Krankenhausverwaltung reden, wenn Sie Akteneinsicht wollen.«

Sie schaute auf sein Namensschildchen. »Keine Akten, Tank. Ich bin hier wegen Gina Ormewood.

Jetzt sah er auf. »Was wollen Sie von Gina?«

»Es geht um ihren Mann.«

»Ich hoffe, der Schweinehund ist tot.«

»Passen Sie auf, was Sie sagen.« Das kam automatisch, wobei ihr aber nicht entgangen war, dass der Mann Michael ganz offensichtlich hasste.

Tank stand auf und musterte sie. Angie trug Arbeitskleidung, was hieß, dass sie aussah wie eine Nutte. Trotzdem war sie noch Polizistin und dieser Kerl kein Idiot.

Sie fragte: »Was glauben Sie, wann Gina hier sein wird?«

»Sie kommen ihr aber nicht blöd.« Das war keine Frage.

»Ich will nur mit ihr reden.«

Er musterte sie weiter, als könnte er allein dadurch feststellen, ob sie Schwierigkeiten machen würde. Bei seiner Arbeit hier an der Anmeldung hatte er wahrscheinlich die entsprechenden Instinkte entwickelt. »Geben Sie ihr noch zehn Minuten«, sagte er. »Sie kommt immer früh.«

»Danke.« Angie steckte ihre Marke wieder in die Handtasche und setzte sich auf den einzigen freien Stuhl im überfüllten Wartebereich.

Ihr gegenüber saßen ein älterer Mann und eine ältere Frau,

234

die, als sie hier ankamen, wahrscheinlich in Angies Alter gewesen waren. Die Frau schaute Angie angewidert an, der Mann eher interessiert. Der Kerl musste mindestens achtzig sein, und trotzdem fragte er sich wahrscheinlich, wie viel Geld er in seiner Brieftasche hatte. Seine Frau schnäuzte sich in ein schon mehrmals gebrauchtes Tempo. Sie machte den Eindruck, als würde sie gleich umkippen. Angie spreizte die Beine, und der Mann wurde bleich. Die Frau sah aus, als bekäme sie einen Herzanfall.

Bevor die beiden sich einen anderen Platz suchen konnten, stand Angie auf und ging zum Zeitschriftenständler. Gott, war dieser Laden deprimierend; der Wartebereich wimmelte von Keimen und Krankheiten. Jeder, der dachte, Amerika besäße kein staatliches Gesundheitswesen, sollte ein paar Stunden in einer Notaufnahme verbringen. Irgendjemand bezahlte, damit die NichtVersicherten und Mittellosen zum Arzt gehen konnten, und es waren auf jeden Fall nicht die NichtVersicherten und Mittellosen. Scheiße, heutzutage war man ohne Versicherung fast besser dran. Man bekam dieselbe beschissene Behandlung, aber man bezahlte weniger.

Während Angie auf Gina Ormewood wartete, blätterte sie im *Field & Stream* und dann im *Ladies Home Journal* vom vorletzten Weihnachten. Gestern war Michael zu weit gegangen. Er hatte sie angegrinst wie ein Affe, als sie seine

Sitteakten durchgingen, und jetzt wusste sie auch, warum. Angie blöd zu kommen war eine Sache - vielleicht hatte sie es ja verdient -, aber dass er Will aufgeregzt hatte, war unverzeihlich. Anscheinend hatte Michael etwas gesagt, irgendeine Bemerkung gemacht, die Will verriet, dass er Angie gebumst hatte. Sie arbeitete den ganzen Tag mit Männern, verhaftete die Arschlöcher, und sie wusste, wie ihre kleinen Hirne funktionierten. Keine Sekunde verging, ohne dass sie an Sex dachten oder darüber redeten, und die Tatsache, dass Michael Angie gefickt hatte, war ein gutes Thema zum Tratschen. Wahrscheinlich hatte er es sogar die

235

sem Arschloch Leo Donnelly erzählt. Inzwischen dürfte es die ganze Truppe wissen. Kein Wunder, das Will sich gedemütigt fühlte.

O Gott, sie durfte den Mädchen nicht mehr so oft zuhören. Niemand hasste Männer so sehr wie Prostituierte. Stundenlang konnten sie darüber reden, was für erbärmlicher Abschaum die Männer waren, und dann mussten sie mit dem ersten Arschloch mitgehen, der mit einem Schein wedelte. Angie hatte schon genug Schwierigkeiten mit Männern, ohne dass sie über sie dachte wie eine Hure.

Die Tür ging auf, und als sie den Kopf hob, sah sie ein paar Kerle hereinkommen. Sie vertiefte sich wieder in ihre Zeitschrift, ohne das Obstkuchenrezept wirklich zu lesen. Sie bekam Kopfschmerzen, wenn sie an Ormewood dachte, an die Enttäuschung in Wills Gesicht, wie er sie angeschaut hatte, als sie ihn letzte Nacht sanft zur Tür schob. Er musste innerlich gekocht haben, als Michael anfing, damit zu prahlen und ihm die intimsten Details seiner Eroberung zu erzählen.

Angie blätterte um, noch ein Rezept. Wenn Michael vorhatte, den einzigen Menschen fertig zu machen, der Angie wirklich am Herzen lag, dann würde sie es ihm heimzahlen. Nichts machte einem Mann mehr zu schaffen als Probleme zu Hause.

»Robin?«

Angie blätterte zur nächsten Seite. Pullover für Mütter und Töchter. Wie scheißbewundernswert. »Robin? Bist du das?«

Scheiße. Sie hob den Kopf. John Shelley stand vor ihr und neben ihm ein Schwarzer mit einem blutigen Verband an der Hand.

Tank rief: »Eintragen bitte.«

»Bin gleich zurück«, sagte John. Er führte den Schwarzen zur Theke. Offensichtlich wurde man bei starken Blutungen bevorzugt behandelt, denn Tank nahm den Kerl sofort mit.

John starrte Angie an. »Was tust du denn hier?«

236

»Routineuntersuchung«, antwortete sie und deutete auf ihre untere Hälfte.

»Was hat der Kerl denn?«

»Ray-Ray«, sagte John, und dass er der Arsch sei, der eine Nummer auf Kredit wollte. »Er hat sich die Hand an einem Stück Metall aufgeschnitten, das aus einem Auto herausragte. Art hat mich gebeten, ihn hierherzubringen.«

»Aber er kommt wieder in Ordnung?«

»Wenn Art ihn nicht vorher umbringt«, antwortete John. Er schien nicht so recht zu wissen, was er sagen sollte, schließlich stammelte er: »Siehst gut aus.« Sie sah aus wie eine Hure, aber ein Kompliment war ein Kompliment. »Ich dachte, du wolltest dich von mir fernhalten.«

»Oh.« Er machte ein langes Gesicht, und für den Bruchteil einer Sekunde erinnerte er sie an Will - auch er konnte seine Gefühle nie vor ihr verstecken, manchmal trug er seine Scham und Enttäuschung wie eine Reklametafel vor sich her.

»Komm mit«, sagte sie, nahm Johns Arm und führte ihn in den Korridor. Sie stellten sich direkt vor den Ausgang. Auf der anderen Seit sah Angie die Raucher.

Sie fragte John: »Alles okay mit dir?«

Jetzt lächelte er, beinahe hoffnungsvoll. »Ja. Und bei dir?«

»Nein«, beharrte sie. »Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, warst du in Schwierigkeiten.«

Er nickte und schaute auf die Füße. Warum sahen Männer immer auf ihre Füße, wenn sie mit ihnen redete?

»Schön, dich zu sehen«, sagte er. »Ich weiß, ich wollte mich von dir fernhalten, aber es ist wirklich schön, dich zu sehen.«

»Du kennst mich kaum.«

Er lächelte wieder. Gott, er hatte ein so süßes Lächeln. »Ich kenne die Geschichte mit Stewie.«

Er kennt Lügen, dachte sie. Die erste von vielen, falls ihre eigene Vergangenheit ihr irgendwas sagte.

»Du siehst echt gut aus.«

»Hast du bereits gesagt.«

236

John lachte. »Ich bin ja schon dabei, mir was anderes zu überlegen.« Er lachte noch einmal, nicht unbedingt verlegen, sondern eher so, als würde er sich wirklich freuen und ihre Gesellschaft genießen. Er starrte wieder auf seine

Schuhe, und sie sah, dass er die hübschesten Wimpern hatte, die sie je an einem Mann bemerkt hatte. Sie waren von einem sanften, zarten Braun. John war ein kräftiger Kerl, fast so groß wie Will, aber mit breiterer Brust und viel mehr Selbstvertrauen. Trotz des kühlen Wetters war sein Gesicht gebräunt, und er hatte goldene Strähnen in den Haaren, weil er den ganzen Tag draußen arbeitete.

»Auch du siehst gut aus«, sagte sie.

Er lächelte erneut, und wieder hatte sie den Eindruck, er wolle nicht mehr, als den ganzen Tag hier zu stehen und mit ihr zu reden.

Was für Lügen würde sie ihm erzählen? Wie lange würde es dauern, bis sie mit John in eine Besenkammer oder ein Badezimmer ging, mit ihm vögeln und ihn dann hasste, weil er sie ge-fickt hatte? Wie lange würde es dauern, bis sie auch sein Leben kaputt machte?

Sie fragte: »Warum warst du im Knast?«

Seine Schultern sackten nach unten.

Angie hatte seinen Bewährungsbogen bereits gelesen, aber der hatte ihr nur die Straftatbestände genannt, nicht die Details des Verbrechens. »Sag mir, was du getan hast.«

»Das willst du nicht wissen.«

»Ich hatte gestern Abend einen Vertreter für Aluminiumverkleidungen, der wollte, dass ich an seinen Zehen nuckle und ihn Daddy nenne. Glaubst du, du kannst mir etwas erzählen, das mich noch schockiert?«

»Ich habe ein paar Fehler gemacht.«

»Wir machen alle Fehler.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich will nicht darüber reden.« »Du warst lange drin«, meinte sie. »Hast du jemanden umgebracht?«

237

Er leckte sich nervös die Lippen. Er war Will so ähnlich, dass sie Brüder hätten sein können. Mann, wenn man überlegte, was für eine Schlampe Wills Mutter gewesen war, *waren* sie vielleicht sogar Brüder.

John sagte nun: »Ich sollte jetzt wieder zu Ray-Ray und aufpassen, dass er sich nicht in Schwierigkeiten bringt.«

Angie ließ ihren Blick durch die Glastür wandern. Gina Ormewood stand bei den Rauchern, und ihre blaue Schwesterntracht bildete einen scharfen Kontrast zu der Zigarette, die zwischen ihren Lippen steckte.

»War wirklich schön, dich zu sehen«, meinte John.

»Pass auf dich auf.«

Er wandte sich zum Gehen, blieb dann aber noch einmal stehen. »Wenn das vorbei ist«, sagte er und breitete die Hände aus, als wäre etwas Greifbares zwischen ihnen. »Wenn das, was gerade läuft, vorbei ist«, wiederholte er und wirkte dabei ein bisschen dumpf, »köönnten wir ja vielleicht einmal zum Essen gehen? Oder ins Kino?«

»John«, entgegnete sie. »Meinst du, dass es wirklich einmal so weit kommt?« Er schüttelte den Kopf, erklärte aber trotzdem: »Ich will die Hoffnung nicht aufgeben, Robin. Das ist es, was mich am Leben hält. Ich will mir vorstellen können, dass ich einen Film mit dir sehe, dir Popcorn kaufe und bei den unheimlichen Teilen vielleicht sogar deine Hand halte.«

»Es wäre billiger, wenn du mir einfach das Geld gibst, damit ich deine unheimlichen Teile halte.«

Er nahm ihre Hand in die seine. Sie war verblüfft und sprachlos, als er sie an seine Lippen führte und sanft küsste. »Überleg dir einen Film, den du sehen willst«, sagte er. »Irgendwas wirklich Unheimliches.«

Dann war er verschwunden.

Angie lehnte sich an die Wand. Sie atmete lange aus. Wieder ein absolut liebenswerter Mann, den sie ruinierte. Okay, er war

238

ein absolut liebenswerter Pädophiler und Mörder, aber von wegen Glashaus und so weiter.

Gina Ormewood trat durch die Schiebetür. Sie stutzte, als sie Angie sah, ging aber weiter auf die Notaufnahme zu.

»Hey«, sagte Angie. »Moment mal.«

Gina blieb stehen, drehte sich aber nicht um, sagte nur: »Ich will in Ruhe gelassen werden.«

Angie ging um die Frau herum, um ihr ins Gesicht sehen zu können. Gina hatte eine aufgeplatzte Lippe. Das linke Auge war so verfärbt und geschwollen, dass schon der Anblick wehtat. Kein Wunder, dass der Kerl an der Anmeldung Michael hasste.

Angie fragte: »Was ist passiert?«

»Bin gestürzt«, antwortete Gina. Sie wollte weitergehen, aber Angie versperrte ihr den Weg. »Hat er Sie geschlagen?« »Was glauben Sie denn?« »O Mann.« Gina kniff die Augen zusammen, erst jetzt erkannte sie Angie wieder. »Du hast mit meinem Mann gefickt.«

»Ja, stimmt.« Lügen hatte keinen Zweck. »Falls es ein Trost ist, ich hatte schon Bessere.«

Gina lachte und verzog dann das Gesicht, weil ihre Lippe wieder aufgeplatzt war. »Gott«, stöhnte sie. »Lass uns da reingehen.«

Sie stieß die Tür zur Damentoilette auf, und Angie folgte ihr. Gina war zierlich, knappe eins sechzig in Turnschuhen und weniger als fünfzig Kilo schwer. Michael brachte mindesten vierzig Kilo mehr auf die Waage. Das war, als würde man ein kleines Hündchen treten.

»Ich war fünfzehn, als ich ihn kennenlernte«, sagte Gina. Sie beugte sich über das Waschbecken und betrachtete ihre Lippe im Spiegel. »Er interessierte sich für meine Cousine. Sie war ein Jahr jünger als ich. Ich dachte, ich könnte sie beschützen.«

Angie wusste, dass sie sie besser reden ließ.

239

»Er war so süß«, fuhr Gina fort. »Er schickte mir diese Briefe, als er am Golf war, redete davon, wie sehr er mich liebe und dass er sich um mich kümmern wolle.« Ihre Blicke trafen sich im Spiegel. »So sieht es aus, wenn er sich jetzt um mich kümmert.«

Angie wühlte ihn ihrer Handtasche. »Am Anfang sind sie alle süß.«

»Bist du dir da ganz sicher?«

»Hab sogar das blutfleckige T-Shirt noch.«

Gina zog ein Papiertuch aus dem Spender und befeuchtete es unter dem Hahn. »Nach Tims Geburt«, sagte sie, »änderte sich alles. Plötzlich wurde er wegen jeder Kleinigkeit wütend. Er wollte mich nicht mehr anrühren. Abends ging er oft aus dem Haus und blieb Stunden weg.« Sie tupfte sich die blutige Lippe mit dem feuchten Tuch ab. »Manchmal blieb er das ganze Wochenende weg. Wenn ich dann auf den Tacho schaute, war er fünf- oder sechshundert Meilen gefahren.«

Angie fand, wonach sie in ihrer Handtasche gesucht hatte. »Wohin fuhr er dann?«

»Wenn man oft genug ins Gesicht geschlagen wird, stellt man keine Fragen mehr.«

»Dreh dich mal zu mir um«, sagte Angie. Sie tupfte ein wenig Grundierung auf das Schwämmchen und strich damit über die verfärbte Schwellung an Ginas Auge. »Das ist Clinique«, erklärte sie. »Nimm einen helleren Ton als den, den du normalerweise verwendest, und verreib es am Rand mit der restlichen Grundierung, dann sieht man den Fleck nicht so.«

»Hat er dich auch geschlagen?«

»Nein«, antwortete Angie, noch auf das blaue Auge konzentriert. Tatsächlich war Angie so betrunken gewesen, das sie nicht mehr genau wusste, was

Michael getan hatte. Sie wusste nur, dass sie am nächsten Morgen auf dem Rücksitz ihres Autos mit tiefen Zahnabdrücken auf dem Busen aufgewacht war und mit Schmerzen zwischen den Beinen, die ein paar Wochen lang nicht verschwanden.

240

Es war nicht das erste Mal, dass ihr etwas Schlimmes geschehen war, aber das erste Mal mit einem Kerl aus der Arbeit.

»Er sagte dann oft, dass er mit Ken zusammen gewesen ist.«

»Wozniak?«, fragte Angie. Michaels Partner im Morddezernat. »Was wollte er denn mit Ken gemacht haben?«

»Er sagte, dass sie in den Bergen beim Fischen waren.«

Angie presste die Lippen zusammen und verkniff sich einen Kommentar. Sie konnte sich Ken nicht mit einer Angelrute vorstellen, und auch wenn sie das könnte, war Ken nicht gerade Michaels Typ.

Gina senkte die Stimme. »War er grob zu dir?«, fragte sie beinahe flüsternd.

Angie nickte. Mit den Fingern hob sie Ginas Kinn an, so dass sie ihre Arbeit im Licht begutachten konnte.

»Er ist ein Scheißkerl«, sagte Gina noch immer sehr leise. »Ich will einfach nur weg.«

Angie tupfte noch ein wenig mehr Grundierung auf. »Du hast ihn verlassen?«

»Vor zwei Tagen.«

»Wo wohnst du jetzt?«

»Bei meiner Mutter«, antwortete sie. »Er hat gedroht, mich zurückzuholen.«

Angie prüfte das Ergebnis noch einmal. Perfekt. »Hast du ihn angezeigt?«

Sie lachte. »Du als Polizistin weißt, wie sinnlos das wäre.«

»Das ist doch Blödsinn«, entgegnete Angie. »Geh aufs Revier im DeKalb County und zeig ihn dort an. Denen ist es egal, ob er Polizist ist. Die schauen dich nur einmal an und schnappen sich ihn sofort.«

»Und dann?«, fragte Gina. »Was passiert, wenn er wieder rauskommt?«

»Beantrage eine Unterlassungsverfügung.« »Schau dir mein Gesicht an.

Glaubst du, dass so eine Verfügung ihn davon abhält?«

240

Damit hatte sie nicht ganz unrecht. Angie dachte an ihre Tage in Uniform. Sie erinnerte sich noch sehr lebhaft daran, wie sie einmal eine blutverschmierte Unterlassungsverfügung aus der Hand einer Frau gezogen hatte, die von ihrem Mann zu Tode geprügelt worden war. Er hatte einen Hammer benutzt. Die Kinder hatten zugesehen.

Gina wusch sich am Waschbecken die Hände. »Warum bist du hier?«

»Ich wollte, dass du Michael eine Botschaft übermittelst.«

Sie drehte den Hahn zu und nahm sich ein Papiertuch, um die Hände damit abzutrocknen. »Glaubst du, dass er auf mich hört?«

»Nein«, gab Angie zu. Sie zog eine Visitenkarte aus ihrer Handtasche. »Ich geb dir meine Telefonnummer. Ruf mich an, wenn er dir irgendwas tut.«

Gina nahm die Karte nicht. »Er wird tun, was immer er will. Ein Anruf wird mich nicht retten.« Sie betrachtete sich im Spiegel, strich sich die Haare glatt.

»Danke für das Make-up. Clinique?« Angie nickte. »Ich besorge es mir heute in der Mittagspause. Wenn Michael herausfindet, dass ich mit dir geredet habe, werde ich es wahrscheinlich brauchen.«

»Ich verrate es ihm nicht.«

Gina lehnte sich gegen die Tür und schob sie auf. »Er findet es heraus«, entgegnete sie. »Er findet immer alles heraus.«

Angie blieb noch ein paar Minuten in der Toilette, um die Fassung wiederzuerlangen. Sie wollte mit Will reden, aber was sollte sie ihm sagen? Ich war im Krankenhaus, um Michaels Frau einzuschüchtern? Er prügelt sie grün und blau, ach, und übrigens, mit mir war er in dieser einen Nacht so grob, dass ich einen Monat lang nicht richtig pinkeln konnte? Wie bei jedem anderen Gefühl, hatte Will auch gelernt, sein aufbrausendes Temperament zu zügeln. Doch Angie wusste, dass es existierte, dass es knapp unter der Oberfläche nur auf etwas wartete, das es zum Ausbruch brachte. Wenn Angie ihm je erzählte, was ihr

241

mit Michael Ormewood wirklich passiert war, würde Will ihn umbringen. Ein junges Mädchen kam in die Toilette, sah Angie und ging schnell wieder hinaus. Na, wenn das keine Aufmunterung war. Angie betrachtete ihr Spiegelbild, das dicke Make-up, den superkurzen weißen Kunstlederrock und das pinkfarbene Haltertop, das kaum ihre Titten bedeckte. Kein Wunder, dass die Leute Angst vor ihr hatten.

Sie trat in den Gang und schaute zur Tür der Notaufnahme. Tank hielt Gina an den Händen und redete mit ihr. Angie hörte nicht, was er sagte, aber sie konnte es sich gut vorstellen. Plötzlich fing Gina an zu weinen, und der Mann nahm sie in den Arm. Angie beobachtete sie noch eine Weile, kam sich dabei zwar wie ein Voyeur vor, konnte aber auch nicht den Blick abwenden. Eine Therapeutin hatte Angie einmal gesagt, dass sie sich immer Männer aussuche, die sie misshandelten, weil dies das Einzige sei, was sie je erlebt habe. Dieselbe Therapeutin hatte auch gemeint, der Grund, warum sie Will immer wieder verletze, sei der, dass sie ihn wütend machen, ihn so weit

bringen wolle, dass er sie schlage; erst dann könne Angie sich ihm endlich öffnen und ihn wirklich lieben.

Natürlich hatte Angie die Therapeutin in Bezug auf ihre Beziehungen, in Bezug auf Will angelogen. Sie würde einer völlig Fremden nie die Wahrheit sagen. Verdammt, sie hatte inzwischen schon so viele Lügen erzählt, dass sie die Wahrheit nicht mehr erkennen würde, wenn die sie in den Arsch bisse.

242

Kapitel 29

11.31 Uhr

Will saß an seinem Schreibtisch und hörte sich auf seinem Recorder Angies Aufnahme von Aleesha Monroes Brief an ihre Mutter an. Er hatte sie schon so oft gehört, dass er den Wortlaut auswendig kannte, aber er wollte ihrer Stimme lauschen, ihre Modulation genießen. Manchmal schaute er beim Zuhören in den Brief und versuchte mitzulesen. Angie hasste es, laut zu lesen, und das war ihrem Ton auch anzumerken. Will dachte, wenn er so gut lesen könnte wie sie, würde er die ganze Zeit laut lesen.

Er zog sich die Stöpsel aus den Ohren und konzentrierte sich wieder auf das Diagramm, das er im Kopf gezeichnet hatte. Will sah die Dinge als Bilder, wie das Storyboard für einen Film. Jasmine Allisons Gesicht tauchte vor ihm auf. Sie war noch immer verschwunden. Die Polizei von Atlanta suchte zwar nach ihr, aber Will war sich nicht sicher, ob sie die Sache so ernst nahmen, wie er es wollte. Auch wenn sie es täten, wo sollten sie suchen? Es gab eine Million Orte, wo man ein kleines Mädchen verstecken konnte - und noch viel mehr, wenn es nicht mehr atmete.

Aleesha Monroes Mutter war nicht zu Hause; er hatte an diesem Vormittag mehrmals angerufen, bis das Hausmädchen schließlich abgehoben und ihm mitgeteilt hatte, dass Ms. Monroe erst gegen Mittag zurückerwartet werde. Will hatte auch im Revier im DeKalb angerufen und erfahren, dass es im Fall Cynthia Barrett nichts Neues gab. Er hatte sogar ein Spurensicherungsteam in die Homes geschickt und die Telefonzelle untersu

242

chen lassen. Im Münzbehälter befanden sich nur sieben Vierteldollar, und keiner davon wies verwertbare Fingerabdrücke auf.

Keine Spuren, keine Hinweise, denen man nachgehen konnte. Er besaß nichts außer dem Brief und der Hoffnung, dass Miriam Monroe etwas wissen würde.

Leo Donnelly klopfte an Wills Bürotür und öffnete sie gleichzeitig. »Hey, Mann.«

Will schob den Recorder und die Ohrstöpsel in die Schreibtischschublade.

»Was gibt's?«

»Haben Sie 'ne Minute Zeit?«

»Klar.«

Leo schloss die Tür und setzte sich auf den Stuhl neben Wills Schreibtisch. Offensichtlich nervös sah er sich im Raum um. »Schönes Büro haben Sie.« Will schaute sich ebenfalls um und fragte sich, ob der Detective es sarkastisch gemeint hatte. Das Büro war so klein, dass Will eine Schmalseite des Schreibtisches an die Wand geschoben hatte, damit er nicht darüberklettern musste, um hinauszukommen.

Leo starrte aus dem Fenster und rieb sich die Handflächen an seiner billigen Hose. Der Mann schien unter einer Art Schock zu stehen.

Will wiederholte: »Was gibt's?«

»Ich habe gerade mit Greer gesprochen. Er ist mein Chef, okay?«

»Ja.« Will hatte den Lieutenant am Montag kennengelernt, als er ihn bat, am Monroe-Fall mitarbeiten zu dürfen.

Leos Stimme klang ungläubig. »Er hat eben einen Anruf aus DeKalb bekommen. Gina hat einen Antrag auf eine Unterlassungsverfügung gegen Mike gestellt.«

»Gina Ormewood?« Will setzte sich auf. »Was hat sie als Grund angegeben?«

»Ihr zerschlagenes Gesicht.« Leo stützte einen Ellbogen auf den Schreibtisch und legte das Gesicht in die Hand. »Greer hat

243

keine Fotos oder sonst was gesehen, aber der Polizist, der den Antrag entgegennahm, meinte, sie hätte ziemlich übel ausgesehen.«

Der Detective war sichtlich erschüttert. Will hatte schon vermutet, dass Leo bis auf Michael nicht viele Freunde bei der Truppe hatte. Auch wenn er zu einigen eine engere Beziehung haben mochte, seine Freunde ließ man nicht im Stich. Das erklärte aber dennoch nicht, warum er zu Will gekommen war.

Leo rieb sich das Kinn mit dem Daumen. »Mein Alter hat meine Ma auch geschlagen. Musste das als kleiner Junge ziemlich oft mit ansehen.«

»Das tut mir leid.«

»Ich dachte, ich kenne den Kerl«, sagte Leo und meinte nun wieder Ormewood. »Ist schon irgendwie komisch, wissen Sie. Zuerst dachte ich, die Schlampe hätte sich das vielleicht nur ausgedacht, aber dann habe ich Michael angerufen und...« Er unterbrach sich kurz. »Zuerst versuchte er, es mit einem Lachen abzutun, meinte, sie würde ihren Antrag schon wieder zurückziehen, wollte sich nur an ihm rächen, weil er so viel arbeite.« Leos Mundwinkel

zuckten, als würde ihm diese Erklärung nicht recht behagen. Der Mann war schon länger Polizist als Will und hatte diese Ausrede vermutlich schon von vielen prügelnden Ehemännern gehört.

Leo fuhr fort: »Ich habe dann ein bisschen genauer nachgefragt, was denn eigentlich los sei und so. Gina ist ein gutes Mädchen, wissen Sie. Äußerst intelligent. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie ihn nur zum Spaß so bei den Eiern packt.« Leo warf Will einen Blick zu, sah dann wieder zum Fenster hinaus. »Er hat mir gesagt, ich soll mich um meinen eigenen Scheißdreck kümmern.«

Leo hatte das allem Anschein nach als Schuldeingeständnis verstanden. Will nahm das als Beweis dafür, dass er nur ans Telefon ging, wenn die Anruferkennung ihm sagte, dass es jemand war, mit dem er reden wollte. »Wie auch immer.« Leo drehte sich wieder zu Will, dabei

244

schlugen seine Knie an den Schreibtisch. Er fluchte und sagte dann: »Ich dachte, ich schau mal vorbei und erzähl Ihnen, was es im Monroe-Fall Neues gibt.« »Gibt es was?«

»Ihr Zuhälter wurde heute Vormittag angeschossen.« »Baby G?«

»Zwei in den Bauch, eine in den Kopf. Die Ärzte sagen, es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis er stirbt. Keine Hirnaktivität mehr.«

»Hat man den Täter?«

»Zwei Cousins von ihm, beide fünfzehn Jahre alt. Gs Großmutter hat alles von ihrem Wohnzimmerfenster aus beobachtet.« Leo zuckte flüchtig die Achseln. »Sagt aber keinen Ton. Allerdings haben die beiden gestanden, deshalb brauchen wir sie nicht. Trotzdem sollte man meinen, sie würde ein wenig bestürzter über den Tod ihres Enkels sein.«

Will dachte an Cedric. »Wurde sonst noch jemand verletzt?«

»Nein, das war eine Bandengeschichte. Sie behaupteten, G sei ihnen blöd gekommen, habe ihnen nicht den nötigen Respekt erwiesen.« Leo rieb sich wieder das Kinn. »Scheiße, seit wann kann man eigentlich Respekt einfordern, ohne je etwas getan zu haben, um ihn zu verdienen?«

»Sind Sie sicher, dass das nichts mit dem Monroe-Fall zu tun hat?«

»Allem Anschein nach nicht«, sagte Leo. »Die beiden teilen sich einen Anwalt, irgendeinen sozial angehauchten Wichser aus Buckhead, dem einer abgeht, wenn er den Armen helfen kann. In maximal zehn Jahren sind die wieder draußen.«

»Vielleicht«, sagte Will und dachte, dass Leo sehr wahrscheinlich recht hatte. »Haben Sie das Memo über Jasmine Allison erhalten, das ich verschickt habe?«

»Das vermisste schwarze Mädchen?«, fragte er. »Setzen Sie ihr eine blonde Perücke auf, dann kommt sie vielleicht in die Zeitung.«

245

Will ging auf den Sarkasmus nicht ein. Er dachte an etwas anderes. »Können Sie mir eine Liste kürzlich entlassener Sexualstraftäter besorgen?«

»Wie kürzlich?«

Vier Monate zuvor war die fünfzehnjährige Julie Cooper brutal vergewaltigt worden, und man hatte ihr die Zunge zerbissen. Niemand konnte sagen, wie lange ihr Angreifer davor schon unbemerkt operiert hatte. »Gehen wir acht Monate zurück«, antwortete er.

»Nur Atlanta oder auch den Großraum?«

»Auch den Großraum«, erwiderte Will und wusste, dass er damit eben die Arbeit verdreifacht hatte.

»Diese Liste wird nicht gerade permanent aktualisiert«, gab Leo zu bedenken.

»Ich werde einiges selbst nachprüfen müssen und diejenigen streichen, die wieder eingefahren oder weggezogen sind oder sonst was.«

»Ich weiß das wirklich zu würdigen.« Dann fühlte Will sich verpflichtet hinzuzufügen: »Es ist eine Suche nach der Nadel im Heuhaufen, aber wir haben nichts anderes.«

»Ich kann das gut verstehen, Mann.« Leo stand auf. »Wird nicht mehr als einen Tag oder so dauern, die Liste zusammenzustellen. Soll ich sie Ihnen auf den Tisch legen?«

»Das wäre sehr nett.«

»Ich übernehme die erste Hälfte«, bot Leo an. »Wir bearbeiten sie gemeinsam, okay?«

»Gut«, entgegnete Will, obwohl er Leo nicht gerade als Verbündeten betrachtete.

Will holte sein Handy aus der Tasche, als Leo die Tür schloss. Er wählte Angies Nummer und lauschte den Klingeltönen, während er darauf wartete, dass sie abnahm.

Anscheinend hatte sie seine Nummer auf dem Display erkannt. »Was gibt's?«

»Warum sollte Michaels Frau eine Unterlassungsverfügung gegen ihn beantragen?«

245

Sie atmete langsam aus und ließ sich Zeit mit der Antwort. »Weil er sie schlägt.« Will kam sich vor, als wäre er selber geschlagen worden. Sie fragte: »Bist du noch dran?«

Er hatte Schwierigkeiten, die Wörter herauszubringen. »Hat er dich auch geschlagen, Angie?«

»Du solltest wohl eher fragen, wie lange sie schon verheiratet sind.«

»Hat er dich je geschlagen?«

»Nein, Will. Er hat mich nie geschlagen.«

»Lügst du mich an?«

Sie ließ dieses merkwürdige, verdrossene Lachen hören, das ihm signalisierte, dass sie sich von etwas distanzieren musste. »Warum sollte ich dich anlügen, Baby?«

»Aleeshas Lude wurde heute Vormittag angeschossen.«

»Ich war's nicht.«

»Kannst du mal für eine Minute ernsthaft sein?« »Was soll ich denn sagen, Will?«

»Ein Mädchen ist verschwunden«, sagte er. »Sie heißt Jasmine Allison. Sie wohnt drei Etagen unter Aleeshas Wohnung. Am Sonntagabend hat ihr jemand zwanzig Dollar bezahlt, damit sie bei der Polizei anruft und meldet, dass Aleesha angegriffen wurde. Und jetzt ist sie verschwunden.«

»Wann wurde sie zum letzten Mal gesehen?«

»Gestern Nachmittag.«

»Hast du irgendwelche Spuren?«

»Keine einzige.«

»Wie alt ist sie?«

»Vierzehn.«

Angie atmete leise aus. »Nimmt das irgendjemand in der Zentrale ernst?«

»Ja, alle legen sich krumm, um dem GBl zu helfen.« Sie versuchte, sie in Schutz zu nehmen. »Sie haben aber auch jede Menge am Hals.«

246

»Das bestreite ich ja gar nicht.«

»Ist sie zuvor schon mal weggelaufen?«

»Zweimal.«

»Ich würde das nicht an die Spitze meiner Tagesordnung setzen, wenn ich bei >Vermisste Personen< arbeiten würde. Junge Mädchen brennen laufend durch. Das wissen wir doch beide. Die haben im Augenblick wahrscheinlich wichtigere Fälle.«

»Ihre häusliche Situation ist nicht so übel.«

»Leute laufen auch aus anderen Gründen davon.« Angie wusste, wovon sie sprach. Sie war so oft weggelaufen, dass Will mit dem Zählen nicht mehr nachkam.

Er schaute sich die Kopie von Aleeshas Brief an ihre Mutter an. Sie hatte mit Bleistift auf liniertes Papier geschrieben, der Abzug war deshalb nicht besonders gut. Er versuchte, einige Wörter zu entziffern, aber seine Augen konnten sich nicht darauf konzentrieren. Wahrscheinlich war auch Aleesha von zu Hause ausgerissen.

Angie sagte: »Ich werde mit ein paar Leuten reden, die ich in der Zentrale kenne. Mal sehen, ob ich ihnen ein bisschen Feuer unterm Hintern machen kann. Vielleicht hören sie eher auf mich als auf einen Schwanzlutscher vom GBI.«

»Vielen Dank.«

Will klappte das Handy zu und schaute auf das Display. Zeit, Aleesha Monros Mutter einen Besuch abzustatten.

Will fuhr selten mit seinem Auto zur Arbeit, außer wenn er wusste, dass er den ganzen Tag allein sein würde. Meist benutzte er sein Motorrad, so dass sein jeweiliger Partner an diesem Tag Chauffeur spielen musste. Wenn er nicht zu seinen gewohnten Zielen fuhr - dem Lebensmittelladen, dem kubanischen Restaurant in der Nachbarschaft, dem Kino -, war es praktisch eine Einladung zu einer Irrfahrt, wenn man ihn hinters Steuer ließ.

Irgendwann konnte er zwar Straßenschilder lesen, aber nur auf Kosten der Autofahrer hinter ihm. Karten mit ihrer winzigen,

247

unregelmäßig über die Seite verteilten Schrift hätten für ihn ebenso gut in Suaheli sein können, und wenn er nervös wurde, was oft passierte, wenn man hinter ihm hupte, vergaß Will sehr schnell, wo rechts und links war.

Die Fahrt zu Miriam Monros Haus stellte eine Übung in Geduld dar. Will ignorierte die wütenden Blicke und die Gemeinheiten, die man ihm zurief, während er langsam die DeKalb Avenue entlangfuhr. Die Monros wohnten in Decatur in der Nähe des Agnes Scott College, einer teuren Gegend mit alten viktorianischen und anderen Häusern, von denen die meisten Leute nur träumen konnten. Zum Glück schien das Viertel nicht sehr groß zu sein, und er war zuversichtlich, dass er mit ein bisschen Glück das Haus noch vor Sonnenuntergang finden würde.

Will trat auf die Bremse, als er an der Straßengabelung über den Bahnübergang fuhr und in die College Avenue einbog. Er versuchte, es nicht

persönlich zu nehmen, als ihn eine dürre alte Frau in einem taubenblauen Cadillac überholte und wütend die Faust ballte.

Auch wenn es ihn viel Mühe kostete, schaffte Will es, nicht mehr an Angie zu denken. Er musste den Fall noch einmal von Anfang an durchgehen, um nachzuprüfen, ob er etwas übersehen hatte. Es musste irgendein Detail, irgendeinen Hinweis geben, den er einfach nicht als solchen erkannte.

Paisley Avenue zweiunddreißig war ein prächtiges altes Wohnhaus mit umlaufender Veranda und einer riesigen Trauerweide, deren Geäst den vorderen Garten beschattete. Das Haus bestand unten aus sandgestrahltem Backstein und oben aus dunkel lackierten Schindeln. Das Ziegeldach war mit Kiefernadeln bedeckt, und Will stellte sich vor, dass die Monroes bei den vielen Bäumen im Garten einen beständigen Kampf gegen verstopfte Regenrinnen zu führen hatten.

Er stellte sein Auto am Straßenrand ab, starre konzentriert den Briefkasten an und konnte schließlich den Namen MONROE in dicken schwarzen Blockbuchstaben entziffern. Trotz

248

dem verglich er noch einmal die Hausnummer mit der Adresse auf dem Umschlag.

Die Türglocke war eine von der altmodischen Sorte, eine wirkliche Glocke, deren Auslöser sich genau in der Mitte der schweren Eichtür befand. Will drehte an dem wie eine Frackfliege geformten Metallteil und hörte das schrille Bimmeln durchs Haus hallen.

Schritte klackerten über Fliesen, die einer Frau und eines Hundes.

»Hallo?«

Will nahm an, dass ein wachsames Auge an das Guckloch gedrückt wurde. Das Viertel war zwar ein gutbürgerliches, lag aber immer noch so nahe an Atlanta, dass die Bewohner Vorsicht walten ließen, bevor sie einem Fremden die Tür öffneten.

»Ich bin Will Trent vom Georgia Bureau of Investigation«, sagte Will und hob seinen Ausweis in die Höhe. »Ich möchte Miriam Monroe sprechen.«

Ein Zögern, vielleicht ein Seufzen, dann wurde der Riegel zurückgeschoben und die Tür geöffnet.

Miriam Monroe sah genauso aus wie ihre Tochter. Zumindest hätte ihre Tochter so aussehen können, wenn sie ein anderes Leben geführt hätte. Aleesha war unterernährt, fast skelettal gewesen, ihre Mutter hingegen war eine kräftige Frau mit langen, lockigen Haaren und einer offenen Art. Sie hatte gerötete Wangen und ein Strahlen in den Augen, und obwohl sie Will fragend

ansah und mit skeptischer Miene darauf wartete, dass er etwas sagte, schien sie doch eine Frau zu sein, die im Leben das Positive suchte.

Er schaute hinunter zu dem schwarzen Pudel, der neben ihr stand, und dann wieder hoch ins Gesicht der Frau. »Ich bin wegen Ihrer Tochter hier.«

Sie presste die Hand an die Brust und hielt sich an der Tür fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. »Ashley... ?«

»Nein«, entgegnete er und streckte die Hand aus, um die Frau 249

zu stützen. Er hatte nie in Betracht gezogen, dass sie mehr als eine Tochter haben könnte. »Aleesha«, sagte er. »Ich bin wegen Aleesha hier.«

Sie blinzelte und machte ein verwirrtes Gesicht. »Was?«

Will war nun selber etwas verwirrt. Hatte er den Namen am Briefkasten falsch gelesen? War er in der falschen Straße? »Sie sind doch Miriam Monroe?«

Sie nickte. Der Hund begann zu bellen.

»Bitte entschuldigen Sie«, fuhr Will fort. »Man sagte mir, dass sie eine Tochter namens Aleesha haben.«

»Ich hatte mal eine Tochter«, entgegnete sie nun. Ihre Stimme klang geistesabwesend, als hätte sie ihr Kind schon vor langer Zeit verloren, und ihre nächsten Worte zeigten, dass sie es genau so empfand. »Aleesha verließ uns, als sie noch ein Teenager war, Officer. Wir haben sie seit fast zwanzig Jahren nicht gesehen.«

Will wusste nicht so recht, was er sagen sollte. »Darf ich reinkommen?«

Sie lächelte, trat von der Tür zurück und schob den Hund sanft mit dem Fuß zur Seite. »Ich habe wohl meine Manieren vergessen.«

»Kein Problem«, meinte Will und dachte, dass er, gleichgültig, wie oft er so etwas machte, nie würde vorhersehen können, wie Eltern auf die Nachricht über den Verlust ihres Kindes reagieren würden.

»Sollen wir in den Salon gehen?«, fragte sie.

Will versuchte, das größte Foyer nicht anzuglotzen, das er je in einem Privathaus gesehen hatte. Eine riesige Treppe führte hinauf ins Obergeschoss, und über seinem Kopf hing ein Lüster, der sich gut in einem Opernhaus gemacht hätte.

»Den haben wir aus Bologna«, erklärte Miriam, während sie ihn in das angrenzende Zimmer führte. »Tobias, mein Mann, ist ein Amateursammler.

»Aha«, sagte Will, als erklärte das alles. Er dachte an die

249

Behausungen, die er in den letzten Tagen besucht hatte. Aleeshas schäbige zwei Zimmer, die vollgestellte Wohnung, in der Eleanor Allison ihre Enkel

großzog. Das hier war schlicht und einfach ein Herrenhaus, von den dicken Teppichen auf den Böden bis zu der farbenfrohen afrikanischen Volkskunst an den Wänden ein Haus, in dem man wohnte, wenn Geld keine Rolle spielte. Miriam setzte sich in einen bequem ausschenden Sessel, und der Hund machte es sich zu ihren Füßen gemütlich. »Darf ich Ihnen eine Limonade anbieten?«

»Nein danke«, antwortete Will und nahm auf der Couch Platz. Die Polsterung war hart, und Will vermutete, dass dieses Zimmer nicht sehr häufig benutzt wurde. Er fragte sich, ob der Flügel vor dem Erkerfenster nur zur Dekoration dort stand. Außerdem fragte er sich, was er da eigentlich tat. Will hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass man schnell zur Sache kommen sollte, wenn man Eltern die Nachricht vom Tod ihres Kindes überbrachte. Es hinauszuzögern machte alles nur noch schlimmer, wenn die Information dann tatsächlich ausgesprochen war. Will war nicht Miriam Monroes bester Freund; seine Aufgabe bestand darin, ihr die Wahrheit zu sagen und dann wieder zu gehen. Warum tat er es dann nicht?

Vielleicht, weil die Stimme dieser Frau, ihre Ausstrahlung etwas Tröstendes hatte. Ihr Gesicht wäre eine gute Illustration für den Begriff »Mutter« gewesen. Als Will noch ein kleiner Junge war, hatte er geglaubt, dass schwarze Kinder mehr geliebt wurden als weiße - aus dem einfachen Grund, weil sich unter den etwa hundert Kindern im Atlanta Children's Home immer nur maximal zwei Afroamerikaner befanden. Schon komisch, wie Klischees sich im Kopf eines Kindes festsetzen konnten.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie nun. Ihre Stimme klang sehr kultiviert, und sie schaffte es, auf ihre Uhr zu schauen, ohne dabei ungeduldig zu wirken.

250

»Tut mir leid, dass ich Ihnen einen Schrecken eingejagt habe. Ich nehme an, dass die Frau, mit der ich sprach, Ihnen sagte, dass ich angerufen hätte.«

»Sie sagte, dass jemand angerufen hätte, aber ich habe keinen Polizisten vor meiner Tür erwartet.«

»Tut mir leid«, sagte er noch einmal und zog Spiralblock und Stift heraus. Er tat das nur zur Schau, vorwiegend um den Leuten zu vermitteln, dass sie seine volle Aufmerksamkeit hatten. Beim Herausziehen des Stiftes aus der Brusttasche hatte er seinen Recorder eingeschaltet.

»Es scheint Sie nicht zu überraschen, dass ich wegen Aleesha hier bin«, sagte er.

»Vermutlich nicht. Aleesha hatte sich für ein Leben entschieden, mit dem ihr Vater und ich nicht einverstanden waren. Es wird Sie nicht überraschen zu erfahren, dass Sie nicht der erste Polizist sind, der an unsere Tür klopft.« Sie lächelte, wirkte nun aber noch ein wenig zurückhaltender. »Wenn Sie glauben, dass wir Sie zu ihr führen können, muss ich Sie leider enttäuschen.« Trotz oder vielleicht auch wegen der Gelassenheit dieser Frau würde die Sache nicht einfach werden, das wusste Will sehr genau. »Wo befindet sich Ihr Ehemann jetzt?«

»Er hält gerade eine Vorlesung in New York«, erwiederte sie. »Er ist Spezialist für Frauenkrankheiten.«

Will kritzelte etwas auf seinen Block. »Verstehe.«

»Ich vermute, Sie betrachten es als Ironie des Schicksal, dass ein Mann, der sein Leben der Aufgabe gewidmet hat, Frauen zu helfen, eine Tochter hat, die eine Prostituierte und Drogenabhängige ist.«

»Ja«, gab Will zu. »Das tue ich.«

Sie lehnte sich zurück, als wäre sie erleichtert, dass das geklärt war. »Wir haben alles getan, was in unserer Macht stand, um unserer Tochter zu helfen.« »Da bin ich mir sicher.«

»Sind sie das wirklich?«, fragte sie, als wollte sie ihn aus der

251

Reserve locken. »Wir haben Tausende von Dollar für Behandlungen, Familientherapie und Einzeltherapie ausgegeben. Wir haben alles getan, was ihr unserer Ansicht nach helfen konnte.« Sie faltete die Hände im Schoß.

»Aber es war ganz einfach so, dass Aleesha keine Hilfe wollte. Sie fing an wegzurennen, bevor sie dreizehn wurde.«

Will wiederholte etwas, das Angie über das Mädchen gesagt hatte.

»Jemandem, der sich nicht helfen lassen will, kann man nicht helfen.«

»Das stimmt«, bestätigte die Mutter. »Haben Sie Kinder?«

»Nein, Ma'am. Ich habe keine Kinder.«

»Es ist das wunderbarste Geschenk, das Gott uns gemacht hat, dass wir Kinder in die Welt setzen können.« Sie streckte die Arme aus, als würde sie ein Baby wiegen. »Wenn man sie zum ersten Mal in den Armen hält, sind sie einem wertvoller als Gold. Jeder Atemzug, den man macht, ist nur noch für das Kind. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

Will nickte, doch seine Brust fühlte sich so leer an, wie ihre Arme es waren. Falls seine Mutter ihn in den Armen gehalten hatte, war es ihr offensichtlich nicht schwergefallen, ihn kurz darauf wegzugeben.

Miriam fuhr fort: »Aleesha hatte sich mit diesem Jungen eingelassen.« Er sah, dass sie mit den Tränen kämpfte. »Ich wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, wie auch Dr. Monroe. Doch wir kannten beide den Wert einer guten Ausbildung und arbeiteten sehr hart, um die Chancen zu nutzen, die andere erkämpft hatten und für die sie sogar gestorben waren.« Er versuchte, ihr ein Kompliment zu machen. »Und Sie hatten offensichtlich Erfolg damit.«

Sie warf ihm einen Blick zu, der besagte, sie beide wüssten doch, dass materielle Dinge kaum ein Maßstab des Erfolgs seien. »Wir dachten, wenn unsere Kinder hier in diesem Viertel aufwachsen, wäre das ein Schutz für sie. Decatur war schon immer eine kleine Oase.«

252

»Drogen können sich überall einschleichen.«

»Da dürften Sie recht haben«, sagte sie. »Wir wollten so viel mehr für sie. Man lebt durch seine Kinder. Man leidet für sie, erträgt Schmerzen für sie, atmet für sie, wenn man kann.« Dann erzählte sie Will: »Sie brannte mit irgendeinem Mann durch, den sie im Behandlungszentrum kennengelernt hatte. Ein paar Wochen später wurde sie wegen einer Drogengeschichte verhaftet. Aleesha kam ins Gefängnis, und der Mann verschwand, hatte sich wahrscheinlich irgendein anderes dummes Mädchen geangelt.«

Als Will beim GBI angefangen hatte, war er sehr erstaunt gewesen, als er herausfand, dass viele Frauen im Gefängnis landeten, weil ihre Freunde sie als Drogenkuriere missbrauchten, indem sie ihnen einredeten, die Polizei gehe mit dem schönen Geschlecht nachsichtiger um. Die Gefängnisse waren voll von jungen Mädchen, die glaubten, sie seien verliebt.

Miriam unterbrach seine Gedanken. »Dr. Monroe und ich begriffen erst ganz allmählich, dass Drogensucht eine tödliche Krankheit ist. Sie ist ein Krebs, der Familien bei lebendigem Leib auffrisst.« Sie stand auf und ging zum Flügel. »Man kommt an einen Punkt, wo man sich fragt: Was tut das dem Rest meiner Familie an? Welchen Schaden füge ich meinen *anderen* Kindern zu, indem ich meine ganze Kraft nur auf die Rettung dieses einen Kindes konzentrierte, das gar nicht gerettet werden will?«

Auf dem Flügel standen gerahmte Fotografien, und sie hielt abwechselnd die Hand über jede einzelne. »Aleesha war das letzte Mädchen. Wir nannten sie unser mittleres Kind, weil sie uns so sehr zu schaffen machte.« Sie ging zu einem anderen Foto, einem anderen Kind. »Ashley ist die Älteste. Sie ist Gynäkologin wie ihr Vater.« Sie deutete auf ein weiteres Foto. »Clinton ist Orthopäde, Gerald Psychiater, Harley klassischer Pianist. Mason...« Sie nahm

einen kleinen, wie ein Hund geformten Rahmen zur Hand und lachte. »Er ist Hundepfleger, Gott möge

253

ihn beschützen.« Mit besonderer Sorgfalt stellte sie das Foto auf den Flügel zurück, und Will fragte sich, ob Mason der Liebling seiner Mutter war. Sechs Kinder. Ein luxuriöses Haus. Jede Menge Kleidung und Essen und Eltern, die einen liebten. Wie mochte es wohl sein, in so einem Haus aufzuwachsen? Warum hatte Aleesha all dem den Rücken gekehrt? Natürlich war Will schon viel zu lange Polizist, um hier nur nach dem äußersten Schein zu urteilen. Er wusste aus Erfahrung, dass Drogensüchtige im Allgemeinen nicht als die glücklichsten Menschen auf der Welt galten. Sie griffen zu Drogen aus einem bestimmten Grund, ob nun aus dem Wunsch, irgendwo dazuzugehören, oder dem Drang, irgendwo auszusteigen. Der abwesende Vater konnte eine Art Sadist sein. Die Brüder hatten bei ihren ersten sexuellen Erfahrungen vielleicht nicht weiter als bis zu ihrer eigenen Haustüre geschaut. Die ältere Schwester war vielleicht eine Überfliegerin, die einen Schatten warf, in dem nichts anderes gedeihen konnte.

Aber Will war nicht hier, um die Leichen im Keller der Monroes auszugraben. Er war hier, um dieser Frau zu sagen, dass sie ihre vor so langer Zeit verlorene Tochter nun für immer verloren hatte.

Er fragte: »Sie haben Ihre Tochter seit zwanzig Jahren nicht gesehen?«

»Mindestens.«

»Keine Anrufe? Keine Karten oder Briefe?«

Miriam erinnerte sich: »Vor ein paar Jahren kam ein Anruf. Sie war im Gefängnis. Sie wollte Geld.«

Michael hatte gesagt, dass Aleesha nur Baby G als Kontaktperson angegeben hatte, als sie verhaftet wurde. Doch der Diensthabende im Gefängnis hätte sicher notiert, wen sie anrief und wer sie besuchte, wenn sie mehr als einen Tag einsaß.

Will fragte: »Haben Sie selbst mit ihr gesprochen?«

»Ja«, antwortete sie. »Das Gespräch dauerte höchstens eine

253

Minute. Ich sagte meiner Tochter, dass ich ihr kein Geld geben würde, und sie knallte einfach den Hörer auf.« Dann ergänzte Miriam: »Das war das letzte Mal, dass wir von ihr etwas hörten. Ich weiß nicht einmal, wo sie jetzt lebt.«

»Haben Sie eine Ahnung, welchen Umgang sie pflegte? Wer ihre Freund waren?«

Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Officer, aber ich habe Sie gewarnt, dass ich Ihnen keine große Hilfe sein werde.« Sie schaute auf ihre Hand, die noch auf dem Flügel lag. »Könnten Sie mir sagen, was sie getan hat? Sie hat doch nicht...« Sie sah zu Will und senkte dann wieder den Kopf. »Sie hat doch niemandem etwas getan, oder?«

Will spürte einen Kloß im Hals. »Leben Ihre anderen Kinder hier in der Nähe?«

»Nicht nahe genug«, erwiderte sie, und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »Mason wohnt nur ein paar Blocks entfernt, aber auch das ist nicht nahe genug, wenn man drei Enkel hat, die man verwöhnen will.«

»Vielleicht sollten Sie ihn anrufen?«

Ihr Lächeln verschwand. »Warum?«

»Mrs. Monroe, es wäre mir wirklich lieber, wenn Sie Ihren Sohn anrufen würden oder sonst jemanden, der vorbeikommen und Ihnen Beistand leisten könnte.«

Sie sackte gegen den Flügel, wie zuvor schon an die Haustüre. Der Hund knurrte, als Will aufstand.

Miriams Kehlkopf zuckte. »Ich nehme an, Sie werden mir jetzt sagen, dass sie schließlich zu viel genommen hat.«

»Nein, Ma'am.« Er deutete auf die Couch. »Würden Sie sich bitte setzen?«

»Ich werde nicht in Ohnmacht fallen«, entgegnete sie, doch ihre schokoladenbraune Haut war ein wenig blasser geworden. »Sagen Sie mir, was mit meiner Tochter passiert ist.«

Will hätte es ihr einfach sagen und sie dann mit ihrem Schmerz allein lassen sollen, aber er konnte es nicht. Zu seiner

254

Überraschung klang er fast so, als würde er flehen. »Mrs. Monroe, bitte setzen Sie sich.«

Sie ließ sich von ihm zur Couch führen, und er nahm neben ihr Platz. Er sollte ihre Hand nehmen, etwas tun, um sie zu beruhigen, aber Will fühlte sich nicht in der Lage, sie zu trösten. Er wusste allerdings, dass dieses Hinauszögern des Unvermeidlichen so ziemlich das Selbstsüchtigste war, was er in seinem Leben getan hatte.

Er sagte: »Aleesha wurde am Sonntagabend auf der Treppe zu ihrer Wohnung ermordet.«

Miriam öffnete den Mund und zog die Luft ein. »Ermordet?«

»Jemand hat sie umgebracht«, erwiderte Will. »Ich glaube, dass sie den Täter kannte. Ich glaube, dass sie ihm aus ihrer Wohnung ins Treppenhaus folgte,

und er sie dort verletzte...« Er zögerte. »Er verletzte sie auf eine Art, die zu ihrem Tod führte.«

»Auf eine Art«, wiederholte Miriam. »Was soll das heißen? Musste sie leiden?«

Eigentlich sollte er lügen - es schadete ja keinem, wenn man einer Mutter sagte, dass ihr Kind schnell gestorben war -, aber er konnte es nicht. »Ich glaube, kein Mensch kann sagen, ob sie sich bewusst war, was passierte oder nicht. Ich hoffe, sie war nicht...« Er hielt kurz inne. »Ich hoffe, sie hatte so viele Drogen in ihrem Körper, dass sie nichts mitbekam.«

Plötzlich keuchte sie auf. »Ich habe es in der Zeitung gelesen. In den Grady Homes wurde eine Frau ermordet. Ihr Name wurde nicht genannt, aber... Ich habe nicht gedacht, ich habe nur vermutet, dass...«

»Tut mir leid«, sagte Will zu der armen Frau und dachte, dass er diese Floskel in den letzten Tagen wohl öfter gebraucht hatte als in seinem ganzen bisherigen Leben. Er zog die Kopie von Aleeshas Brief hervor. »Wir fanden den in ihrem Briefkasten. Er ging zurück, weil er nicht ausreichend frankiert war.«

Die Mutter griff nach dem Brief wie nach einer Rettungsleine. Tränen rollten ihr über die Wangen, während sie die Zeilen an

255

starrte. Sie hatte ihn wohl ein Dutzend Mal gelesen, bevor sie murmelte: »Die Paria.«

»Können Sie mir sagen, was sie damit meinte?«

Miriam hielt den Brief mit zitternden Händen im Schoß. »Da gab es dieses Haus auf der anderen Straßenseite - nur drei Türen und doch eine Welt entfernt.« Sie starrte zum Fenster hinaus, als könnte sie es sehen. »Wir waren damals die einzige schwarze Familie in der Nachbarschaft. Tobias und ich lachten, wenn die Leute sagten: >Jetzt geht's bergab mit dem Viertel, hatten sie doch den Teufel bereits in ihrem Hinterhof.«

»Lebt die Familie noch dort?«

Sie schüttelte den Kopf. »In diesem Haus wohnten ungefähr zehn verschiedene Familien, seit die Carsons ausgezogen sind. Es wurde umgebaut und erweitert, wurde in einen richtigen Palast verwandelt, aber damals war es nur ein kleines Haus, in dem schlimme Dinge passierten. In jedem Viertel gibt es so was, nicht? Dieses eine schlimme Haus mit einem schlimmen Kind.«

Sie schaute wieder aus dem Fenster. »Jedes Wochenende Partys. Autos, die die Straße rauf- und runterrasten. Der Junge war Gift für jeden, mit dem er in Kontakt kam. Wir nannten ihn den Paria der Paisley Street.«

Will dachte an den Brief, daran, dass Aleesha sich selbst als Paria bezeichnet hatte.

Miriam fuhr fort: »Seine Mutter war nie zu Hause. Sie werden es kaum glauben, aber sie war Anwältin.« Sie wandte sich wieder Will zu. »Ich schätze, ich könnte ihr die Schuld geben, aber Tatsache ist, dass sie ebenso unfähig war, ihren Sohn zu kontrollieren wie wir unsere Tochter.«

»Aleesha ist mit diesem Jungen durchgebrannt?«

»Nein«, antwortete Miriam. »Sie brannte mit einem Neun-unddreißigjährigen namens Marcus Keith durch. Er war einer der Berater in ihrem Therapieprogramm. Später fanden wir heraus, dass er bereits wegen Verführung Minderjähriger gesessen

256

hatte.« Sie lachte humorlos auf. »Eigentlich könnte man in jedes Gefängnis Amerikas Drehtüren einbauen.«

Will versuchte, die Sache behutsam anzugehen. »In dem Brief scheint sie Ihnen für irgendetwas die Schuld zu geben.«

Miriam lächelte schmal lippig. »Als Aleesha elf Jahre alt war, verließ ich die Familie. Es gab da einen Mann. Wie die Mutter, so die Tochter, vermute ich.« Sie hielt den Brief in die Höhe. »Oder >die Sünden der Eltern<, wie meine Tochter es so elegant formulierte.«

»Offensichtlich sind Sie zurückgekehrt.«

»Tobias und ich versöhnten uns wieder, aber danach war es für lange Zeit ziemlich schwierig. Aleesha ging in dem Durcheinander irgendwie unter, und dann ließ sie sich mit diesem Jungen von gegenüber ein.« Sie zog ein kleines Kreuz aus ihrem Kragen, das an einer Goldkette um den Hals hing.

Will griff in die Tasche und holte das Kreuz aus Aleeshas Brief. »Wir haben auch das da gefunden.«

Miriam sah das Kreuz an, nahm es aber nicht. »Alle meine Kinder haben so eins.«

Er beschloss, ihr nicht zu sagen, dass Aleesha es ihr hatte zurückschicken wollen. Der Brief war schon schlimm genug. Dennoch musste er fragen: »Hat dieses Kreuz irgendeine Bedeutung?«

»Tobias kaufte sie, als ich wieder nach Hause kam. Wir setzten uns alle an den Tisch, und er gab jedem von uns eins. Die Kreuze waren Symbole für unsere Einheit, für unseren Glauben, dass wir wieder eine Familie sein könnten.«

Will legte ihr das Kreuz in die Hand und schloss ihre Finger darum. »Ich bin mir sicher, sie wollte, dass Sie das bekommen.«

Dann ließ er sie in diesem Zimmer allein, ging durchs Foyer, vorbei an den Kunstwerken, an all den Dingen, die Miriam und Tobias Monroe im Lauf der Jahre gesammelt hatten, um aus ihrem Haus eine Zuhause zu machen. Neben der Tür stand ein

257

Tisch, und Will legte eben seine Karte darauf, als er sie im Salon sprechen hörte. Ihre Stimme klang gedämpft, nicht nur wegen der Wand zwischen ihnen, sondern auch vor Kummer. Offensichtlich telefonierte sie.

»Ich bin's, Mama«, sagte sie zu einem ihrer vielen Kinder. »Ich brauche dich.«

257

**Kapitel 30**

**21.16 Uhr**

Angie war todmüde, als ihre Schicht zu Ende ging. Dank ihrer harten Arbeit saßen zwei Vertreter für Propangas, ein Lastwagenfahrer und ein arbeitsloser Vater von zwei Kindern jetzt im Gefängnis und überlegten sich, wie sie ihren Frauen erklärten, dass sie eine Prostituierte angesprochen hatten. Wenn ihre Erklärungen auch nur annähernd so waren wie die, die sie Angie gegeben hatten - Meine Frau versteht mich nicht... Ich fühle mich einsam, wenn ich unterwegs bin... Meine Kinder hassen mich -, stand ihnen eine lange Nacht in einer kalten Zelle bevor.

Im Großen und Ganzen jedoch war das, was Angie tagtäglich machte, in ihren Augen ein nutzloses Unterfangen. Die Stecher kamen weiterhin jeden Tag, die Mädchen stellten sich jeden Tag wieder auf die Straße. Kein Mensch hatte ein Interesse daran, das Übel an der Wurzel zu packen. Seit sechs Jahren versuchte Angie nun schon, diese Frauen zu verstehen. Sie alle erzählten aus ihrer Vergangenheit die gleichen Geschichten von sexuellem Missbrauch und Vernachlässigung; sie alle waren vor irgendetwas davongelaufen. Man brauchte kein Harvard-Ökonom zu sein, um sich auszurechnen, dass es viel billiger wäre, Geld zu investieren, damit Kinder in Sicherheit und Geborgenheit aufwuchsen, anstatt sie als Erwachsene ins Gefängnis zu stecken. Doch das war der American Way. Gib eine Million Dollar aus, um ein Kind zu retten, das in einen Brunnen gefallen ist, doch untersteh dich, hundert Dollar zu investieren, um den Brunnen abzudecken, damit das Kind gar nicht erst hineinfällt.

257

Jasmine Allison gehörte wahrscheinlich zu jenen verschwundenen Mädchen, die nie wieder auftauchten. Sie würden auf der Straße landen mit einem neuen Namen, einer neuen Lebenseinstellung und neuen Süchten, die ihr Zuhälter benutzen konnte, um sie zu kontrollieren. An der Art, wie Will über

das Mädchen gesprochen hatte, erkannte sie, dass er sich Sorgen machte. Er hatte auch allen Grund dazu, wenn man bedachte, dass sie an dem Abend von Aleeshas Ermordung bezahlt worden war, um diesen Anruf zu tätigen. Angie wusste natürlich auch, dass es zahllose andere kleine Dinge sein konnten, die das Mädchen aus dem Haus getrieben hatten. Dennoch hatte sie einige Jungs in der Zentrale angerufen und sie gebeten, sich mit dem Fall eingehender zu beschäftigen.

Angie schaute sich die Wegbeschreibung an, die sie auf eine aus dem Telefonbuch gerissene Seite gekritzelt hatte. Ken Wozniak lebte in einem Pflegeheim am Lawrence Highway. Die Stationsschwester, die Angie den Weg erklärte, hatte aufgeregt geklungen, als sie hörte, dass der Mann Besuch bekommen würde. Angie hatte Ken nur ein paarmal gesehen. Sie bezweifelte, dass er sich überhaupt an sie erinnerte.

Die Besuchszeit ging bis zehn. Nach dem leeren Parkplatz zu urteilen, war Ken nicht der einzige Heimbewohner, der wenig Besuch bekam. Die Eingangshalle war karg, aber sauber, mit den üblichen weißen Fliesen und den Neonröhren an der Decke. Einige Kunstblumen standen auf einem Tisch in dem kleinen Wartebereich, und ein Wasserkühler rülpste, als sie zur Empfangstheke ging.

Der Mann lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, und mit einem vielsagenden Lächeln musterte er Angie von Kopf bis Fuß. Er registrierte ihren Hurenaufzug mit einem höhnischen Feixen, das besagte, er wisse genau, was sie sei und was sie kosten dürfe. Er verschränkte die Finger hinter dem Kopf, so dass sein T-Shirt nach oben rutschte und sie seinen fetten, haarigen Bauch zu sehen bekam.

258

Er leckte sich die Lippen und fragte: »Wie viel?«

Angie griff in ihre Handtasche und zog ihre Marke heraus.

Der Kerl fiel vor Schreck fast vom Stuhl. Er rappelte sich wieder hoch und murmelte: »Ich wollte nur...«

»Ich bin hier, um Ken Wozniak zu besuchen.«

»O Gott.« Seine Stimme zitterte, als er den Stuhl wieder aufrichtete. »Ich brauche diesen Job.«

Sie fragte sich, ob er ihn brauchte, damit er die alten Damen beklauen konnte, wenn sie in ihren Betten schliefen. »Nimm eine Pille, Cletus, ich bin nicht hier, um dich zu verhaften.«

»Ich...«

»Wozniak«, wiederholte sie. »Wo ist er?«

Mit zitternden Händen tippte er etwas in seinen Computer. »Den Gang hinauf und dann links. Zimmer drei-zehn. Mein Gott, Lady, das tut mir leid, okay? Ich habe so was noch nie gemacht.«

»Ja, schon gut. Mir auch.«

Angies spitze Absätze klapperten über die Fliesen, als sie den Gang entlangging.

Noch immer sah sie das anzügliche Grinsen vor sich, mit dem dieser Arsch von Rezeptionist sie angestarrt hatte, als sie zur Tür hereinkam. Dieser eindeutige Ausdruck im Gesicht, als wäre sie nur ein Loch, das er gleich ficken würde. Als sie dann vor Zimmer drei-zehn stand, war ihr, als wäre sie nur noch einen halben Meter groß.

»Hallo?«, rief sie und klopfte an die Tür. Durch das Plärren des Fernsehers hörte sie ein freundliches Grunzen, das sie als Einladung interpretierte.

»Ahm«, sagte Ken, als er sie sah. Er grinste, und sein Mund wurde dabei ganz schief. Er saß in einem Rollstuhl, hatte beinahe sechzig Pfund verloren. Sie fragte sich, wie er es schaffte, jeden Morgen aufzuwachen und zu wissen, dass dies nun sein Leben war.

»Erinnerst du dich an mich?«, fragte Angie.

259

Er stieß ein tiefes, wissendes Lachen aus, als er sagte: »Wie könnte ich!« Angie zog sich einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber. Ken fummelte an der Fernbedienung auf seinem Schoß herum, versuchte, den Fernseher stumm zu stellen. Sie hasste Pflegeheime fast so sehr wie Krankenhäuser, und nun besuchte sie an einem Tag beides. Der chemische Gestank der Desinfektionsmittel, die weißen Laken und die flackernden Lichter erinnerten sie an das erste Mal, als sie ihre Mutter nach der Überdosis besucht hatte. Deirdre hatte in ihrem Bett gelegen, den Körper völlig starr, den Mund offen, als wäre sie überrascht, sich hier wiederzufinden. Irreversibles Koma. Angie war damals noch ein Kind gewesen, aber da sie schon einige Krankenhausserien gesehen hatte, wusste sie genau, was das bedeutete: Baby, du bist im Arsch.

»Au-sch«, sagte Ken. Er hatte es endlich geschafft, den Fernseher stumm zu stellen.

Angie versuchte, fröhlich zu klingen. »Wie geht's?«

Eine Schulter kam hoch. Es war ihm mit Sicherheit schon mal besser gegangen.

»Blöde Frage, was?«

Ken gestattete sich ein Lächeln auf der einen Gesichtshälfte, die er noch kontrollieren konnte.

»Du kannst nicht gut reden?«

»Sch-leht«, gab er zu.

»Ich bin wegen Michael Ormewood hier.«

Ein paar Minuten schaute er zu dem stummen Fernseher. Schließlich atmete er hörbar aus.

Angie kam gleich zur Sache. »Ich weiß, dass er ein Arschloch ist, du brauchst dir also nicht die Mühe machen, mir das zu sagen.«

Ken nickte.

»Hast du gewusst, dass er seine Frau schlägt?« Entsetzen flackerte in seinem Blick auf.

260

»Schätze, nicht«, sagte Angie. »Ich habe sie heute Morgen gesehen. Sie schaut aus, als hätte er einen Baseballschläger benutzt.«

Die Kiefermuskeln auf seiner intakten Seite spannten sich an, und seine gesunde Hand ballte sich im Schoß zur Faust. Noch immer Polizist, obwohl er wahrscheinlich nicht zur Toilette gehen konnte, ohne jemanden dabeizuhaben, der ihm den Arsch abwischte.

Angie beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. »Ich weiß, dass du ihn nicht leiden konntest. Warum? Was hatte er an sich, das du nicht gemocht hast?«

Als Antwort stieß er geräuschvoll die Luft aus.

Angie schüttelt den Kopf. »Ich kann dir nicht folgen.«

Er blies wieder Luft aus.

»Ach«, sagte sie, weil sie es endlich kapiert hatte. »Heiße Luft. Er ist nur heiße Luft.«

Ken nickte, und ihr war, als würde sie eine schmerzhafte Scharade mit ihm spielen.

Aber sie konnte jetzt nicht aufhören. »Als Michael noch bei der Sitte arbeitete«, sagte sie, »hat er die Mädchen ausgenutzt.«

Ken zuckte die Achseln.

»Heißt das jetzt >Was hast du erwartet?< oder >Das überrascht mich nicht?«

Er schaute auf die Hand in seinem Schoß, und Zeige- und Mittelfinger wanderten langsam in die Höhe. Die zweite Möglichkeit also. *Das überrascht mich nicht.*

»Ich habe ihm gesagt, er soll gehen, sonst melde ich ihn, und deshalb ist er gegangen.«

»Ich ha' i'...« Sein Mund schloss sich wieder. Sie merkte, dass er diese Sprechversuche hasste. »Ha' i' komm.«

»Ja«, sagte sie. Michael war Ken als Partner zugewiesen worden. »Du hast ihn bekommen.«

Dann saßen sie beide da, und Kens Mund arbeitete, aber es kamen keine Geräusche heraus. Angie bemühte sich um eine

261

neutrale Miene, wollte sich nicht anmerken lassen, wie schwer ihr es fiel, ihn so zu sehen.

Schließlich sagte er: »Du«, so klar, dass jeder es verstehen konnte.

»Was ich?«

Er starnte Angie direkt in den Ausschnitt. Sie richtete sich auf und lachte.

»Mein Gott, Wozniak. Du alter Schweinigel.«

»Nei'.« Er wischte ihre Interpretation mit einer Handbewegung beiseite. »Ni' da'.« Er blickte sich im Zimmer um, als suchte er irgendein Hilfsmittel.

Schließlich schaute er wieder auf seine Hände. Sie beobachtete, wie er unter großer Anstrengung den rechten Zeigefinger ausstreckte und dann mit linkem Daumen und Zeigefinger einen Kreis bildete. Dann schob er den Kreis auf dem Zeigefinger auf und ab.

Angie verschränkte die Arme. »Mann, was ist denn los mit dir?«

»Nei'«, beharrte er. *Nein.*

»laja«, blaffte sie und wiederholte die Fickgeste mit ihren Händen. »Hab dich schon verstanden, Ken. Ich weiß genau, worauf du hinauswillst, und es überrascht mich, dass du es noch kannst, aber passieren wird es auf gar keinen Fall.«

»Du!«, schrie er sie an und deutete mit dem Finger auf sie. »Mai-el.« Er machte die Geste noch einmal.

»Ach sooo.« Sie zog das Wort in die Länge, als sie nun endlich begriff, was er meinte. *Du und Michael.*

Sie fragte: »Du hast das gewusst?«

Ken hob die Augenbrauen. Wer nicht?

»Ja«, gab sie zu. »Ich habe mit ihm gefickt.«

»Eh mi' gesaht.«

»Das kann ich mir denken.« O Gott, sie wussten alle Bescheid. »Eh«, sagte Ken. *Hey.*

Sie hob den Kopf. Er hielt die offene Handfläche nach oben, offensichtlich die Frage, was es sonst noch gebe.

261

»Eins meiner Mädchen wurde ermordet.«

Er deutete zum Fernseher. »Home.« Er hatte die Meldung anscheinend in den Nachrichten gesehen.

»Ja, sie wohnte in den Grady Homes«, erzählte ihm Angie. »Die Zunge wurde ihr abgebissen. Sie ist an ihrem eigenen Blut erstickt.«

»Mai-el?«

Eine Weile dachte Angie, er frage sie, ob Michael sie umgebracht habe. Dann erst begriff sie, was er eigentlich wissen wollte.

»Keine Ahnung, ob Aleesha eins der Mädchen war, das mit ihm ging, um einer Verhaftung zu entgehen«, gab Angie zu. »Ich hörte ungefähr zur selben Zeit auf, in den Homes zu arbeiten, als er dein Partner wurde. Meine Tarnung war aufgeflogen.«

»We'?«

Angie musste über sich selbst lachen. Sie hatte sich nie überlegt, wer sie verraten haben könnte, hatte einfach angenommen, dass man nur soundsovielmal mit einem Kunden weggehen und nicht mehr mit ihm zurückkommen konnte, bis die Leute merkten, dass man Polizistin war.

»Schätze, Michael könnte mich verpfiffen haben«, räumte sie ein. »Vielleicht dachte er, er könne mich dadurch in Schwierigkeiten bringen, aber ich wurde einfach in eine andere Gegend versetzt. Neue Mädchen. Neue Kunden.«

Dabei dachte sie vor allem an einen, der gar kein richtiger Kunde war. »Vor ein paar Monaten kam Michael zu meinem neuen Einsatzort«, berichtete sie Ken. »Erst dachte ich, er wolle mal wieder nur das Arschloch spielen, aber er sagte uns, wir sollten auf der Hut sein vor einem, der eben auf Bewährung entlassen wurde, meinte, der wäre ein total versifftes Schwein.«

Ken schnaubte. Offensichtlich hatte er das Vergnügen gehabt, sich Michaels Blech anhören zu dürfen.

»Ja, ich habe mir auch nicht viel dabei gedacht!«, gab sie zu.

262

»Aber dann traf ich den Kerl, vor dem er uns gewarnt hatte. Sein Name ist John Shelley.«

Ken zuckte die Achseln. *Nie von ihm gehört.*

»Wie auch immer«, sagte Angie, die wusste, dass sie sich im Kreis drehte.

»Am Tag nach Aleesha Monroes Ermordung wurde Michaels Nachbarin tot in ihrem Hinterhof aufgefunden.«

»S-unge?«

»Ja«, antwortete Angie. Sie erzählte ihm Dinge, die er aus den Nachrichten nie erfahren hätte. Angie wusste diese Details nur von Will. »Die Zunge der Nachbarin wurde herausgeschnitten. Monroes wurde abgebissen, trotzdem...« Ken hockte einfach nur da. Angie hatte ein schlechtes Gewissen. Der alte Knabe war schon verwirrt genug, ohne dass sie ihm ihr Herz ausschüttete.

»Ich sollte dich mit diesen ganzen Sachen nicht behelligen.«

»Meh\« Ken machte mit der Hand eine Kreisbewegung. Er wollte mehr hören.

»Michaels Nachbarin war gerade mal fünfzehn.« Angie hielt inne. Hatte Gina Ormewood nicht gesagt, sie sei fünfzehn gewesen, als sie Michael kennenlernte?

Sie fragte: »Wann war der Golfkrieg? Neunzig? Einundneunzig?« Ken hielt einen Finger in die Höhe.

»Was meinst du, wie alt Michael ist? Vierzig, oder? Da gab's doch letztes Jahr so eine Party für ihn. Ich weiß noch, dass da überall schwarze Luftballons waren.«

Ken nickte.

Angie war kein Mathegenie. Will hätte sich das alles im Kopf ausgerechnet, aber sie brauchte etwas zum Schreiben. In ihrer Handtasche fand sie ein Stück Papier, schrieb die Ziffern mit ihrem Augenbrauenstift darauf und murmelte: »Michael wurde Sechsundsechzig geboren, das von zweitausendsechs abziehen.« Sie kontrollierte die Zahlen noch einmal, um sicherzugehen, dass sie alles richtig gemacht hatte. Dann hob sie langsam den

263

Kopf und schaute Ken an. »Gina war fünfzehn, als sie ihn kennenlernte. Sie sagte, zuerst wäre er an ihrer ein Jahr jüngeren Cousine interessiert gewesen.«

Sie hielt Ken das Papier hin. »Er war fünfundzwanzig. Was macht ein fünfundzwanzigjähriger Mann mit einem fünfzehnjährigen Mädchen?«

Ken gab ein unanständiges Geräusch von sich, dessen Bedeutung unmissverständlich war.

»Sag mir nur noch eins«, fragte sie. »Warst du je mit Michael in den Bergen beim Fischen?«

Der Ausdruck auf seinem Gesicht war so eindeutig, als hätte er den Satz ausgesprochen. Nie und nimmer.

Angie fuhr an ihrem Haus vorbei. Sie versuchte noch immer zu begreifen, was sie während ihres Besuchs bei Ken eigentlich erfahren hatte. Dass Michael Ormewood vor fast fünfzehn Jahren ein fünfzehnjähriges Mädchen umworben und dann geheiratet hatte, war nicht gerade ein Beweis, dass er

jetzt in etwas verwickelt war, aber die Parallelen waren nicht zu übersehen, und Angie war schon zu lange Polizistin, um an Zufälle zu glauben. Sie ging das Szenario im Geist durch, während sie am Ende ihrer Straße wendete, noch einmal an ihrem Haus vorbei- und dann die Piedmont hinunterfuhr. An der Ampel bog sie links ab, dann an der Ponce de Leon noch einmal links und überlegte sich dabei die möglichen Zusammenhänge. Michael benutzte die Mädchen noch immer, nutzte seine Stellung aus, um kostenlose Nummern zu schieben. Baby G hatte das herausgefunden. Vielleicht war Aleesha Monroe eins der Mädchen gewesen, das Michael ausgenutzt hatte, und Baby G war über diese Schmälerung seines Einkommens nicht begeistert gewesen. Er hatte Monroe umgebracht und dann auch Michaels Nachbarin, um ihm eine Lektion zu erteilen. Aber warum sollte Baby G Cynthia Barrett umbringen? Auch wenn Michael eine Schwäche für junge Mädchen hatte, hieß

264

das noch nicht, dass er seine Nachbarin vögelte. Und war diese Art von Geilheit nicht normal bei einem Vierzigjährigen? Man musste nur in einer Modezeitschrift blättern oder ins Kino gehen, um leicht bekleidete Mädchen zu sehen, die sich an Männer hängten, die ihre Väter sein könnten. Verdammter, man konnte ja nicht einmal in den Supermarkt um die Ecke gehen, ohne einem Haufen Zwölfjähriger zu begegnen mit T-Shirts, die ihnen gerade über die Brustwarzen reichten, und Jeans, die knapp die Muschi bedeckten. Und ihre Mütter trugen für gewöhnlich das Gleiche.

Angie fuhr an der City Hall East vorbei und bog dann rechts in die Poncey-Highlands ein. Sie bremste und schaute nach, ob Wills Motorrad vor der Tür stand, bevor sie ihr Auto am Straßenrand abstellte.

Sie stieg aus, bevor sie es sich anders überlegen konnte. Mit der Faust hämmerte sie an die Tür und drückte dann zusätzlich noch ein paarmal auf die Klingel.

Er ließ sich Zeit, bis er an die Tür kam. Sie sah, dass er die Hemdsärmel heruntergekrepelt, die Manschetten aber nicht zugeknöpft hatte. Er trug noch immer seine Weste, und diesen blöden kleinen Hund hielt er in der rechten Hand wie eine Tüte Bonbons.

Sie fragte barsch: »Warum brauchst du immer so verdammt lang, um die Tür zu öffnen?« »Was ist denn los?«

Sie stellte ihre Handtasche auf den Tisch hinter der Tür und ging an ihm vorbei ins Haus. Im Hintergrund lief eine Audio-CD, und auf dem Arbeitstisch lag eine zerlegte Taschenuhr, die er wohl gerade instandsetzte.

Sie betrachtete die winzigen Federn und Zahnräder, die in einem Stück Kork steckten, die verschiedenen Werkzeuge, die er benutzte, um den Aufzugsmechanismus zu reparieren. Angie hatte es immer schockiert, dass Will in zehn Sekunden herausfand, wie eine Uhr funktionierte, aber eine halbe Stunde brauchte, um eine Textseite zu verstehen.

265

Will stellte den Hund auf den Boden. Das Tier trottete in die Küche. Angie hörte es Wasser saufen.

»Was ist denn los?«, wiederholte Will und drehte die Stereoanlage ab.

»Du musst mit Aleeshas Zuhälter reden.« »Baby G?«, fragte Will. »Er ist tot.«

»Was?«

»Ist heute Nachmittag gestorben«, berichtete Will. »Seine Cousins hatten keine Lust mehr, sich von ihm herumschubsen zu lassen.«

»Jetzt mal langsam«, sagte sie, obwohl sie diejenige mit dem wie wild schlagenden Herzen war. »Erzähl mir, was passiert ist.«

Er kniff die Augen zusammen, erzählte es ihr aber trotzdem. »An dem Tag, als Michael und ich mit Baby G redeten, saßen zwei Jungs auf der Motorhaube seines BMW. G meinte, das seien seine Cousins.«

Angie setzte sich auf die Couch. »Okay.«

»Er verjagte sie mit einem Baseballschläger. Ich schätze, das gefiel ihnen nicht besonders. Sie lauerten ihm auf und schossen dreimal auf ihn.«

»Setz dich.« Sie hasste es, wenn er über ihr stand. »Bist du sicher, dass das so passiert ist? Dass seine Cousins ihn erschossen haben.«

»So sicher, wie man sein kann, wenn man es mit Gaunern zu tun hat.« Will ließ sich neben ihr nieder. »Ich habe heute Nachmittag mit dem verhaftenden Beamten gesprochen. Den Jungs wird wahrscheinlich nach dem Erwachsenenstrafrecht der Prozess gemacht. Der eine hat bereits dem anderen die Schuld in die Schuhe geschoben. Er ist vorbestraft, einmal wegen Drogen, einmal wegen tätlichen Angriffs. Das wäre seine dritte Verurteilung. Er versucht, mit Reden einem >Lebenslang< zu entgehen.«

»Bist du sicher, dass sie mit dem Fall nichts zu tun haben?«

»Die beiden kannten Aleesha nicht mal.«

265

Angie nickte, um ihm zu zeigen, dass sie ihn verstanden hatte. Sie war zu schockiert, um etwas zu sagen. Was Baby G über Michael Ormewood auch gewusst haben mochte, er würde es jetzt mit ins Grab nehmen.

Will sagte: »Du siehst schlimm aus.«

»Danke.«

»Ich meine es ernst«, sagte er. »Was ist los mit dir?«

»Ich habe wirklich einen harten Tag hinter mir«, antwortete sie und spürte plötzlich, wie alles auf sie einstürzte. »Ich musste ins Krankenhaus.« Er setzte sich auf und nahm ihre Hand. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Nicht wegen mir.« Sie log, weil sie das einfacher fand, als mit seiner Wut zurechtzukommen, wenn er herauskriegte, dass sie im Piedmont war, um Ormewoods Frau Gottesfurcht zu lehren. »Ich musste eins der Mädchen hinbringen. War aber nichts Schlimmes. Frauensache.«

Will nickte, und sie wusste, dass er sie nicht weiter bedrängen würde.

O Gott, was für ein Chaos. Sie musste ihm einiges erzählen, hatte aber keine Ahnung, wo sie anfangen sollte. Was konnte sie sagen? Dass Michael an dem Abend von Kens Party brutal zu ihr gewesen war? Dass Michael nicht der Typ Mann war, bei dem man es sich noch einmal anders überlegen würde? Dass bei ihm, wenn etwas erst mal angefangen hatte, an ein Aufhören nicht mehr zu denken war?

Sie erinnerte sich noch sehr gut an die Schmerzen, die sie am nächsten Tag gehabt hatte, an die blauen Flecken auf ihren Schenkeln, an das Gefühl, dass etwas tief drinnen in ihr zerrissen worden war. Scheiße, sie war sturzbesoffen gewesen, aber die Spuren auf ihrer Haut sprachen eine deutliche Sprache.

»Bist du okay?« Will schob ihr die Haare hinter die Ohren. Diese sanfte Geste war etwas Neues. So hatte er sie noch nie berührt, oder vielleicht hatte sie es nicht zugelassen.

266

»Es war ziemlich schwierig für mich da drin«, sagte sie, ohne ihm zu erklären, wo »da drin« war. »Ich musste immer an meine Mom denken.«

Will strich ihr über die Haare, und sie wollte die Augen schließen und den Kopf an seine Schultern legen. Angie hatte ihn ein paarmal mitgenommen, wenn sie ihre Mutter besuchte. Zum Grab ihrer Mutter zu gehen wäre für Angie einfacher, als Deirdre im Krankenhausbett liegen zu sehen und nicht zu wissen, ob hinter diesen geschlossenen Augen jemand um Hilfe rief. Warum liebte Angie ausgerechnet den Menschen, den sie eigentlich am meisten hassen sollte?

»Komm her«, sagte Will, legte die Arme um sie und drückte sie an sich. Er lehnte sich auf der Couch zurück und zog sie mit sich. »Jetzt bleib einfach mal eine Weile so.«

Angie hätte am liebsten geweint, aber sie konnte nicht zulassen, dass sie vor Will zusammenbrach. Sie drückte ihr Gesicht an seine Schulter, roch das Waschmittel, das er benutzte, und die Sojasauce, die er sich auf die Krawatte

gekleckert hatte. Wenn sie so bleiben, sich einfach von ihm halten lassen könnte, dann würde vielleicht alles besser werden. Dann könnten sie einander wahrscheinlich wieder heil machen.

Sie drehte ihm das Gesicht zu und küsste seinen Hals. Seine Haut reagierte, und als er schluckte, küsste sie seinen Adamsapfel.

Er sagte: »Wir müssen nicht...«

Sie legte ihm die Hände um den Hals und brachte ihre Lippen an die seinen. Will zögerte erst, doch sie weckte seine Leidenschaft, benutzte Zunge und Zähne, bis er anfing, sie ernsthaft zu küssen. Seine Arme spannten sich an, als er sie sanft anhob und auf die Couch legte. Er stützte sein Gewicht auf den linken Ellbogen und streichelte ihr Gesicht, während er ihren Hals küsste. Seine Hemdmanschette war hochgerutscht, und Angie sah die grellrosa Narbe auf der Innenseite seines Handgelenks. Sie

267

hatte ihn in dieser Nacht ins Krankenhaus gebracht und an seinem Bett gewartet, bis er aufwachte und erkannte, dass es nicht funktioniert hatte, dass er noch am Leben war.

Behutsam berührte sie sein Handgelenk, und ihre Finger nahmen denselben Weg, den die Rasierklinge genommen hatte, als sie ihm die Haut aufschlitzte. Will riss sich los und starrte sie entsetzt an.

»Tut mir leid«, sagte sie.

Er versuchte sich aufzusetzen, aber sie packte seine Weste und zog ihn wieder zu sich. »Ich habe gesagt, es tut mir leid.«

»Angie...« Er versuchte noch einmal, sich loszureißen, aber sie ließ es nicht zu. Sie kämpften, aber gegen sie setzte Will nie seine ganze Kraft ein. Sie schaffte es, ihn wieder an sich zu ziehen, und drückte ihre Lippen fest auf die seinen. Sie schmiegte sich an ihn, und er gab seinen Widerstand auf. Angie küsste ihn leidenschaftlicher, wilder als gewöhnlich, und zu ihrer Überraschung reagierte er mit der gleichen Intensität.

Sie spürte, wie ihr Atem schneller ging, ihre Gedanken sich vernebelten. Sein Gewicht auf ihr reichte schon, um ihr die Tränen in die Augen zu treiben. Sie schob die Hand in seinen Hosenbund, denn jetzt musste es schnell gehen, bevor sie sich völlig verlor.

»Gott«, murmelte sie, riss seine Weste auf, zog ihm das Hemd, dann das Unterhemd aus der Hose, damit ihre Hand mehr Platz fand.

Er hatte ihr das T-Shirt hochgeschoben, seine Lippen glitten über ihre nackte Brust. Als sie die Hand um ihn schloss, kam er aus dem Takt. Sie übernahm,

zog sich mit der freien Hand den Slip aus. Angie wies ihm den Weg, bevor er sie davon abhalten konnte.

Ihm stockte der Atem, als sie gegen ihn stieß, ihn mit den Schenkeln umklammerte, ihn zum Höhepunkt bringen wollte.

»Nein«, flüsterte er und versuchte, das Tempo zu drosseln. Er hatte die Augen zusammengekniffen und zitterte, so sehr ver

268

suchte er, sich zurückzuhalten. Sie stieß ihm die Zunge ins Ohr, biss ihn ins Läppchen, tat alles, was sie konnte, um ihn zum Erguss zu bringen. Er stöhnte laut auf, als es soweit war, und erschauderte im Orgasmus.

»O Gott«, hauchte er. »Angie...«

Sie ließ sich von ihm noch ein wenig küssen, stoppte ihn aber, als sein Mund nach unten wanderte. »Nein«, sagte sie und zog sein Gesicht wieder hoch.

»Ich muss los.«

Er schwitzte, und sein Atem ging schwer, als er ihre Brüste küsste. »Ich will dich schmecken.«

Der raue Ton seiner Stimme ließ ihren Körper kribbeln. Sie biss sich auf die Unterlippe und versuchte, nicht daran zu denken, wie gut sein Mund sich da unten anfühlen würde, während seine Lippen über ihren Bauch wanderten.

»Nein«, stieß sie schließlich hervor und zog ihn erneut nach oben. »Ich muss los.«

»Bleib bei mir.«

Irgendwie machte das Flehende in seiner Stimme ihr das Weggehen leichter.

»Ich muss morgen arbeiten.« »Ich auch.«

Nun schob sie ihn entschlossener weg. »Will.«

Er löste sich von ihr und ließ sich mit einem Stöhnen an die Rückenlehne der Couch fallen, doch dieses Stöhnen hatte nichts mit Lust zu tun.

Im Aufstehen streifte sie ihren Slip über. Ihr T-Shirt war noch verrutscht und hochgeschoben, und sie zog es herunter und strich es glatt.

Er legte die Hand um ihr Bein. »Warum hast du das getan?« Sie löste sich von ihm, nahm ihre Handtasche vom Tisch an der Tür. »Warum hast du es mich tun lassen?«

268

**Kapitel 31**

**9. Februar 2006 9.58 Uhr**

Offensichtlich hatte Martha Lam nicht nur einen, sondern mehrere Anrufe getätigt. John hatte die ihm zustehende Rückerstattung der Miete in der Absteige in voller Höhe zurückbekommen, und das Zimmer bei Mr.

Applebaum war pro Monat fast dreißig Dollar billiger. Zusammen mit den

fünfzig Dollar, die John für den Sondereinsatz im Staubsaugertank bekommen hatte, würde er sich diesen Monat vielleicht sogar etwas Vernünftiges zu essen leisten können.

»Verdamm«, sagte Ray-Ray. Er starrte zu einer Frau hinüber, die eben mit einem Toyota Camry voller kreischender Kinder auf den Platz gefahren war. »Sie kann ja nichts dafür, dass sie hässlich ist, aber dann könnte sie wenigstens zu Hause bleiben.«

John warf ihm einen Seitenblick zu. »Seit wann kannst du denn in ganzen Sätzen sprechen?«

»Auch ein schwarzer Bruder hat seine Geheimnisse.« Er überließ John die Arbeit am Trockner und ging zu einem anderen Kollegen, um ihm beim Ableidern eines Fahrzeugs zu helfen. Johns prekärer Frieden mit Ray-Ray war einer gewissen Freundlichkeit von Seiten des anderen gewichen, seit John ihn ins Krankenhaus gebracht hatte. John wusste nicht so recht, was diesen Sinneswandel ausgelöst hatte, aber er wollte sich nicht beklagen. Es gab schon genug Leute, die hinter ihm her waren. Wenn er nun nicht mehr auf der Hut sein musste vor Ray-Ray, war ihm das nur recht.

Der Besuch im Krankenhaus war auch für John eine gute Sa

269

che gewesen. Noch immer hüpfte ihm das Herz in der Brust, wenn er daran dachte, wie er Robin im Wartebereich getroffen hatte. Sie hatte zwar ihre Arbeitskluft getragen, aber er konnte nicht anders, als vor allem ihre weiche Haut und ihre vollen Lippen zu sehen. Die Art, wie sie dastand, das Gewicht auf ein Bein verlagert, eine Hüfte ausgestellt. Wie es wohl wäre, mit der Hand über diese Hüfte zu streicheln und sie an sich zu ziehen? Das war die Art von Gedanken, die einen Mann nachts wach hielt.

Robin aber war nicht der Grund, warum John an diesem Morgen sehr früh, sogar noch vor Art, zur Arbeit erschienen war. Aus einer Bude in eine anderen zu ziehen war keine große Sache. John hatte seine Klamotten in die Kühlbox gestopft, sie als Koffer benutzt und war die sechs Blocks bis zu Mr. Applebaums Haus zu Fuß gegangen. Nachdem John seine Sachen verstaut hatte, war er noch einmal in die Ashby Street zurückgekehrt und hatte das ausgebuddelt, was dort unter einem Baum vergraben lag. Die ganze Strecke im Bus hatte er geschwitzt, weil er befürchtete, mit einer Waffe erwischt zu werden. In der Waschanlage hatte er sie in den Staubsaugertank geworfen und sich dann auf das Mäuerchen unter dem Magnolienbaum gesetzt, bis Art mit seinem Cadillac daherkam und ihn, während er die Autotür zuschloss, fragte: »Was ist denn los, Shelley? Buckeln für eine Beförderung?«

John bemühte sich, logisch zu denken, sich die nächsten Schritte zu überlegen, aber sosehr er auch versuchte, sich zu konzentrieren, spürte er in sich nichts anderes als brennende Wut. Michael hatte ihm das Messer unter die Matratze in der Absteige gelegt, so wie er vor all diesen Jahren das Küchenmesser, die sogenannte Mordwaffe, in Johns Schrank versteckt hatte. Was, zum Teufel, hatte der Kerl nur gegen ihn? Was hatte John Michael je angetan, dass er sich derart rächte? Nicht nur an ihm, sondern an seiner ganzen Familie.

Dass er John damals diese Sache in die Schuhe geschoben

270

hatte, war eine Sache, aber dass er jetzt weitermachte, dass er seine Identität benutzte, während er im Gefängnis saß... das musste eine Art perverser Obsession sein. Michael hasste ihn. Man benutzte nicht jahrelang den Namen eines Mannes, wenn man diesen Kerl nicht wirklich abgrundtief hasste. Und der Wichser hatte offensichtlich seine Stellung bei der Polizei dazu benutzt, Einfluss auf Ms. Lam zu nehmen, damit sie ihn wieder zu den Pädophilen und Vergewaltigern ins Coastal steckte. Es reichte ihm nicht, John etwas anzuhängen. Er wollte, dass er litt.

John hatte sich im Lauf der Jahre an seinen Freiheitsverlust gewöhnt, hatte sich bis zu einem gewissen Grad sogar eingeredet, dass er zu Männern wie Ben Carver gehörte. Er war ein schlechter Junge gewesen, ein schlechter Sohn. Richard Shelley hätte das bezeugen können. Doch auch ohne dessen niederschmetternde Meinung war John seiner eigenen Ansicht nach nicht völlig unschuldig an Mary Alices Ermordung. Er hatte sie zu der Party eingeladen. Er war zugedröhnt gewesen. Er hatte ihr das alkoholische Getränk, gegeben. Er war mit ihr nach Hause gegangen, hatte sich in ihr Schlafzimmer geschlichen. Er hatte das Speedball geschnupft, das ihm den Rest gab. Er hatte das alles geschehen lassen.

Aber zu wissen, dass Michael, sein Cousin Woody, es war, der Mary Alice abgeschlachtet hatte, machte John krank vor Wut. Er konnte nicht seinetwegen wütend sein, aber Mary Alices wegen, fuchsteufelswild, dass Michael sie nicht nur vergewaltigt, sie nicht nur einfach getötet, sondern sie zerfleischt hatte wie ein tollwütiges Tier.

Die Tatortfotos im Gerichtssaal waren schockierend gewesen, aber John war dort gewesen, hatte ihre Leiche mit eigenen Augen gesehen. Die Bissspuren überall auf ihren kleinen Brüsten. Die dunklen Flecken und tiefen Kratzer an der Innenseite ihrer Schenkel. Wie ihre Augen noch offen standen und zur Tür starnten, als wartete sie darauf, dass ihre Mutter jeden Augen

270

blick hereinkommen und sie für die Kirche wecken würde. Das eigene Blut war ihr aus dem Mund gequollen, hatte die Haare ans Kissen geklebt. Dieser beschissene Bastard. Dieser gottverdammte, perverse Hurensohn. Doch es hatte nicht aufgehört mit Mary Alice. Michael lief noch immer frei herum, tat, was er verdammt noch mal wollte, in Johns Namen. Und er war Polizist. Ein Polizist! Er konnte John jederzeit den Garaus machen, saß wahrscheinlich gerade jetzt auf seinem Arsch und überlegte sich noch bessere Möglichkeiten, wie er John seine eigenen perversen Verbrechen anhängen konnte. Bei dem Gedanken an gestern Abend, als Johns Fingerspitzen das Klappmesser berührten und er beinahe mit einer Waffe in der Hand erwischt worden wäre, stand ihm der kalte Schweiß auf der Stirn. Michael war zu allem fähig. Er konnte John auf der Stelle verhaften, und John hätte nicht die geringste Chance, etwas dagegen zu unternehmen.

Und vielleicht hatte John es sogar verdient. Nach dem, was er Michaels Nachbarin angetan hatte, hatte er es vielleicht wirklich verdient, wieder ins Gefängnis gesteckt zu werden, zu all den anderen perversen Scheißkerlen. Er hatte ein Kind verstümmelt. Mit seinen eigenen Händen hatte er dieses Mädchen verstümmelt. Es war nicht recht, dass er mit so etwas davonkam.

Und so, wie es aussah, würde er es wahrscheinlich auch nicht.

Der Trockner schaltete ab, und John faltete die Lappen zusammen und stapelte sie in eine Tonne, die unten Rollen hatte, damit sie sie bei der Arbeit um die Autos herumschieben konnten. Er musste noch einmal mit Ben reden. John war im Gefängnis erwachsen geworden, aber er dachte wie ein Gefangener, nicht wie ein Krimineller. Er brauchte jemanden, der ihm sagte, was er tun solle.

»Sind Sie John?«

Die Frau vor ihm war schlank und gut eins siebzig groß. Ihre

271

schwarzen Haare waren modisch kurz und verstrubbelt. Sie trug eine taillenkurze, eng anliegende Jacke über ihrer knapp sitzenden Blue Jeans.

»Kann ich Ihnen helfen?«, erkundigte sich John und suchte nach der verräterischen Ausbuchtung in ihrer Jacke. Sie sah für ihn nicht aus wie eine Polizistin, dafür war ihre Jacke zu schick, aber John war noch nie besonders gut darin gewesen, die Bösen zu erkennen.

»Sind Sie John Shelley?«, fragte sie.

Er warf einen Blick über die Schulter. Ray-Ray saugte an einem Lutscher, beobachtete sie aber sehr genau. John fragte: »Kenne ich Sie?«

»Sie sind umgezogen«, antwortete sie. »Ich dachte, Sie wohnen in der Ashby Street?«

Er versuchte zu lächeln, obwohl er am liebsten die Lappen weggeworfen und davongelaufen wäre. »Was wollen Sie?«

Sie hatte die Hände an den Hüften, und er dachte an Ms. Lam. Er konnte nicht anders, musste zu dem Schraubdeckel auf dem Staubsaugertank schauen.

»Ich bin Kathy Keenan«, sagte sie. »Eine Freundin Ihrer Schwester.«

Er ließ die Lappen fallen. »Ist etwas mit Joyce...« »Ihr geht es gut«, beruhigte ihn die Frau. »Sie müssen nur mit ihr reden.«

»Ich...« Er schaute auf den Lappenhaufen hinunter, dann wieder hoch zu der Frau. Er wusste nicht, wer sie war oder warum sie hier war, aber sie war verrückt, wenn sie glaubte, sie könnte Joyce dazu bringen, etwas zu tun, was sie nicht tun wollte.

John kniete sich hin, um die Lappen aufzuheben. »Sie will nicht mit mir reden.«

»Ich weiß, dass sie das nicht will«, sagte Kathy. »Aber sie muss.«

»Wer sind Sie?«

»Ich habe es Ihnen gesagt. Eine Freundin von ihr.«

272

»Aber sehr gut können Sie sie nicht kennen, wenn Sie glauben, dass das funktioniert.«

»Ich teile seit zwölf Jahren das Bett mit ihr, John. Ich glaube, ich kenne sie viel besser als irgendjemand auf dieser Welt.«

Joyce war also lesbisch. John fragte sich, was Richard davon hielt. Der Sohn ein verurteilter Vergewaltiger und Mörder, die Tochter eine Powerlesbe. John musste grinsen bei dem Gedanken an das Ausmaß von Richards Enttäuschung.

Kathy hatte gefragt: »Stört es Sie, dass Ihre Schwester eine Lesbe ist?«

»Also, eigentlich habe ich gar keine Zeit zum Reden«, hatte John geantwortet und dabei gedacht: Mann, Richard muss stinksauer gewesen sein, als er das herausfand. Seine perfekte Joyce tummelte sich am anderen Ufer.

Kathy fuhr einen schwarzen Porsche, die Art von Auto, die John nur auf allen vieren sah, wenn er den Müll herausräumte. Sie war mit ihm die Piedmont Road entlanggefahren, dann auf der Sidney Marcus rechts abgebogen und hatte den Wagen schließlich vor einem kleinen Gebäude an der Lenox Road kurz vor der Interstate abgestellt. Auf dem Schild an der Tür stand »Keener, Rose and Shelley« in ausgefallener, goldener Schrift. Das Auto neben ihnen, ein graphitgrauer BMW, parkte auf dem für Joyce Shelley reservierten Platz.

Joyce arbeitete weniger als zwei Meilen vom Gorilla entfernt. Vielleicht fuhr sie auf ihrem Weg zur Arbeit ja jeden Tag an ihm vorbei.

»Sie macht eben noch einen Vertragsabschluss«, erklärte Kathy. »Es wird nicht lange dauern.

Johns Knie knackten, als er sich aus dem niedrigen Auto-sitz stemmte. Er musste sich immer mal wieder daran erinnern, dass er schon fast vierzig Jahre alt war. Aus irgendeinem Grund fühlte er sich noch wie fünfzehn, als wäre Coastal einem anderen John passiert, als wäre sein Hirn dort gewesen, während sein

273

Körper draußen geblieben war, alterslos darauf wartend, dass er zurückkehrte und ihn wieder in Besitz nahm.

»Wir warten in ihrem Büro«, schlug Kathy vor und führte ihn durch das Gebäude. Die Augen der Empfangsdame folgten John, als er an ihr vorbeiging. Er stellte sich vor, dass sie, vom Hausmeister einmal abgesehen, nicht daran gewöhnt war, Leute wie ihn hier zu sehen.

»Dort hinten.« Kathy hatte ein paar Notizen aus einem Fach mit ihrem Namen gezogen und las sie, während sie den Gang entlanggingen.

Joyces Büro war schön, genau so, wie er es sich vorgestellt hätte, wenn er über seine Schwester und ihr Leben nachgedacht hätte. Der Perserteppich auf dem Boden wies kräftige Blau- und Burgundtöne auf, und die Vorhänge bestanden aus dünnem Leinen, das das Sonnenlicht durchließ. Die Wandfarbe war ein warmes Beige. Die Farben wirkten maskulin, aber Joyce hatte sie auf sehr feminine Art verwendet. Vielleicht hatte auch irgendein Designer das Büro eingerichtet, irgendeine teure Tussi aus Buckhead, die dafür bezahlt wurde, reicher Leute Geld zu verschwenden. Es gab ein paar orientalisch wirkende Gemälde, nicht gerade Johns Geschmack, aber beim Betrachten der auf der Kommode stehenden Fotos verspürte John einen Stich ins Herz.

Joyce und John als Kinder in einem ausgehöhlten Baumstamm in der Wasserbahn in Six Flags. John als Baby auf Richards Schoß, der ihm die Flasche gab. Joyce mit zehn Jahren in ihrem Bikini am Strand, ein Eis am Stiel in jeder Hand. Es gab auch neuere Fotos. Kathy und Joyce im Zoo. Kathy auf einem Pferd vor einem Berg im Hintergrund. Zwei Labrador-Retriever, die auf dem Rasen spielten.

Das Foto, das ihn innehaltend ließ, war eins von seiner Mutter. Emily mit einem Tuch um den Kopf, die Augen eingesunken, die Wangen hohl. Aber sie lächelte. Seine Mutter hatte schon immer ein wunderschönes Lächeln gehabt.

Viele Nächte hatte John nur überstanden, weil er an dieses Lächeln dachte, wie freigebig sie

274

damit war, eine echte Freundlichkeit dahinter. Bei ihrem Anblick traten ihm Tränen in die Augen, und es schmerzte ihn körperlich, dass er sie nie wiedersehen würde.

Kathy sagte: »Emily war ein wunderbarer Mensch.«

John zwang sich, das Foto wieder an seinen Platz zurückzustellen. Mit dem Handrücken wischte er sich über die Augen. »Sie kannten Sie?«

»Ja«, antwortete Kathy. »Joyce stand ihr sehr nahe. Als sie krank wurde, war das ziemlich schwer für uns alle.«

»Ich...« John wusste nicht so recht, wie er das sagen sollte. »Ich kann mich nicht erinnern, Sie beim Begräbnis gesehen zu haben.«

»Ich war dort«, sagte sie, und er bemerkte die Anspannung um ihre Augen.

»Ihr Vater ist nicht gerade ein Befürworter unserer Beziehung.«

»Nein«, sagte John. »Bestimmt nicht.« Richard war sich immer ganz sicher gewesen, dass er den Unterschied zwischen Richtig und Falsch, Gut und Böse kannte. Wer diese Grenze überschritt, den schnitt er bedenkenlos aus seinem Leben heraus, wie eine Krebsgeschwulst, die er im OP entfernte.

John sah sich genötigt zu sagen: »Aber es tut mir leid. Er hat Joyce immer sehr geliebt.«

Kathy sah ihn argwöhnisch an. »Wollen Sie Ihren Vater vielleicht verteidigen?«

»Ich schätze, es hilft mir, auch seine Seite zu sehen, warum er so denkt, wie er denkt.«

Sie durchquerte das Zimmer und öffnete eine Tür. John dachte zuerst, dass sie ins Bad führte, aber dann erkannte er, dass es ein begehbarer Wandschrank mit drei Aktenschränken war. Auf jedem lagen, in ordentlichen Stapeln, Spiralnotizbücher, insgesamt etwa fünfzig.

»Das sind Ihre sämtlichen Gerichtsprotokolle, von Ihrer Voruntersuchung über die Ablehnung des Antrags auf Verweisung bis zur letzten Berufung.«

Während Sie dies sagte, deutete sie

274

auf verschiedene Schubladen. »Das sind Ihre medizinischen Unterlagen.« Sie legte die Hand auf die oberste Schublade des Schranks direkt neben John.

»Ihre erste Überdosis in der Notaufnahme, Ihre Eingangsuntersuchung nach Ihrer Verhaftung, und...« Ihr Mund öffnete sich, aber sie machte eine Pause,

bis sie schließlich fortfuhr, »...Informationen von der Krankenstation des Coastal.«

John schluckte. Zebra. Sie wussten über Zebra Bescheid.

»Das sind vorwiegend Berichte des Bewährungsausschusses«, erklärte Kathy und öffnete eine Schublade, in der sich sechs oder sieben dicke Akten befanden. »Joyce erhielt eine Kopie des letzten vor ungefähr einem Monat.« »Warum?«, fragte John und konnte nicht glauben, dass Joyce diese Unmengen von Akten seit über zwanzig Jahren aufbewahrte. »Warum hat sie das alles aufgehoben?«

»Es gehörte alles Ihrer Mutter«, erwiderte Kathy. »Diese Notizbücher.« Sie nahm eins von einem der Stapel. »Das sind ihre persönlichen Notizen. Sie kannte ihren Fall in- und auswendig.«

John schlug das Notizbuch auf und starnte die ordentliche Handschrift seiner Mutter an, ohne sie wirklich zu sehen. Als Emily heranwuchs, war eine saubere Handschrift noch wichtig gewesen. Ihre Schrift war wunderschön, doch die Worte waren es nicht.

*Speedball = Heroin + Kokain + ??? Warum die Bradykardie? Warum die Apnoe?*

John blätterte um. *Bisssspuren an den Brüsten entsprechen dem Zahndruck? Und: Kein Sperma gefunden. Wo ist Kondom???*

Kathy sagte: »Am Ende hat sie sogar versucht, die Beweisstücke vom County zu bekommen.«

»Warum?«

»Sie wollte eine DNS-Untersuchung des Messers machen lassen, um zu beweisen, dass es ihr Blut war, aber die Probe war so winzig, dass man sie nur auf mitochondrische DNS hin untersuchen konnte.« Als er sie verständnislos ansah, erklärte Kathy:

275

»Mitochondrische DNS kommt von der Mutter, also kann man, auch wenn es Emilys Blut wäre, nicht ausschließen, dass es nicht auch Ihres sein könnte. Oder eben auch Joyces, aber auch das hätte in dem Fall nicht weitergeholfen.« »Bisssspuren?«, las er.

»Sie dachte, man könnte beweisen, dass Ihre Zähne nicht mit den Bisssspuren übereinstimmen, aber es gab da einen Fall, eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs, nach der Bisssspuren als Beweismittel nicht zulässig sind.« Sie fügte hinzu: »Aber sie glaubte, das könnte vielleicht weiterhelfen bei... bei der Durchtrennung.«

»Was?«

»Der staatlich bestellte Odontologe wurde nie in den Zeugenstand gerufen. Ungefähr vier Jahre vor ihrem Tod beantragte Emily die Herausgabe aller Beweismittel, aller Ihrer Akten. Sie war fest entschlossen, noch einmal ganz von vorn anzufangen, zu überprüfen, ob sie irgendetwas übersehen hatte. Sie fand einen Bericht, in dem der staatliche Zahnexperte angab, seiner Meinung nach sei die Zunge... abgebissen, nicht abgeschnitten worden.«

»Abgebissen?«, wiederholte John. Sofort musste er an Cynthia Barrett denken, an die eklige Glitschigkeit ihrer Zunge, als er sie zwischen Daumen und Zeigefinger gepackt hielt. Abschneiden war schlimm genug, aber abbeißen? Was für ein Monster biss einem Mädchen die Zunge ab?

»John?«

Er räusperte sich und zwang sich zum Sprechen. »Das Messer war das Hauptbeweisstück der Staatsanwaltschaft. Sie hatten einen Experten, der sagte, es sei benutzt worden, um die Zunge herauszuschneiden. Und das beweise einen Vorsatz.«

»Richtig. Emily arbeitete an einem Einspruch wegen Fehlverhaltens der Staatsanwaltschaft. Sie behaupteten, sie hätten den Bericht des Arztes über den Biss im Verlauf der Beweisoffenlegung vor dem Verfahren an Lydia übergeben, aber Emily konnte

276

keinen Hinweis darauf finden. Das hätte ein Grund für eine Revision sein können.«

Er blätterte in den Seiten, schaute sich die Daten an. »Mom hat noch daran gearbeitet, als sie schon krank war.«

»Sie konnte nicht aufhören«, sagte Kathy. »Sie wollte Sie rausholen.«

Er kam einfach nicht darüber hinweg, was für eine Menge Notizen sie sich gemacht hatte. Seite um Seite voller grässlicher Details, von denen seine Mutter nie etwas hätte auch nur hören sollen. Zum zweiten Mal an diesem Tag konnte er die Tränen vor der Geliebten seiner Schwester nicht zurückhalten. »Warum?«, fragte er. »Warum hat sie das getan? Die Berufungsmöglichkeiten waren doch schon ausgeschöpft.«

»Es gab noch eine letzte kleine Chance«, antwortete Kathy. »Und die wollte sie nutzen.«

»Sie war zu krank«, sagte er, blätterte zum Ende des Notizbuchs und sah, dass der letzte Eintrag aus der Woche stammte, bevor sie zum letzten Mal ins Krankenhaus kam. »Sie hätte das nicht tun dürfen. Sie hätte sich darauf konzentrieren müssen, wieder gesund zu werden.«

»Emily wusste, dass sie nicht wieder gesund werden würde«, sagte Kathy. »Sie brachte ihre letzten Tage damit zu, genau das zu tun, was sie tun wollte.« Jetzt weinte er wirklich - dicke, fette Tränen -, während er daran dachte, dass seine Mutter Abend für Abend über all diesen Informationen gesessen und versucht hatte, irgendetwas zu finden, das ihm die Entlassung aus dem Gefängnis bringen konnte.

»Sie hat mir nichts gesagt«, erklärte John. »Sie hat mir nie gesagt, dass sie das tut.«

»Sie wollte nicht, dass du dir falsche Hoffnungen machst«, hörte er Joyces Stimme.

Er wirbelte herum und fragte sich, wie lange seine Schwester schon hinter ihm stand.

277

Joyce klang nicht wütend, als sie fragte: »Kathy, was machst du da?«

»Ich mische mich ein«, antwortete die andere Frau und lächelte wie jemand, der weiß, dass er etwas Falsches getan hat, aber auch, dass man ihm verzeihen wird.

Kathy sagte nun: »Ich lasse euch beide allein.« Sie drückte Joyces Hand, als sie an ihr vorbeiging, dann schloss sie die Tür hinter sich.

John hielt noch immer das Notizbuch in der Hand, Emilys Lebenswerk. »Du hast ein schönes Büro«, meinte er. »Und Kathy...«

»Wie wär's damit?«, fragte sie sarkastisch. »Eine redliche Lesbe im Shelley-Clan?« »Ich wette, Dad war stolz.«

Sie schnaubte. »Ja. So glücklich, dass er sein Testament geändert hat.«

John biss die Zähne zusammen. Er wusste nicht, was er sagen sollte.

»Mama hat mir das Versprechen abgenommen, dass ich das da nicht wegwerfe«, sagte Joyce und deutete auf den Wandschrank. »Ich wollte es tun. Ich wollte das ganze Zeug auf den Hof kippen und ein großes Freudenfeuer damit veranstalten. Fast hätte ich es getan.« Sie lachte humorlos auf. »Ich hätte es tun sollen. Wenigstens hätte ich die Sachen irgendwo einlagern oder verbuddeln sollen.« Dann seufzte sie tief. »Aber ich habe es nicht getan.«

»Warum nicht?«

»Weil das alles hier sie ist. Diese ganzen Akten, diese blöden Notizbücher. Hast du gewusst, dass sie nie irgendwohin ging ohne so ein Ding?« Joyce fügte trocken hinzu: »Natürlich hast du das nicht gewusst. Sie nahm sie nie mit hinein, wenn sie dich besuchte, aber auf dem ganzen Hin- und Rückweg arbeitete sie an ihnen, dachte über sie nach. Manchmal rief sie mich mitten in

der Nacht an und bat mich, mir irgendein obskures Gesetz genauer anzusehen, das sie entdeckt hatte und von dem

278

sie glaubte, dass sich damit vielleicht ein neuer Prozess für dich herausschinden ließe.« Joyce warf noch einmal einen Blick auf die Akten und Notizbücher. »Es ist, als wären das alles winzige Stückchen ihres Herzens, ihrer Seele, und wenn ich das jetzt wegwerfe, werfe ich auch sie weg.« John strich mit der Hand über den Deckel des Notizbuchs. Seine Mutter hatte ihm ihr Leben gewidmet, hatte jeden Augenblick darauf verwendet, ihn aus dem Coastal zu holen.

Und das alles wegen Michael Ormewood.

Michael hätte, nachdem er mit Mary Alice fertig war, ebenso gut auch Emily umbringen können. Er hätte in Joyces Brust greifen und ihr das Leben herauspressen können. O Gott, John wollte ihn töten. Er wollte bis zur Besinnungslosigkeit auf ihn einprügeln, ihm dann die Hände um den Hals legen und ihm in die Augen schauen, während Michael begriff, dass er gleich sterben würde. Dann würde John den Griff wieder lockern, würde Woody kurz vor dem Ende wieder zurückholen, nur um die Angst zu sehen, das absolute Entsetzen, wenn Michael erkannte, dass er ihm völlig ausgeliefert war. Und dann würde John einfach weggehen. Irgendwo am Ende der Welt würde er ihn ganz allein sterben lassen.

»John?«, fragte Joyce. Sie war schon immer sehr intuitiv gewesen, hatte immer gewusst, wenn ihn etwas beschäftigte.

Er schlug das Notizbuch noch einmal auf, überflog die Handschrift seiner Mutter. »Was ist das?«, fragte er. »Bradykardie. Was heißt das?«

Joyce ging zu einem der Aktenschränke und zog eine Schublade auf. »Als du verhaftet wurdest«, sagte sie, »warst du so schwach, dass du dich nicht auf den Beinen halten konntest.«

»Ja.« Er hatte damals schreckliche Angst gehabt.

»Man brachte dich ins Krankenhaus. Mom beharrte darauf, dass da irgendwas nicht stimmt.« Sie blätterte in den Akten. »Sie ließ ein EKG machen, ein EEG, eine Blutanalyse, Kernspinuntersuchung.«

278

John konnte sich an all das nur sehr vage erinnern. »Warum?«

»Weil sie wusste, dass da etwas nicht stimmte.« Joyce hatte endlich gefunden, wonach sie suchte. »Hier.«

Joyce wartete, während er den Bericht zur Hand nahm und ihn durchlas. Die Werte der Testergebnisse sagten ihm nichts, aber John hatte in der

Krankenstation des Gefängnisses gearbeitet. Er wusste, nach welchem Abschnitt er suchen musste. Den handschriftlichen Eintrag des Arztes unter der Rubrik »Schlussfolgerungen« las er laut vor.

»Ruhepuls unter sechzig, ataktische Atmung und der körperliche Allgemeinzustand deuten auf eine Drogenintoxikation hin.« Er sah Joyce an.

»Ich habe Drogen genommen, Joyce. Das habe ich nie bestritten.«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Lies den Rest.«

John las nun leise weiter. Der Doktor hatte darauf hingewiesen, dass Johns Symptome nicht übereinstimmend seien mit einer Überdosis Kokain und Heroin. Er vermutete, dass noch eine andere Droge im Spiel war. Weitere Bluttests erbrachten keine eindeutigen Ergebnisse, aber es wurde empfohlen, die am Tatort gefundene pulverige Substanz genauer zu untersuchen.

Die pulverige Substanz. Michael hatte ihm das Tütchen geschenkt. John hatte bis dahin noch nie Heroin genommen und geglaubt, dass der gute alte Woody ihm nur einen Gefallen erweisen wollte, tatsächlich aber hatte er ihm etwas gegeben, das ihn umhauen sollte. Nicht nur umhauen. Vielleicht war außer Kokain und Heroin noch etwas anderes in dem Tütchen gewesen. John wusste aus Gesprächen, dass Labore nur finden konnten, wonach sie spezifisch suchten. Vielleicht hatte Michael das Speedball mit etwas noch Stärkerem gemixt, etwas, das die Sache erledigte, falls die flüchtige Mischung es nicht schaffte.

»Was ist?«, fragte Joyce.

Anscheinend zeichnete sich die Überraschung in seinem Gesicht ab. Er hatte sich die ganze Zeit nur auf Mary Alice konzentriert. Hatte Michael auch ihn umbringen wollen? Hatte er

279

versucht, es sich so ganz einfach zu machen, indem er zuerst mit Mary Alice anstellte, was er mit ihr anstellen wollte, und die Schuld dann John quasi ins Grab hinterherwarf?

Zwei Tage nach der Entdeckung von Mary Alices Leiche hatten Michael und seine Mutter John einen Besuch abgestattet. Er hatte im Bett gelegen, weil er sich beschissen fühlte. Seiner Mutter hatte er etwas von einer schlimmen Erkältung erzählt, tatsächlich aber konnte er kaum atmen, wenn er daran dachte, wie Mary Alices Leiche neben ihm in ihrem Bett gelegen hatte. Michael war so gewesen wie immer, zumindest soweit John sich erinnern konnte. Sein Cousin war bei ihm im Zimmer geblieben und hatte über irgendwas geredet - John wusste nicht mehr, worüber. Irgendwas Blödes, da war er sich ziemlich sicher. John war eingeschlafen. Hat Michael in dieser Zeit

das Messer in Johns Schrank versteckt? Hat Michael zu diesem Zeitpunkt seinen Plan ausgeheckt? Oder hatte das bereits jemand anders getan, Michael mit dem Messer in sein Zimmer geschickt, um es in Johns Schrank zu verstecken, damit es etwas Konkretes gab, das ihn mit Mary Alices Schlafzimmer in Verbindung brachte?«

»Johnny?«, fragte Joyce. So hatte sie ihn seit ihrer Kindheit nicht mehr genannt. »Was ist los?«

Er klappte den Ordner zu. »Was weißt du noch über Tante Lydia?«

»Sie war deine Anwältin.« Dann fügte sie hinzu: »Nach dem, was mit dir passiert ist, wechselte sie vom Strafrecht zum Körperschaftsrecht. Sie meinte, sie hätte die Lust dran verloren. Sie konnte sich nie verzeihen, dass sie nicht fähig war, dir zu helfen.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Joyce war offensichtlich bestürzt über den Hass in seiner Stimme. »Ich meine das ernst, John. Sie hat sogar Mom im Krankenhaus besucht.«

»Wann war das?«

280

»Ich glaube, an dem Tag, bevor Mom starb. Sie hatten ihr eben den Schlauch in die Luftröhre gesteckt, damit sie noch Luft bekam.« Joyce hielt inne, um sich zu sammeln. »Sie litt unter starken Schmerzen. Man hatte ihr eine Morphiuminfusion gelegt. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie mitbekam, dass Kathy und ich da waren, geschweige denn Lydia.«

»Was sagte Lydia zu ihr?«

»Ich habe keine Ahnung. Wir ließen die beiden allein.« Dann fügte sie hinzu: »Sie sah wirklich schlecht aus, Tante Lydia meine ich. Sie hatte Mom jahrelang nicht gesehen, aber sie konnte nicht aufhören zu weinen. Ich hätte nie gedacht, dass die beiden sich so nahe standen, aber vielleicht während des Prozesses... Ich weiß auch nicht. Ich war damals so aufgewühlt, dass ich auf niemanden groß geachtet habe.«

»Du konntest also gar nichts hören?«

»Nein«, antwortete Joyce. »Na ja, am Ende schon noch. Ich schätze, ich kam zu früh wieder ins Zimmer. Lydia hielt Moms Hand. Wir hatten ihr gesagt, die Ärzte würden ihr nicht mehr lange geben, höchstens noch einen Tag.« Joyce hielt inne, wahrscheinlich rief sie sich die Szene noch einmal ins Gedächtnis. »Mom hatte die Augen geschlossen - ich glaube, sie war sich gar nicht bewusst, dass Lydia da war.« Sie legte den Kopf schief. »Aber Lydia weinte. Sie weinte wirklich, John, als würde es ihr das Herz brechen. Sie zitterte und sagte immer wieder: >Es tut mir so leid, Emily, so leid.< Nach

einer kurzen Pause fügte Joyce hinzu: »Sie hat sich nie verziehen, ist nie darüber hinweggekommen, dass sie deinen Fall verloren hatte.«

Ja, ja, dachte John. Inzwischen dürfte Tante Lydia deutlich darüber hinweg sein. Was gibt es Besseres, als jemandem seine Sünde zu beichten, der sie gleich darauf mit ins Grab nimmt?

»Wie war Mom, nachdem sie weggegangen ist?«, fragte er.

»Noch immer nicht bei sich«, antwortete Joyce. »Sie schlief die ganze Zeit. Es fiel ihr schwer, die Augen offen zu halten.«

»Hat sie irgendwas gesagt?«

281

»Sie konnte nicht, John. Sie hatte doch den Schlauch in der Luftröhre.«

John nickte. Jetzt fügte sich alles zusammen. Tante Lydias erste Aktion als seine Anwältin war es gewesen, sich mit ihm hinzusetzen und ihn dazu zu bringen, ihr alles über diese Nacht zu erzählen, alles, was passiert war. John hatte eine Heidenangst gehabt. Er hatte ihr die reine Wahrheit erzählt, und scheiß auf den Ehrenkodex, dass man keinen Freund verpfeift. Er berichtete ihr, dass Michael ihm, wie er dachte, eine Tüte mit Koks zugeworfen und er Mary Alice nach Hause begleitet hatte und durchs Fenster in ihr Schlafzimmer geklettert war. Er sprach über den Kuss und davon, wie sein Hirn explodiert war, als wäre in seinem Kopf eine Rakete losgegangen, und wie er am nächsten Morgen in Mary Alices Blut aufgewacht war.

Als John ihr die ganze Geschichte erzählt hatte, hatte Tante Lydia Tränen in den Augen. Sie nahm seine Hand - packte sie, um genau zu sein - so fest, dass es wehtat.

»Mach dir keine Sorgen, John«, hatte sie gesagt. »Ich kümmere mich um alles.«

Das tat sie auch. Und wie diese Hexe sich um alles kümmerte.

Joyce schaute ihn noch immer erwartungsvoll an. Sie sah müde, wenn nicht gar erschöpft aus. Das Make-up konnte die dunklen Ringe unter ihren Augen nicht verbergen. Sie ließ niedergeschlagen die Schultern hängen. Trotzdem konnte John nicht umhin festzustellen, dass sie jetzt schon ungefähr dreißig Minuten in ihrem Büro stand und mit ihm redete, ohne ihn auch nur ein einziges Mal angeschrien oder ihm etwas vorgeworfen zu haben.

Er fragte: »Wurden diese Drogen je getestet? Das weiße Pulver?«

»Natürlich. Lydia schickte das Zeug an ein privates Labor. Mom saß die ganze Woche wie auf glühenden Kohlen. Aber es wurde nichts Ungewöhnliches gefunden. Es war nur Kokain und Heroin.«

281

John spürte einen stechenden Schmerz im Unterkiefer. Er hatte wieder die Zähne zusammengebissen.

»Johnny«, sagte Joyce und klang so müde. »Erzähl's mir.«

Er klappte das Notizbuch seiner Mutter zu, das letzte Notizbuch, das sie für seinen Fall benutzt hatte, das Letzte, was sie je in Händen gehalten hatte, das sie mit ihrem Sohn verband.

»Hol Kathy wieder rein«, bat er. »Ich glaube, sie sollte das auch hören.«

282

## Kapitel 32

27.22 Uhr

Will saß in seinem Büro und versuchte, nicht Däumchen zu drehen. Er hatte Luther Morrison einen Besuch abgestattet, Jasmine Allison... was? Wie bezeichnete man einen dreißigjährigen Mann, der Sex mit einem vierzehnjährigen Mädchen hatte? Will hatte sich für »perverses Schwein« entschieden, und es hatte ihn größte Überwindung gekostet, diesem Kerl nicht ins Gesicht zu schlagen.

Nach diesem erfreulichen Besuch war Will in die City Hall East zurückgekehrt und hatte Amanda Wagner über die Entwicklung des Falls informiert. Sie hatte ihm keine überwältigenden Einsichten geliefert, aber sich ihn auch nicht zur Brust genommen, weil er nicht sonderlich viel zu berichten wusste. Amanda stellte hohe Anforderungen, aber sie erkannte auch, wenn ein Fall schwierig war.

Das Einzige, was sie ihm sagte, war, dass er sich nicht so sehr auf das verschwundene Mädchen konzentrieren solle. Wills Fall war der Mord an Aleesha Monroe und dessen mögliche Verbindung zu den anderen Mädchen, nicht eine Ausreißerin namens Jasmine Allison. Alles, was er hatte, war die Geschichte eines zehnjährigen Jungen und ein ungutes Gefühl. Amanda respektierte zwar seinen Instinkt, hatte aber nicht vor, nur deswegen Zeit und Mittel zu verschwenden. Sie fasste es für ihn mit ihrem gewohnt herzerwärmenden Pragmatismus zusammen: Das Mädchen war schon des Öfteren durchgebrannt. Sie ging mit einem Mann, der doppelt so alt war wie sie. Ihre Mutter befand sich im Gefängnis, der Vater weiß Gott, wo, und ihre Großmut

282

ter schaffte es an den meisten Tagen ohne Hilfe nicht einmal aus ihrem Sessel. Zu einem Fall würde diese Geschichte nur, wenn sie nicht durchgebrannt wäre.

Die DeKalb-Polizei war in Cynthia Barretts Fall noch keinen Schritt weitergekommen, und man war dort auch nicht allzu erpicht auf einen Informationsaustausch mit Will. Die von Pete aus dem Vaginalabstrich isolierte DNS war zu kontaminiert für eine Untersuchung. Die Toxikologieergebnisse waren noch nicht da, und Will hielt nicht gerade den Atem an, weil er aus dieser Ecke etwas umwerfend Aufschlussreiches erwartete.

Was Aleesha Monroe anging, hatte die Spurensicherung nichts Weltbewegenderes berichtet, als das, was Will selbst schon gesehen hatte: Die Wohnung war erstaunlich sauber. Er hatte sogar die Techniker noch einmal hingeschickt, um den Fleck hinter Monroes Tür zu untersuchen, den er am Abend von Jasmins Verschwinden entdeckt hatte. Sie konnten nicht genug Material sicherstellen, um etwas anderes herauszufinden, als dass es sich um menschliches Blut handelte.

Die einzige Spur, der Will jetzt noch nachgehen konnte, war der ihm von Leo Donnelly auf den Schreibtisch gelegte Stapel Papier. Will hatte die Seiten gezählt, damit er wusste, was ihm bevorstand. Etwa sechzig Strafregisterauszüge, jeweils zwei bis drei Seiten, samt allen Details der grässlichen Verbrechen der kürzlich entlassenen Sexualstraftäter aus dem Großraum Atlanta.

So verzweifelt war er noch nicht.

Will öffnete die neonpinkfarbene Aktenmappe auf seinem Schreibtisch und zog eine beschreibbare DVD aus der hinteren Einschubtasche. Er legte sie in seinen Computer ein und drückte PLAY.

Der Monitor zeigte zwei Frauen und einen Mann, die mit einem Mädchen im Teenageralter an einem Tisch saßen. Der Mann sprach zuerst, er identifizierte sich als Detective Dave Sanders

283

vom Tucker Police Department und nannte dann die Namen der beiden Frauen, bevor er sagte: »Dies ist die Aussage von Julie Renee Cooper, Fallnummer sechzehn-vierzig-drei-sieben. Heute ist der neunte Dezember zweitausendundfünf.«

Julie Cooper beugte sich zum Mikrofon. Die Kamera war auf Totale gestellt, und man sah die Beine des Mädchens unter dem Tisch knapp über dem Boden baumeln.

»Ich bin ins Kino gegangen«, begann das Mädchen, doch was sie sagte, war nur schwer zu verstehen. Will wusste, dass man ihr die abgetrennte Zunge erst kurz vor der Entstehung dieser Aufnahme wieder angenäht hatte. »In der

Gasse war ein Mann.« Will hatte sich die Aussage dieses Teenagers schon so oft angeschaut, dass er ihre Geschichte fast auswendig mitsprechen konnte. Er wusste, wann sie abbrach, um den Kopf auf den Tisch zu legen und zu weinen, und wann sie sich so aufregte, dass die Aufnahme unterbrochen wurde.

Ihr Entführer hatte sie in die Gasse gezerrt. Julie war zu verängstigt gewesen, um zu schreien. Er trug eine schwarze Maske mit Löchern für Mund und Augen. Sie schmeckte Blut, als er seinen Mund auf ihren drückte, ihr seine Zunge zwischen die Zähne schob. Als sie versuchte, den Kopf wegzudrehen, schlug er ihr ins Gesicht.

»Küss mich«, sagte er immer wieder. »Küss mich.«

Will schrak hoch, als sein Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab und meldete sich: »Will Trent.«

Am anderen Ende Schweigen.

»Hallo?«, fragte Will und drehte die Lautstärke des Computers herunter.

»Hey, Mann«, sagte Michael Ormewood. »Hätte nicht gedacht, dass Sie so spät noch im Büro sind.«

Will lehnte sich zurück und fragte sich, warum Michael angerufen hatte, wenn er glaubte, dass er gar nicht mehr da sei. »Warum haben Sie mein Handy nicht angerufen?«

»Konnte die Nummer nicht finden«, erklärte Michael. Will

284

fragte sich aber, wie das möglich sein konnte. Er hatte seine sämtlichen Nummern - auch seine private zu Hause - bei jeder Nachricht hinterlassen, die er Michael seit Montagabend auf Band gesprochen hatte. Anfangs hatte Will mit dem Mann nur über Jasmine reden wollen, doch jetzt wollte er wissen, warum Michael auf seine Anrufe nicht reagierte. »Alles okay?«, fragte Will. »Ja. Danke der Nachfrage.« Will hörte ein Feuerzeug klicken. Michael inhalierte den Rauch und sagte dann: »Hab mich hier zu Hause nützlich gemacht. Ein paar von den Sachen erledigt, wegen denen Gina mir schon ewig in den Ohren liegt.«

»Gut.« Will blieb wortkarg, weil er wusste, dass Michael schon reden würde. Der Detective sagte: »Ich habe mit Barbara gesprochen, wie Sie es wollten. Meiner Schwiegermutter.« Sie sagt, sie hätte nie gesehen, dass Cynthia die Schule schwänzte. Vielleicht fühlte sich die Kleine an diesem Tag einfach nicht wohl?«

»Klingt einleuchtend«, gab Will zu. Normalerweise redete er mit Leuten nicht so, außer er verhörte sie, und er musste sich Mühe geben, damit man ihm

seinen Hass nicht anhörte. Denn genau das war es - Hass. Dieser Mann schlug seine Frau. In Wills Augen vergewaltigte er Prostituierte. Und nur Gott wusste, was er Angie angetan hatte.

Will fragte: »Wie geht's der Familie?«

Michael zögerte. »Was?«

»Sie haben doch unlängst gesagt, dass Sie um ihre Sicherheit besorgt sind. Ich wollte nur wissen, ob alles in Ordnung ist.«

»O ja«, antwortete Michael. »Ich habe sie zu meiner Schwiegermutter gebracht, wie ich schon sagte.« Er kicherte. »Sie verwöhnt Tim vielleicht, das kann ich Ihnen sagen. Da wird sich einiges ändern müssen, wenn er wieder nach Hause kommt.«

Will dachte an Miriam Monroe, an den riesigen Unterschied zwischen der liebevollen Art, wie sie über ihre Enkel sprach, und der Art, wie Michael von Tim redete. Was Michael sagte,

285

waren nur Lippenbekenntnisse, eben das, was er glaubte, dass ein guter Vater sagen sollte. Der Mann schlug seine Frau. Misshandelte er auch seinen geistig zurückgebliebenen Sohn?

»Sind Sie noch dran, Mann?«, fragte er.

»Ja.«

»Ich sagte, vom DeKalb erfahre ich nichts.« Er machte eine Pause, wahrscheinlich, um Will Zeit für eine Reaktion zu geben. Als er nicht widersprach, erkundigte sich Michael: »Haben Sie irgendwas von denen gehört?«

Offensichtlich wollte er ihn aushorchen, ob er über die Unterlassungsverfügung etwas wusste. Will gab ihm eine Nichtantwort: »Die Jungs dort stehen nicht gerade in dem Ruf, freiwillig ihre Karten aufzudecken.«

»Ja, stimmt«, pflichtete Michael ihm bei. Er stieß Rauch aus. »Phil ist wegen der Sache fix und fertig. Ich wollte rausfinden, ob er vielleicht irgendwas weiß, aber der Kerl ist einfach am Boden zerstört, wissen Sie.«

»Danke, dass Sie es wenigstens versucht haben.« Will beschloss, das Risiko einzugehen. »Detective Polaski sagte mir, sie sei mit Ihnen einige Ihrer Sitteakten durchgegangen.«

Michael schwieg einen Bruchteil zu lang. »Richtig, hat sie getan. Klasse Mädchen. Sie sind mit ihr in Kontakt?«

»Haben Sie in den Akten irgendwas gefunden?«

Michael machte wieder eine Pause, um Rauch auszustoßen. »Nichts. Ich habe sie ein paarmal verhaftet, wie Polaski gesagt hatte.«

»Aleesha?«

»Ja. Zwei-, dreimal vielleicht. Ich habe mir die Daten aufgeschrieben. Soll ich sie holen? Ging uns bei einigen unserer Razzien ins Netz, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Zwanzig, dreißig Mädchen auf einmal. Überrascht mich nicht, dass ich mich nicht mehr an sie erinnern konnte.«

»Was ist mit Baby G?«

»Über ihn war nichts. Er ist ziemlich neu in den Homes. Viel  
286

leicht bin ich ihm zuvor schon mal begegnet, aber ich habe darüber nichts in den Akten, und erinnern kann ich mich absolut nicht an ihn. Vielleicht sollten wir ihn uns noch einmal vorknöpfen? Ihn aufs Revier schleppen und schauen, was er weiß?«

Will fragte sich, ob er wusste, dass der Lude tot war.

»Und?«, fuhr Michael fort. »Wie läuft's? Was Neues bei Aleesha?«

»Nichts Weltbewegendes«, antwortete Will. »Erzählen Sie mir von Jasmine?«

»Ist das eins der Mädchen?«

»Dasjenige, das Ihnen das Gesicht zerkratzt hat.«

»Ach, die.« Michaels Lachens klang gezwungen. »Ja. Kleine Teufelin.«

»Hat sie Ihnen noch irgendwas gesagt, bevor sie die Treppe rauflief?«

»Nichts, was ich vor meiner Frau wiederholen will.« »Ihre Frau ist bei Ihnen?«

Wieder lachte er gekünstelt. »Wo sollte Sie sonst sein?«

Ein längeres Schweigen entstand. Vor weniger als einer Minute hatte Michael erzählt, seine Familie sei bei seiner Schwiegermutter. Warum log er?

»Wie auch immer«, sagte Michael. »Diese Kleine - wie hieß sie gleich wieder?«

Sie hat überhaupt nichts gesagt. Meinen Sie, sie hat was gesehen an dem Abend, als Aleesha umgebracht wurde?«

»Ich weiß es nicht.« War er verlegen? Log er deshalb?

»Ich würde sie aufs Revier holen, wenn Sie sie befragen wollen, Mann. Ich will Ihnen ja nicht sagen, wie Sie Ihre Arbeit machen müssen oder so, aber Sie wollen doch nicht, dass so eine schwarze Göre Sie anzeigt. Ich hatte Glück, dass ich mit einem Klaps davongekommen bin.«

»Ich werde daran denken.« Will fragte sich, ob Michael bereits wusste, dass Jasmine verschwunden war. Wenn er bei einer Sache log, hatte er sicher kein Problem, auch bei einer anderen

zu lügen. »Ich habe mir nur gedacht, Michael, schon komisch, dass Aleesha so viel älter war als die anderen Opfer.« »Wie meinen Sie das?«

»Sie war eine erwachsene Frau. Die anderen Mädchen waren Teenager. Und dann die Zunge. Ihrer Nachbarin wurde sie herausgeschnitten, den anderen Mädchen jedoch abgebissen.«

»Ja«, entgegnete Michael bedächtig. »Wenn ich's mir recht überlege, ist das schon irgendwie merkwürdig.«

Will schaute auf den Computermonitor, wo Julie Cooper noch immer ihre Aussage machte. Gleich würde sie die Detectives bitten, die Kamera kurz auszuschalten, damit sie sich sammeln konnte. Wie überstand ein junges Mädchen so etwas? Wie schaffte sie es, zur Schule zu gehen und ihre Hausaufgaben zu machen wie jeder andere Teenager, während die Erinnerung an ihre schrecklichen Erlebnisse immer in ihrem Kopf lauerte? Michael meinte nun: »Vielleicht ist er zu Nutten gegangen, um zwischen den Mädchen ein wenig Dampf abzulassen.« Er hielt kurz inne. »Ich weiß noch, als ich bei der Sitte war, haben die Mädchen sich bei ihren Kunden oft in Schwierigkeiten gebracht. Manchmal waren sie schon mitten drin, und dann wollten sie mit dem Preis hochgehen. Oder sie erklärten sich bereit zu bestimmten Sachen, Stellungen und so, nur um den Kerl auf ihr Zimmer zu bekommen, und dann änderten sie plötzlich die Regeln, meinten, sie würden es nicht tun, oder sie verlangten mehr Geld.«

Will hatte daran noch gar nicht gedacht, musste aber zugeben, dass dieser Blickwinkel nicht von der Hand zu weisen war. Er erklärte allerdings den Fall Cynthia Barrett nicht.

Er fragte: »Sind Sie sicher, dass Sie nicht irgendjemand verärgert haben, Michael? So verärgert vielleicht, dass derjenige eine Nachahmgeschichte mit Cynthia macht, um Ihnen die Sache quasi vor die Füße zu werfen?«

Michael lachte. »Meinen Sie das ernst?«

»Das müssen Sie mir sagen.«

287

»Das ist doch verrückt, Mann.« »Wieso?«

»Derjenige müsste eine ganze Menge über den Fall wissen«, gab Michael zu bedenken. »Die Geschichte mit Monroes Zunge wurde nicht an die Presse weitergegeben. Die Einzigen, die davon wussten, waren Polizisten.« Michael legte offensichtlich die Hand über den Hörer, aber Will hörte ihn sagen: »Ja, Baby, ich bin gleich bei dir.« Dann erklärte er Will: »Hören Sie, Gina braucht Hilfe mit Tim. Kann ich Sie in zehn Minuten wieder anrufen?«

»Nein«, sagte Will. »Das war's schon.«

»Rufen Sie an, wenn Sie was brauchen.«

Will legte auf. Er lehnte sich zurück und schaute aus dem Fenster. Es war schon eine Weile dunkel, und die Straßenlaternen warfen einen unnatürlichen Schein auf das verlassene Eisenbahngelände neben dem Gebäude. Will hatte sich an den deprimierenden Anblick inzwischen gewöhnt.

Der Computer tutete wie eine Dampflokomotive, und Will schloss das DVD-Programm und öffnete seine E-Mail. Der staatliche Computer befand sich nicht gerade auf dem neuesten Stand - das Lexikon war äußerst begrenzt und die Rechtschreibprüfung kannte die Hälfte der Wörter, die im Polizeialtag benutzt wurden, nicht. Auch wenn Will gefragt hätte, er hätte nie die Erlaubnis erhalten, externe Programme auf die Festplatte zu laden, deshalb musste er damit zurechtkommen. Immerhin besaß er, wie die meisten Computer, eine Vorlesefunktion.

Er zog den Cursor über einige Spams, bis er eine Mail von Pete Hanson fand. Er markierte den Text, ging zur Menüzeile und klickte auf VORLESEN. Eine gestelzte Stimme las ihm Petes Nachricht vor. Cynthia Barretts Toxikologieergebnisse waren eingetroffen. Ihre letzte Mahlzeit waren Eier und Toast gewesen. Sie wies einen hohen Nikotinpegel auf. Im Blut wurden außerdem Spuren von Alkohol und Kokain gefunden.

Noch eine Sackgasse.

288

Will zog die Kopie heraus, die er von Aleesha Monroes Brief an ihre Mutter gemacht hatte. Er legte sie auf den Tisch und drückte die Knicke glatt. Ihre geschwungene Handschrift war ein Albtraum, da aber Will den Brief bereits auswendig kannte, fiel ihm das Lesen leichter, als wenn er ihn das erste Mal vor sich liegen gehabt hätte. Jetzt entzifferte er Zeile für Zeile und verglich jeden Satz mit seiner Erinnerung. Bis auf Monroes Neigung, Wörter in Großbuchstaben zu schreiben, wenn es ihr passte, fand Will nichts Neues. Er faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche. Dann wanderte sein Blick zu den Strafregisterauszügen, die Leo Donnelly ihm besorgt hatte. In der oberen Ecke jedes Auszugs hing ein Foto, auf dem der jeweilige Täter mit einem schwarzen Schild vor der Brust in die Kamera schaute. Darauf standen seine wichtigsten Daten wie Name, Datum der Verurteilung, Datum der Entlassung auf Bewährung.

Widerwillig zog Will die Schublade seines Schreibtisches auf. Er nahm den Heftklammerentferner und löste das Foto vom ersten Straftäterprofil. Seine Bürotür war geschlossen, trotzdem flüsterte er, als er den ersten Namen laut vorlas.

Nach ungefähr einer Stunde war der Stapel kaum kleiner geworden. Da er Kopfschmerzen hatte, schluckte er ein paar Aspirin ohne Wasser und dachte, dass er lieber an Aspirinvergiftung starb als an den Kopfschmerzen, die hinter seinen Augen pochten. Leo Donnelly hatte die Hälfte des Stapels übernommen und ihn wahrscheinlich in weniger als einer Stunde durchgearbeitet.

Will stand auf und zog seine Jacke an. Ist wahrscheinlich sowieso Zeitverschwendug, dachte er. Wenn es in der Datenbank einen Straftäter gab, der die Marotte hatte, Zungen abzubeißen, dann hätte Will ihn gefunden, als er sich in den Monroe-Fall einarbeitete und dabei eine Stichwortsuche im Computer machte. Leos Strafregisterauszüge stammten aus verschiedenen Distrikten und zum Teil sogar aus anderen Staaten, weshalb es auch keine Einheitlichkeit bei der Beschreibung der Verbrechen gab.

289

Einige der verhaftenden Beamten hatten kaum mehr notiert als das Delikt und das Alter des Opfers, andere beschrieben jedes grässliche Detail der Untat. Wenn nicht eins der Fotos einen Kerl mit einer Zunge in der Hand zeigte, suchte Will nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen.

Trotzdem schnappte er sich den Stapel, bevor er mit dem Aufzug in die Garage hinunterfuhr. Die Berichte lagen auf dem Beifahrersitz, als er nach Hause unterwegs war, und Will warf immer wieder einen flüchtigen Blick darauf, als wüsste er nicht so recht, was sie dort sollten. Er stellte das Auto hinter seinem Motorrad ab. Bettys Gebell begrüßte ihn, bevor er überhaupt an der Tür war. Der kleine Hund flitzte heraus, kaum dass er sie geöffnet hatte. Will nahm die Leine vom Haken, um mit ihr Gassi zu gehen, aber sie machte ihr Geschäft direkt auf den Rasen und sauste ins Haus zurück.

Im Wohnzimmer fand er die Hundedame dann auf den Sofakissen thronen. »Auch dir einen guten Abend«, sagte er zu ihr und schob die Tür zu. Doch dann ging er noch einmal zum Auto, um die Unterlagen zu holen. Will legte sie auf seinen Schreibtisch und warf einen Blick auf den Anrufbeantworter. Die Kontrolllampe blinkte nicht, aber er hob trotzdem den Hörer ab, um zu kontrollieren, ob das Telefon funktionierte.

Das Freizeichen summte in seinem Ohr.

Zum Abendessen gab es das Gleiche wie zum Frühstück, eine Schüssel Müsli, die er im Stehen vor dem Spülbecken auslöffelte. Eigentlich wollte er sich nur noch auf die Couch legen und vor dem Fernseher einschlafen. Doch die Strafregisterauszüge hielten ihn davon ab. Ein Mann, der lesen konnte, hätte diese Arbeit wahrscheinlich schon vor Stunden abgeschlossen. Ein Polizist mit

Pflichtbewusstsein hätte sie beim Mittagessen überflogen, in dem Wissen, dass das vielleicht nur Zeitverschwendungen war, zu guter Polizeiarbeit aber auch gehörte, jeder Spur nachzugehen.

290

Will konnte die Arbeit nicht einfach nach der Hälfte liegen lassen.

Er zog sein Jackett aus und hängte es über die Lehne seines Drehstuhls. Lange würde die Sache sicher nicht in Anspruch nehmen, höchstens drei Stunden. Will wollte auf keinen Fall am nächsten Tag zur Arbeit gehen, ohne die Sache erledigt zu haben. Er hätte früher nach Hause fahren und sich hier die Berichte vornehmen sollen. Gewisse Dinge konnte er in der Arbeit einfach nicht tun, ohne sich zu verraten.

Der Klammerentferner steckte in seiner Manteltasche. Er holte ihn und legte ihn neben den Unterlagenstapel. Dann zog er zwei Lineale aus der Schreibtischschublade und drehte seine Leselampe so, dass die Birne die Wand anstrahlte und nicht mehr als einen schmalen Lichtkegel auf die Schreibunterlage warf.

»Na dann, mein Hübscher«, murmelte Will, als er das Foto in der Ecke des ersten Profils betrachtete. Der Kerl hatte ungefähr drei Zähne und fettiges, schütteres Haar, wie man es nur in den weniger vornehmen Trailerparks fand. Will entfernte das Foto und legte es beiseite. Dann trennte er mit den beiden Linealen die erste Zeile. Mit den Spitzen seiner beiden Zeigefinger begrenzte er einzelne Wörter, so dass er sie eins nach dem anderen entziffern konnte. Er neigte dazu, rückwärts zu lesen, und das Abtrennen einzelner Wörter hielt ihn davon ab, woandershin zu schauen. Seltsamerweise waren für ihn lange Wörter am einfachsten. Wenn Will etwa ein Wort wie »ein« sah, machte er daraus »nie«, so dass der Satz am Ende oft keinen Sinn mehr ergab.

Er nahm sich die drei Wörter oben auf der Seite vor und las den Namen laut, damit er ihn besser verstehen konnte. »Carter, Isaiah Henry.« So schnell und einfach ging das allerdings nicht. Zuerst las er Cash. Isaiah war einfach. Henry dagegen nicht.

Mann, war er blöd.

Will starnte den dunklen Computermonitor vor sich an und blinzelte, um wieder klar zu sehen. Um etwas Zeit zu schin

290

den, schaltete er den Computer an, während sein Kopf ihm die üblichen Vorhaltungen machte, ihm sagte, dass er wahrscheinlich zurückgeblieben sei und vielleicht mit seinem Hirn etwas nicht stimme, das herauszufinden sich noch niemand die Mühe gemacht habe. Er war weiß Gott so oft auf den Kopf

geschlagen worden, dass da drin durchaus eine Schraube locker sein konnte. Letztendlich hatte keine der möglichen Ursachen seines Problems irgendeine Bedeutung, und keine änderte auch irgendetwas an der Tatsache, dass es Kinder in der dritten Klasse gab, die besser lesen konnten als Will. Und er meinte damit die dummen in den hinteren Bänken.

Der Computer fuhr hoch, und der Ventilator des Kühlers surrte wie der Propeller eines Modellflugzeugs. Will startete das E-Mail-Programm und starrte einige Minuten die Eingangsmaske an, bevor er das Angebot einer Garantieverlängerung für ein Gerät, das er nicht einmal besaß, löschte. Sonst gab es nichts mehr, das ihn hätte ablenken können.

Er wandte sich wieder dem Stapel mit den Delinquenten zu und versuchte, ein Spiel daraus zu machen. Das nächste Foto zeigte einen Kerl Mitte sechzig. Seine weißen Haare waren ordentlich gescheitelt, und die dunkelblauen Augen machten sein Gesicht interessant. Setz ihm einen Hut auf, und er könnte ein Vertreter, drücke ihm eine Bibel in die Hand, und er könnte dein Gemeindepfarrer sein.

Langsam schob Will die Lineale die Seite entlang und las Zeile für Zeile. Der Mann, von Beruf Futtermittelverkäufer, war ein Vergewaltiger, dem es Spaß machte, seine Opfer zu quälen. Er war zu zwölf Jahren verurteilt, aber nach sieben wegen guter Führung wieder entlassen worden. Was genau gute Führung bei einem Mann bedeutete, der einer zweiundzwanzigjährigen Collegestudentin die Fingernägel gezogen hatte, konnte Will nicht sagen.

Dann entfernte er das nächste Foto und legte die Lineale auf das nächste Blatt. Stundenlang saß Will da und las all die grau

291

sigen Details über Sexualstraftäter, die eine gewisse Zeit abgesessen hatten und dann wegen guter Führung auf Bewährung freigekommen waren. Keiner von ihnen hatte seine Gesamtstrafe verbüßt, und einige sahen wirklich aus wie Männer, denen man zulächeln würde, wenn man ihnen auf der Straße begegnete. Die Zeit kroch dahin, aber Will arbeitete weiter, bis er nur noch drei Strafregisterauszüge vor ihm lagen.

Will streckte sich und spürte die harte Kante des Stuhl an seinem Rückgrat. Ein Knie stieß gegen den Tisch, und der Monitor sprang an.

Im Posteingang fand er eine E-Mail von Amanda, aber er hatte keine Lust, sie zu lesen. Dann gab es noch zwei Anfragen von Caroline, Amandas Sekretärin, bezüglich gewisser Indizien in einem Fall. Will startete sein Spracherkennungsprogramm und diktierte eine Antwort ins Mikrofon, ließ dann die Rechtschreibprüfung über den Text laufen und ihn sich schließlich

vom Computer laut vorlesen. Nachdem er sich versichert hatte, dass die Wörter auch einen Sinn ergaben, markierte er den Text, baute ihn in ein E-Mail-Formular ein und ließ noch einmal die Rechtschreibprüfung darüberlaufen, bevor er die Mail abschickte.

Ein heißer Börsentipp war angekommen, während Will mit der E-Mail beschäftigt war, und er klickte ihn in den Papierkorb. Dann öffnete er dieses Verzeichnis und löschte den ganzen Müll, den er dorthin geschickt hatte. Will dachte sich, wenn es Olympiamedaillen für Zeitverschwendungen gäbe, dann wäre er ein guter Kandidat wenigstens für Bronze. Und er konnte ja noch mehr tun. Er öffnete sein Spam-Verzeichnis, markierte alles und fuhr mit dem Cursor auf LÖSCHEN. Eine Meldung sprang auf, und anhand ihrer Form nahm Will an, dass er gefragt wurde, ob er das wirklich tun wolle. Er klickte »okay« und sah dann zu, wie die Spam-Mails von der Liste verschwanden.

Will kehrte zurück zu seiner ungelesenen Mail, weil er dachte, er könne sich ein paar Augenblicke Zeit nehmen, um herauszu

292

finden, was Amanda zu sagen hatte. Eine neue Mail von Caroline war angekommen. Wahrscheinlich machte sie einfach nur einen Witz darüber, dass sie beide noch so spät arbeiteten, aber im Augenblick hätte Will sogar ein Angebot für pflanzliches Viagra geöffnet, um das Lesen der Berichte auch nur für eine Sekunde hinauszögern zu können.

Carolines Mail hatte im Anhang eine jpeg-Datei, und er lud sie herunter, bevor er den Text markierte und in sein Vorleseprogramm kopierte. Betty bewegte sich auf der Couch und gab ein gedämpftes Bellen von sich. Will drehte den Kopf, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Das Hündchen lag auf dem Rücken und strampelte mit den dünnen Beinen, während es träumte von - wovon Hunde eben so träumten. Käse vielleicht?

Will wandte sich wieder dem Computer zu, und das Grinsen verschwand, als er auf den Monitor schaute. Das Foto war inzwischen vollständig heruntergeladen. Der Junge war etwa sechzehn. Die Haare hingen ihm bis zum Kragen, und der Mund war zu einem schiefen Grinsen verzogen, das automatisch kam, wenn man in jedem Urlaub und bei jedem Familienausflug eine Kamera vors Gesicht gehalten bekam. Er hielt sich ein schwarzes Schild vor die schmale Brust. Die Haut seiner Fingerkuppen war schrundig, weil er sich die Nägel bis zum Fleisch abgeknabbert hatte. Will versuchte gar nicht, das Schild zu lesen, er wusste, dass ein Name darauf stand, das Datum der Verurteilung, das Verbrechen. Es waren die Augen, die den Jungen verrieten.

Von fünfzehn bis fünfunddreißig konnte sich einiges ändern, aber die Augen blieben gleich: die Mandelform, das Farbenspiel der Iris, die außergewöhnlich langen Wimpern, fast wie die eines Mädchens.

Das Foto des Strafregisterauszugs, den Will gerade hatte lesen wollen, lag noch neben seinem Arm. Er hielt es in die Höhe. Es war nicht zu übersehen, dass aus dem Jungen auf dem Monitor der Verbrecher auf dem Foto geworden war.

293

Will lud Carolines Mail ins Vorleseprogramm. Er drehte die Lautstärke an und klickte auf der Menü-Zeile auf »Vorlesen«. Die Wörter kamen langsam und metallisch; der Inhalt war jedoch so, dass er sich fühlte, als hätte er einen Schlag in den Magen bekommen.

Dann war das Programm zu Ende. Will brauchte den Text kein zweites Mal zu hören.

Er schnappte sich den Autoschlüssel.

Angies Lieutenant hatte Will gesagt, sie arbeite vor einem Schnapsladen an der Cheshire Bridge Road. Den Laden fand Will problemlos, doch Angie war nicht unter den Prostituierten, die an dem Gebäude lehnten.

»Ich suche jemanden«, sagte er.

»Ich auch, Hübscher.«

»Nein«, sagte Will. Er wusste, dass Angie nicht unter ihrem richtigen Namen hier arbeitete, aber ihren Decknamen hatte sie ihm nie verraten. »Sie ist ungefähr eins siebzig groß. Braune Haare, braune Augen. Olivfarbene Haut.«

»Klingt nach mir, Süßer.« Das kam von einer kleinen Platinblonden mit einer so breiten Lücke zwischen den Schneidezähnen, dass sie beim Reden pfiff. Eine andere meinte: »Suchst du nach Robin, Baby?«

»Ich weiß es nicht«, gab er zu und wandte sich der älteren Frau zu. Sie hatte ein blaues Auge, und das dicke Make-up, das sie darübergekleistert hatte, ließ es nur noch schlimmer aussehen.

»Ich bin Lola.« Sie stieß sich von der Wand ab. »Bist du ihr Bruder?«

»Ja«, murmelte Will, lieferte aber keine weiteren Erklärungen. »Ich muss mit ihr reden.«

»Gib ihr noch ein paar Minuten«, sagte Lola. »Sie ist vor ungefähr zehn Minuten mit einem Kunden weg. Sollte gleich fertig sein.«

293

»Danke«, erwiderte Will. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, weil es so kalt war. Er hatte das Haus so überstürzt verlassen und deshalb seinen Mantel vergessen.

Hiinter ihm wurde eine Autotür zugeknallt. Eine Frau war ausgestiegen. Sie griff sich vor Wills Augen zwischen die Beine, wischte sich ab und schüttelte dann die Hand aus. Sie starrte Will an und dann mit einem fragenden Blick die anderen Mädchen.

»Er ist Robins Bruder«, erklärte Lola.

Die Frau stolzierte mit ihrem Nuttengang an Will vorbei und musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Wenn ich so einen Bruder hätte, war ich nie von zu Hause weg.«

Will sah auf die Uhr. Er fing an, auf und ab zu gehen, um ein wenig die Anspannung zu lösen, aber jede Sekunde, die verging, ohne dass Angie auftauchte, machte alles nur noch schlimmer.

Sie tat das immer, brachte sich immer in Schwierigkeiten, ohne auch nur eine Sekunde daran zu denken, dass Will unter den Folgen zu leiden hatte. So lange er Angie kannte, war sie mit Menschen hart umgesprungen, hatte immer ausprobiert, wie weit sie gehen konnte. Es war ein Spiel, das sie eines Tages das Leben kosten würde, und dann wäre Will derjenige, der auf der Couch saß und sich von einem anderen Pechvogel von Polizisten die Hand halten und sich sagen lassen musste, dass man sie erwürgt, erschlagen, vergewaltigt, ermordet aufgefunden hatte.

Die Mädchen hatten sich miteinander unterhalten, doch jetzt waren sie still geworden. Aus dem Wald kam ein Rascheln, und dann sah er Angie mit einer Taschenlampe in der Hand heraustreten.

Sie starrte Will an, dann die Mädchen, dann wieder Will. Der Mund war zusammengekniffen, die Augen funkelten vor Wut. Sie machte auf dem Absatz kehrt und ging wieder in den Wald. Will folgte ihr.

294

»Bleib stehen«, sagte er und versuchte, sie einzuholen. »Bleib doch bitte stehen.«

Da sie nicht auf ihn hörte, musste er wohl oder übel dem Strahl ihrer Taschenlampe folgen.

Nach ein paar Metern drehte sie sich plötzlich um. »Was, zum Teufel, willst du hier?« Ihr Ton war scharf wie ein Messer.

»Ich bin nur dein Bruder, der dir einen Besuch abstattet.«

Angie warf einen Blick über seine Schulter, und Will tat es ihr gleich. Die Mädchen vor dem Schnapsladen waren noch deutlich zu sehen. Sie versuchten erst gar nicht, ihre Neugier zu verbergen.

Sie flüsterte mit heiserer Stimme: »Scheiße, das ist der falsche Ort für so was, Will. Lola ist bereits argwöhnisch.«

Er hielt ihr Shelleys Strafregisterauszug vors Gesicht. Sie schaute zweimal hin, als sie das Foto sah, und er hätte schwören können, dass ihr Blick sanfter wurde.

»Lies das«, befahl er. »Lies es mir vor, damit ich sehe, ob ich alles richtig verstanden habe.«

Angie richtete die Taschenlampe auf die erste Seite. Er sah ihren Blick beim Lesen über die Zeilen wandern. Sie hob den Kopf und sagte »Will«, als wäre er unvernünftig.

»Lies es vor.«

Sie klemmte sich die Taschenlampe so unter den Arm, dass der Lichtstrahl direkt auf den Bericht fiel, und blätterte zur zweiten und dritten Seite.

Danach schaute sie ihn wieder an. »Und?«

Er hätte sie am liebsten geschüttelt. »Hast du gelesen, was da steht?«

Seelenruhig blätterte sie zurück zur ersten Seite und las mit gelangweilter

Stimme: »Jonathan Winston Shelley, ein Meter dreiundachtzig,

fünfundachtzig Kilo, braune Haare, braune Augen. Vorbestraft wegen Ladendiebstahls. Einlieferung 10. Mai 1986, Coastal State Prison,

Hochsicherheitstrakt, Flügel für spezielle Gefangene, Alter: sechzehn Jahre.

Auf Bewährung entlassen am

295

22. Juli 2005, Alter: fünfunddreißig Jahre. Registriert als Sexualstraftäter, Pädophiler.« Sie blickte wieder hoch und wiederholte: »Und?«

»Lies die letzte Seite«, forderte er sie auf und meinte damit seinen Ausdruck von Carolines E-Mail. Shelleys Strafregisterauszug war kurz und gab nur die dünnen Fakten seines Verbrechens an, aber die Berichte, die Caroline gefunden hatte, lieferten zusätzlich alle grausigen Details.

»Lies das«, verlangte er.

Sie wollte nicht. Er erkannte das an dem stählernen Blick, mit dem sie ihn anstarrte.

Er fragte: »Soll ich es dir vorlesen?«

»Ich habe nur eine Stunde Pause fürs Abendessen.«

Er riss ihr die Seiten aus der Hand und versuchte, den richtigen Abschnitt zu finden. Er war so wütend, dass die Wörter auf der Seite sich verdrehten und miteinander verschmolzen. »Ko...«, versuchte er. Will spürte einen messerscharfen Schmerz an seiner Schläfe. Verdammt, er kannte mindestens zwei der Wörter. »Jonathan Shelley.« Er versuchte es mit einem anderen. »Rot. Nein, er... tot. Er tötete...«

Angie legte die Hand auf seine. Sie versuchte, den Bericht an sich zu nehmen, aber er ließ ihn nicht los. »Na komm«, sagte sie sanft und zog ihm die Seiten aus der Hand.

Will ballte die Fäuste und starrte zu Boden. O Mann. Kein Wunder, dass sie es mit ihm nicht aushielt.

»Tut mir leid«, sagte sie nun leise.

Will wäre am liebsten im Boden versunken.

»Tut mir leid.«

»Ich hab es schon einmal gelesen.«

»Das weiß ich«, erwiderte sie und nahm wieder seine Hand. »Schau mich an, Will. Es tut mir leid.« Er konnte sie nicht ansehen. »Soll ich es dir laut vorlesen?« »Ist mir egal, was du machst.«

296

»Will.«

Er wusste, dass er bockig klang, aber er konnte nicht aufhören. »Total egal.«

Die Taschenlampe war auf den Boden gefallen. Sie bückte sich, um sie aufzuheben, doch ohne seine Hand loszulassen. Sie richtete den Strahl auf die Seite und las: »Am 15. Juni 1985 vergewaltigte Shelley Mary Alice Finney, eine fünfzehnjährige Weiße und entfernte ihr die Zunge mit einem gezackten Küchenmesser, was zu ihrem Tod führte. Zusätzlich fügte Shelley dem Opfer mehrere tiefe Bissverletzungen zu und urinierte auf die Leiche. Am Tatort und auf der Leiche wurden Shelleys blutige Fingerabdrücke gefunden. Die Mordwaffe wurde in Shelleys Schlafzimmerschrank entdeckt. Bekannte Drogenabhängigen: Heroin, Kokain.«

»Angie.« Mehr brachte Will nicht heraus.

Sie schwieg und ließ einige Autos passieren, bevor sie sagte: »Weißt du noch, ich habe dir doch erzählt, dass Michael Ormewood an diesem einen Abend hier vorbeigekommen ist?«

Er hatte von diesem Ormewood mehr als genug. Wenn er den Namen dieses Mannes nie mehr hören müsste, dann würde er als glücklicher Mensch sterben.

Angie fuhr fort: »Er sagte uns, wir sollten auf der Hut sein vor einem kürzlich entlassenen Sexualstraftäter namens John Shelley. Er meinte, das wäre ein wirklich übler Knabe und wir sollten uns von ihm fernhalten.« Sie schaute auf die Papiere hinunter. »Michael war auf der Decatur Highschool. Er muss in der Gegend aufgewachsen sein.«

»Hast du es geschafft, ihn nach seiner Kindheit zu fragen, während du ihm einen geblasen hast?«

»Soll ich dir auch einen blasen, Will? Geht's dir darum?«

Er schlug ihre Hand weg. »Lass das.«

»Ich habe seine Personalakte gelesen«, sagte sie.

»Aus irgendeinem Grund bist du an Michael sehr interessiert. Was ist so anders an ihm? Warum ist er so was Besonderes?«

297

»Du hörst mir nicht zu.« Sie redete mit ihm wie mit einem Kind, und das gefiel ihm nicht. »Michael ging in die Decatur Highschool, also muss er in der Gegend gelebt haben. Er war ein paar Jahre älter als John, aber von dem Verbrechen hätte er sicher etwas mitbekommen. Und die Sache mit der Zunge hätte er auch gewusst. Warum hat er es denn dir gegenüber nicht erwähnt? Warum sagte er nicht: >Hey, das erinnert mich an eine Sache, die vor zwanzig Jahren in meiner Nachbarschaft passiert ist.<«

Will war zu erregt, um über diese Frage nachzudenken. »John hat mir erzählt, dass ihn irgendjemand erpresst«, sagte sie.

Will lachte. »Du glaubst, Michael Ormewood weiß, dass da ein Kerl herumläuft, der Frauen vergewaltigt, ermordet und ihnen die Zunge herausschneidet, aber anstatt ihn zu verhaften, erpresst Ormewood ihn. Aber wozu? Was könnte John Shelley haben, was Michael Ormewood von ihm will?«

»Wie erklärst du, dass Michael mir sagte, ich soll auf der Hut sein vor John Shelley? Wie erklärst du, dass er mit keinem Wort erwähnte, dass einem Mädchen in seiner Nachbarschaft das Gleiche passierte?«

Will versuchte sie dazu zu bringen, die Sache realistisch zu sehen. »Wie erklärst du die anderen Mädchen?«

»Was für andere Mädchen?«

»Im letzten Jahr wurden zwei Mädchen von einem Mann in einer schwarzen Skimaske sexuell genötigt. Beiden wurde die Zunge abgebissen.« Sie öffnete überrascht den Mund.

»John Shelley ist seit sieben Monaten draußen«, erklärte Will. »Beide Mädchen lebten dreißig, vierzig Meilen von hier weg.« Sie schwieg, deshalb fügte er hinzu: »Julie Cooper ist fünfzehn. Das andere Mädchen war vierzehn. Was haben diese Verbrechen gemeinsam? Was ist die Verbindung?«

Angie entgegnete: »Du weißt, dass Täter charakteristische

297

Vorgehensweisen haben. Warum sollte er abweichen? Warum sollte er einige Zungen abschneiden und die anderen abbeißen? Warum sollte er sich nach lauter jungen Mädchen plötzlich eine erwachsene Frau vornehmen?«

Will dachte an Michaels Antwort auf diese Frage, ließ sie Angie aber nicht wissen.

Sie fragte: »Warum hast du mir von den anderen Fällen nicht schon früher erzählt?«

»Wann, Angie? Beim Abendessen? Oder als wir Händchen haltend im Park spazieren gingen?«

»Du hättest es mir sagen können.«

»Warum?«, fragte er. »Wer konnte denn wissen, dass du mit einem verurteilten Pädophilen herumvögelst?«

Sie riss den Kopf hoch. »Ich habe nicht mit ihm geschlafen.« »Noch nicht.« Angie seufzte tief.

»Eins ist eine unbestreitbare Tatsache: Shelley vergewaltigte und ermordete ein fünfzehnjähriges Mädchen. Er schnitt ihr die Zunge heraus.«

»Er ist nicht...« Sie betrachtete noch einmal Shelleys Foto. »Was immer er getan hat, er ist nicht mehr derselbe Kerl.«

»Julie Cooper war fünfzehn«, sagte Will. »Er vergewaltigte sie in einer Gasse hinter einem Kino. Er biss ihr die Zunge ab.«

Angie schüttelte den Kopf.

»Anna Linder war vierzehn. Man fand sie am nächsten Tag im Stone Mountain Park. Sie hielt ihre Zunge in der Hand. Sie mussten ihr die Finger aufstemmen, um sie ihr abzunehmen.«

Angie sagte noch immer nichts.

»Cynthia Barrett, Angie. Cynthia Barrett war fünfzehn.«

»Michaels Nachbarin.«

Will zuckte die Achseln. »Na und?«

»Sag mir eins: Woher kennen sich die beiden? Woher wusste Michael über ihn Bescheid, so dass er mich vor ihm warnen konnte?« Mit einer wütenden Handbewegung deutete sie zum

298

Schnapsladen. »Du warst nicht da, als er es tat. Zwischen den beiden ist etwas. Michael hasst den Kerl.«

»Was kriege ich hier sonst noch nicht mit?«, fragte Will. »Für mich klingt das nämlich alles so, als wärst du so sauer auf Michael Ormewood, dass du nicht mehr klar denken kannst. Warum, Angie? Warum kriegst du dieses Arschloch nicht aus deinem Kopf?«

Er sah die Wut in ihren Augen, wusste, dass sie an die vielen Male dachte, die er sie das schon gefragt hatte.

Ihre Stimme klang unheimlich ruhig, als sie nun sagte: »Hast du Michael gefragt, wie alt seine Frau war, als er sie kennenlernte?« Sie ließ ihm keine Zeit für die Antwort. »Sie war fünfzehn, Will. Er war fünfundzwanzig.« »Hat er sie vergewaltigt und ihr die Zunge abgebissen?«, wollte Will wissen. »Denn wenn er es nicht getan hat, sehe ich nicht, was das für eine Bedeutung haben soll..«

»Ich sag dir eins, John hat das nicht getan.«

»Das frage ich ihn selber, wenn ich ihn aufs Revier hole.«

»Nein.« Sie packte ihn am Arm, als könnte sie ihn körperlich davon abhalten.

»Ich mache das.«

Will starrte sie nur an. »Das soll doch wohl ein Witz sein.«

»Sobald du ihm Handschellen anlegst, macht er zu.«

»Das kannst du doch gar nicht wissen.«

»Er ist ein Knacki. Natürlich macht er zu. Er wird nicht mal furzen, bis sein Anwalt da ist, und der Anwalt sagt dir dann, du kannst dich ins Knie ficken.«

»Du wirst diese Sache nicht kontrollieren.«

»Wie lautet der Vorwurf? Unachtsames Verhalten im Straßenverkehr?« Sie hob die Augenbrauen, als würde sie eine Antwort erwarten. »Du kannst ihn verhören, aber was hast du denn in der Hand? Du kannst seine Bude durchsuchen, aber was wirst du dem Richter als Grund für den Durchsuchungsbeschluss angeben? >Er hatte es vor zwanzig Jahren getan, Euer Ehren, und deshalb hat er es vielleicht, unter Umständen, auch jetzt wieder

299

getan?« Angie verschränkte die Arme. »Soweit ich informiert bin, brauchst du Beweise, um jemanden ins Gefängnis zu stecken, außer du bist der Präsident der Vereinigten Staaten.«

Will schwieg, weil er wusste, dass sie recht hatte.

»Hast du Johns Fingerabdrücke auf irgendwas? Irgendwelche Zeugen?«

Irgendjemand, der irgendwas gesehen hat?«

Jasmine, dachte Will. Vielleicht hatte sie etwas gesehen? Wenn ja, dann lag sie jetzt wahrscheinlich auf dem Grund irgendeines Sees.

Angie fasste zusammen: »Keine forensischen Beweise, keine Zeugen und keinen Fall. Du hast recht, Will. Wir gehen jetzt los und verhaften ihn sofort, wie wär's?«

»Er könnte jetzt im Augenblick sein nächstes Opfer ausspähen«, sagte Will und behielt für sich, dass Angie durchaus die nächste Frau sein konnte, die er im Visier hatte.

»Wenn du ihn jetzt verhaftest, musst du ihn in vierundzwanzig Stunden wieder freilassen, und wenn wirklich Shelley der Täter ist, dann weiß er, dass du ihm auf den Fersen bist, und taucht so tief unter, dass du ihn nie mehr finden wirst.«

»Was schlägst du dann vor? Abwarten, bis noch ein Mädchen vergewaltigt wird? Vielleicht ermordet?« Will gab zu bedenken: »Er könnte jetzt im Augenblick sein nächstes Opfer massakrieren, Angie. Was ist, wenn er Jasmine hat? Soll ich herumsitzen, während er die letzten Minuten ihres Lebens abzählt?«

»Mit mir wird er reden. Er weiß nicht, dass ich Polizistin bin.«

»Was hast du nur mit diesem Kerl, Angie? Warum siehst du ihn nicht als das, was er ist?«

»Vielleicht ist es ja gut, dass ich Männer nicht nach dem beurteile, was sie in der Vergangenheit gemacht haben.«

»War das jetzt gegen mich gerichtet?«

»Lass mich mit ihm reden«, flehte sie. »Du kannst sein Haus bis morgen früh beobachten, damit er nicht abhaut. Wenn er dieses kleine Mädchen wirklich hat, kann er sie nicht anrüh

300

ren, ohne dass du es mitbekommst. Ich gehe morgen früh zur Waschanlage und rede mit ihm.« »Glaubst du, dass er dir vertraut?«

»Wenn er unschuldig ist...« Sie nickte. »Ja. Ich kann ihn zum Sprechen bringen.«

»Und wenn er es nicht ist?«

»Dann bist ja du da.« Sie versuchte tatsächlich, ihn zu necken. »Du wirst mich beschützen, nicht, Willy?«

»Über so was macht man keine Witze.«

»Ich weiß.« Sie schaute noch einmal über seine Schulter zu den Mädchen. »Ich muss jetzt wieder an die Arbeit.«

»Mir gefällt das nicht«, sagte er. »Mir gefällt das überhaupt nicht, und ich will es nicht machen.«

»Das ist doch für uns beide nichts Neues, oder?« Sie legte ihm die Hand an die Wange, hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen. »Geht jetzt, Will.«

»Ich will dich nicht allein lassen.«

»Dir bleibt nichts anderes übrig.«

300

**Kapitel 33**

70. Februar 2006 7.22 Uhr

John saß auf einem Hocker an der Theke des Empire Diner. Mit einem Mordshunger war er durch die Tür getreten, aber als dann sein Essen kam, brachte er aus irgendeinem Grund nur ein paar Bissen hinunter. Die Nerven hatten seinen Magen im Griff, während er darauf wartete, dass sein Leben neu begann.

Fast die ganze Nacht hatte er mit Kathy und Joyce zusammengesessen. Sie hatten versucht, einen Schlachtplan aufzustellen. Kathy wollte zur Polizei gehen, aber das Einzige, worauf die Shelley-Kinder sich einigen konnten, war, dass man der Polizei nicht trauen durfte. Michael würde nie reden. Er war viel zu gerissen, um sich eine Blöße zu geben. Johns Kreditauskunft würde vielleicht einige Fragen aufwerfen, aber es konnte durchaus sein, dass die Antworten auf John selbst zurückfielen. Letztendlich hatten sie beschlossen, dass Joyce ihre Kontakte zum Bezirksarchiv nutzen und versuchen sollte herauszufinden, wo Tante Lydia jetzt lebte. Onkel Barry war nur wenige Jahre mit ihr verheiratet gewesen, bevor er starb, und unter dem Familiennamen Carson hatten sie nichts finden können. Aber irgendwo musste es eine Spur geben. War die erst einmal gefunden, würden die Shelley-Kinder Lydia zur Rede stellen, sie fragen, welche Rolle sie eigentlich dabei gespielt hatte, John dieses Verbrechen anzuhängen. Offensichtlich hatte sie ihre Sünden schon einmal gebeichtet. Sie würden sie keinen Augenblick mehr in Ruhe lassen, bis sie sie ein zweites Mal gestand - diesmal jedoch fürs Protokoll.

301

Was Johns eigene Geständnisse anging, so hatte er seiner Schwester und ihrer Partnerin nicht alles erzählt. Bis zu einem gewissen Punkt war er so ehrlich gewesen wie möglich. Von Michaels Nachbarin hatte er nichts verlauten lassen. Bei dem Gedanken an das, was er getan hatte, daran, wie tief er gesunken war, wurde ihm schlecht. John hatte geglaubt, Michael sei das Tier, doch in diesem einen Augenblick, da sich ihm die Gelegenheit bot, war John genauso sadistisch und rachedurstig gewesen wie sein Cousin. Hatte seine Mutter dafür gekämpft? Hatte sie dafür Stunde um Stunde in ihre Notizbücher geschrieben, damit der kleine Johnny aus dem Gefängnis kam und eine Fünfzehnjährige verstümmeln konnte? Zum ersten Mal in seinem Leben war John froh, dass seine Mutter nicht mehr lebte, froh, dass er ihr nie wieder in die wunderschönen Augen schauen musste in dem Wissen, dass sie jemanden vor sich sah, der zu solchen Abscheulichkeiten fähig war.

»Noch einen Kaffee?«, fragte die Kellnerin, schenkte aber bereits Johns Tasse wieder voll.

»Danke«, murmelte er.

Die Tür ging auf, und als sein Blick in den Spiegel hinter der Theke fiel, sah er Robin mit den Händen in den Hüften dastehen und sich nach einem Tisch umsehen. Das Restaurant war ziemlich voll, weshalb sie nicht bemerkte, dass er sie anstarrte.

Am liebsten hätte er sich umgedreht, doch er verkniff es sich. Er wollte sie zu sich rufen, auf den leeren Hocker neben sich deuten und ihr einfach zuhören. Doch es war schon zu viel passiert. Er hatte Blut an den Händen, Schuld im Herzen. Er starrte auf seine Tasse hinunter, starre in die trübe Flüssigkeit und wünschte sich, sie könnte ihm die Zukunft zeigen. Würde es in seinem Leben je eine Frau geben? Würde er je jemanden finden, der wusste, was ihm passiert war, was er getan hatte, und nicht schreiend davonlief?

»Hey, du da.« Robin setzte sich auf den Hocker neben ihm. Sie war anders angezogen. Ihre Haare hatte sie zu einem Pfer

302

deschwanz zusammengefasst, und sie trug Jeans und ein T-Shirt anstelle ihrer Nuttenklamotten. »Hey«, sagte John. »Feierabend?«

»Ja«, antwortete sie, drehte ihre Kaffeetasse um und winkte der Kellnerin. Irgendetwas war anders an ihr, aber John kam nicht darauf, was genau. Es hatte nichts mit ihrer Kleidung zu tun oder der Tatsache, dass sie nicht so stark geschminkt war. Wenn er sie besser gekannt hätte, würde er vielleicht sagen, dass sie nervös war.

»Denkst du eigentlich manchmal, dass du deinen Job hasst? Dass du am liebsten wegrennen und nie mehr zurück schauen würdest?«, fragte sie ihn. Er lächelte. Ans Wegrennen hatte er die ganze Zeit über im Coastal gedacht. »Alles okay mit dir?«

Sie nickte und lächelte dann verschmitzt. »Verfolgst du mich eigentlich? Erst im Krankenhaus und jetzt hier?«

Er sah sich um. »Gehört dir der Laden hier, oder was?«

»Ich komme immer zum Frühstücken hierher.«

»Tut mir leid«, sagte er. »Sah einfach aus wie ein Laden, wo man ganz gut ein bisschen sitzen kann.« Er hatte zum ersten Mal seit Ewigkeiten Geld in der Tasche gehabt und sich etwas gönnen wollen.

»Ich habe dich angelogen«, sagte sie.

»Wegen was?«

»Mein erster Kuss«, antwortete sie. »Es war nicht der beste Freund meines kleinen Bruders.«

Er versuchte, einen Witz daraus zu machen, auch wenn er sich verletzt fühlte. »Bitte sag mir nicht, dass es dein kleiner Bruder war.«

Sie lächelte und goss Sahne in ihren Kaffee. »Meine Eltern waren auf Speed«, erklärte sie. »Zumindest meine Mutter und immer derjenige, den sie gerade vögelte.« Robin rührte den Kaffee um. »Der Staat nahm mich ihr weg, als ich noch ein kleines Mädchen war.«

303

John wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Schließlich begnügte er sich mit: »Es tut mir leid, das zu hören.«

»Ja«, sagte sie. »Eine Zeit lang war ich bei verschiedenen Pflegeeltern. Habe eine Menge Pflegeväter kennengelernt, die es freute, ein kleines Mädchen unter ihrem Dach zu haben.«

John schwieg und schaute ihr beim Umrühren zu. Sie hatte sehr, sehr kleine Hände. Woher kam es nur, dass Frauenhände so viel attraktiver waren als die von Männern?

»Was ist mit dir?«, fragte sie. »Stammst du auch aus einem kaputten Zuhause?«

Ihr Ton klang sarkastisch. John hatte jede Menge Verbrecher kennengelernt, die behaupteten, sie seien Opfer der Umstände, ihre zerrütteten Familien hätten sie in das Verbrecherleben getrieben. So, wie sie ihre Geschichten erzählten, glaubte man, sie hatten keine andere Wahl gehabt.

»Nein«, erwiderte er. »Ich stamme aus einer völlig normalen Familie. Eine wunderbare, Plätzchen backende, sozial engagierte Mom. Ein etwas distanzierter Vater, der aber jeden Abend pünktlich zu Hause war und sich für das interessierte, was ich machte.« Er dachte an Joyce. Wahrscheinlich hing sie jetzt in diesem Augenblick am Telefon und zog die Strüppen. Er wusste nicht, ob Tante Lydia das Richtige tun würde oder nicht, aber John dachte, dass er jetzt den Rest seines Lebens in Frieden leben konnte, einfach nur, weil Joyce ihm zum ersten Mal in zwanzig Jahren glaubte.

Robin klopfte mit dem Löffel zweimal an die Tasse und legte ihn dann ab. »Aber was ist dann mit dir passiert, John? Wie bist du im Gefängnis gelandet?«

Er zuckte die Achseln. »Der falsche Umgang.«

Sie lachte, hielt es aber offensichtlich nicht für lustig. »Ich nehme an, du warst unschuldig.«

Sie hatte das vor zwei Tagen im Krankenhaus schon einmal gefragt, und er gab ihr die Standardantwort. »Im Gefängnis ist jeder unschuldig.«

303

Robin schwieg und starre in den Spiegel hinter der Theke.

»Und«, sagte er, weil er das Thema wechseln wollte, »mit wem war dann dein erster Kuss?«

»Mein erster wirklicher Kuss?«, fragte sie. »Der erste Kerl, den ich küsste, weil ich ihn wirklich küssen wollte?« Sie schien darüber nachzudenken. »Ich hatte ihn im staatlichen Kinderheim kennengelernt«, sagte sie schließlich. »Wir waren fünfundzwanzig Jahre zusammen.«

John blies in seinen Kaffee, trank einen Schluck. »Das ist eine lange Zeit.«

»Ja, schon.« Sie nahm den Löffel wieder in die Hand. »Ich habe herumgevögelt, ihn ziemlich oft betrogen.«

John verschluckte sich an seinem Kaffee.

Sie lächelte, aber eher in sich hinein. »Wir trennten uns vor zwei Jahren.«

»Warum?«

»Weil, wenn man jemanden so lange kennt, wenn man mit so jemandem aufwächst, dann ist man einfach zu...«, sie suchte nach einem Wort, »...zu weit offen. Zu verletzlich. Ich weiß alles über ihn, und er weiß alles über mich. So jemanden kann man nicht wirklich lieben. Ich meine, natürlich kann man ihn lieben - er ist ein Teil von mir, ein Teil meines Herzens. Aber man kann nie so mit demjenigen zusammen sein, wie man es gerne möchte. Ihn nicht lieben wie einen Geliebten.« Sie zuckte die Achseln. »Wenn er mir wirklich am Herzen liegen würde, würde ich ihn verlassen, damit er sein eigenes Leben führen kann.«

John wusste nicht, was er darauf sagen sollte. »Er ist verrückt, wenn er dich gehen lässt.«

»Na ja, es gibt da noch mehr als nur meine Seite der Geschichte«, gab sie zu.

»Ich bin eine wirkliche Hexe, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest.

Was ist mit dir?«

»Mit mir?«, fragte John überrascht.

»Hast du eine Freundin?«

304

Er lachte. »Soll das ein Witz sein? Ich war sechzehn, als ich reinkam. Die einzige Frau, die ich je gesehen habe, war meine Mutter.«

»Was war mit...« Sie beendete den Satz nicht. »Du warst doch noch ein Junge, richtig? Als du ins Gefängnis kamst?«

John spürte seine Kiefer mahlen. Er nickte, ohne sie anzusehen, und versuchte, nicht an Zebra zu denken, an diese schwarz-weißen Zähne, an diese Hände, die sein Genick nach unten drückten.

Falls sie sein Eingeständnis bemerkte, sagte sie nichts dazu. Stattdessen blies sie in ihren Kaffee, nahm schließlich einen Schluck und sagte: »Scheiße, der ist kalt.«

John winkte der Kellnerin.

»Na, wie geht's euch?«, fragte die Frau.

»Danke, gut«, erwiderte John und ließ sich seine Tasse noch einmal nachfüllen. Er war an so viel Koffein am Morgen nicht gewöhnt, und seine Hände schwitzten. Vielleicht war er aber auch einfach nur wegen Robin nervös. Sie redete mit ihm, als würden sie einander gut kennen. John konnte sich nicht erinnern, in seinem Leben je ein solches Gespräch geführt zu haben. Die Kellnerin meinte: »Sagt mir Bescheid, wenn ihr was braucht.«

Robin wartete, bis die Frau gegangen war, bevor sie fragte: »John, was hast du eigentlich die ganze Zeit getan, die du draußen bist?«

»Ich habe versucht, wieder Anschluss an meine Familie zu finden«, antwortete er. Und dann konnte er nicht anders als hinzuzufügen: »Ich suche nach meinem Cousin. Es gibt da einige Sachen, die wir klären müssen.« Robin schaute über die Schulter zu einem Mann, der in einer Ecknische saß. John musterte den Kerl im Spiegel und fragte sich, ob er einer ihrer Kunden war. Der Mann trug einen dreiteiligen Anzug. Er war vermutlich Anwalt oder Arzt mit einer Familie zu Hause.

305

»John?« Er schaute wieder zu Robin. Sie überraschte ihn mit der Frage: »In welcher Art von Schwierigkeiten bist du?« »In keiner.«

»Du hast gesagt, dass jemand dich erpresst.«

Er nickte. »Hab ich, ja.«

»Wer?«

John legte die Hände um die Tasse. Er hätte ihr gern geantwortet, ihr alles erzählt, was passiert war, aber Robin hatte mit ihrem eigenen Leben schon genug zu tun, ohne dass er ihr auch noch seine Last aufbürdete. Und was noch hinzukam, er teilte Joyces Optimismus nicht, war nicht so überzeugt wie sie, dass Tante Lydia das Richtige tun würde. Michael war noch immer ihr Sohn, auch wenn er ein sadistischer Mörder war. Man wusste nicht, wozu er fähig war. John würde es sich nie verzeihen, wenn Robin seinetwegen etwas zustieße.

So sagte er nur: »Ich will nicht, dass du da mit hineingezogen wirst.«

Sie legte ihm die Hand auf den Oberschenkel. »Aber was ist, wenn ich es will?« John stockte der Atem, als ihre Hand nach oben wanderte. »Ich weiß, dass du ein guter Kerl bist.«

Er musste den Mund aufmachen, damit er wieder Luft bekam. »Vielleicht solltest du nicht...«

»Ich weiß, dass du niemanden hast, mit dem du reden kannst«, sagte sie, und ihre Hand blieb auf seinem Bein. »Ich will, dass du weißt, dass du mit *mir* reden kannst.«

Er schüttelte den Kopf und flüsterte: »Robin...«

Sie bewegte die Hand hin und her. »Schon lange her, was?«

Noch nie, dachte John. Es war noch nie geschehen.

»Willst du irgendwohin gehen und reden?«

»Ich...« Er konnte nicht mehr vernünftig denken. »Ich hab kein Geld, um...«

Sie rückte dichter an ihn heran. »Ich hab's dir doch gesagt. Ich habe Feierabend.«

Wenn ihre Hand noch höher wanderte, würde er die Kellne

306

rin um ein Tuch bitten müssen. Er kniff die Augen zusammen, versuchte, sich abzulenken.

Er legte seine Hand über ihre. »Ich kann nicht.«

»Willst du mich nicht?«

»Es gibt keinen lebendigen Mann, der dich nicht will«, antwortete er und dachte, dass kein wahreres Wort je ausgesprochen worden war. »Ich mag dich sehr gern, Robin. Ich weiß, das ist dumm. Ich kenne dich nicht mal. Aber ich will nicht, dass du in meine Probleme mithineingezogen wirst, okay? Es ist bereits zu vielen Leuten etwas passiert. Wenn auch dir was zustoßen würde, wenn man dir was antun würde...« Er schüttelte den Kopf. Er wollte gar nicht darüber nachdenken. »Wenn das alles vorbei ist«, sagte er. »Wenn das alles vorbei ist, dann werde ich dich finden.«

Robin hatte die Hand weggenommen. Sie hielt ihre Tasse an den Mund und wiederholte die Frage: »Wer erpresst dich, John?«

Ihr Tonfall hatte sich verändert. Er konnte es nicht genau erklären, aber er erinnerte ihn an die Wärter im Gefängnis, an die Art, wie sie eine Frage stellten und dabei genau wussten, dass man sie beantworten musste, weil sie einen sonst ins Loch steckten.

Er sagte: »Das wird alles bald vorüber sein.« »Wie das?«

»Ich kümmere mich darum«, antwortete er. »Aber im Augenblick will ich nicht darüber reden.« »Du willst mir also nichts sagen?« »Nein«, erwiderte er. »Bist du sicher, John?«

Sie klang so ernst. Er warf ihr ein fragendes Lächeln zu und meinte: »Lass uns über was anderes reden.«

»Es wäre aber wichtig, dass du mit mir redest«, sagte sie. »Ich muss wissen, was los ist.«

»Wovon redest du denn?«

307

»Es geht um dein Leben, John. Kannst du nicht offen zu mir sein?«

Seine Nackenhaare sträubten sich. »Die Richtung, die das jetzt nimmt, gefällt mir ganz und gar nicht.«

Robin stellte ihre Tasse ab. Sie stand auf, und ihr Gesichtsausdruck wurde hart. »Ich habe versucht, dir zu helfen. Vergiss das nicht.«

»Also komm«, sagte er, weil er nicht wusste, was er falsch gemacht hatte.

»Robin...«

Er spürte eine Hand auf der Schulter, und als er den Kopf hob, sah er den Mann in dem dreiteiligen Anzug hinter sich stehen.

John fragte: »Was ist denn los?«

Der Mann schaute zu Robin, weshalb John es auch tat.

»Tut mir leid, John«, sagte sie, und sie schien es ernst zu meinen, aber er wusste nicht, warum. Sie griff in ihre Handtasche und zog ihre Brieftasche heraus. Er glaubte, sie wolle die Rechnung bezahlen. Er öffnete den Mund, um ihr zu sagen, sie brauche sich nicht darum zu kümmern, doch als sie die Brieftasche aufklappte, sah er etwa Goldenes funkeln.

Als könnte er das nicht selber sehen, sagte sie: »Ich bin Polizistin.«

»Robin...«

»Eigentlich heiße ich Angie.« Der Mann hinter ihm packte seine Schultern fester. »Lass uns nach draußen gehen.«

»Nein...« John spürte, wie sein Körper zu zittern begann, wie seine Muskeln weich wurden.

»Nach draußen«, befahl sie, schob eine Hand unter seinen Arm und zog ihn in die Höhe.

Er ging wie ein Invalid, stützte sich auf sie, während der Mann die Tür öffnete. Die Beamten von Decatur waren genauso vorgegangen, als sie ihn aus seinem Schlafzimmer zerrten. Sie hatten ihn die Treppe hinunter- und vors Haus geführt und ihm vor den Augen der gesamten Nachbarschaft die Handschellen

307

angelegt. Irgendjemand hatte geschrien, und als er sich umdrehte, erkannte er, dass es seine Mutter war. Emily war auf die Knie gesunken. Richard hatte nicht einmal versucht, sie zu stützen, und sie weinte.

Die Sonne auf dem Parkplatz vor dem Diner war brutal, und John blinzelte. Er merkte, dass er keuchte. Gefängnis. Sie brachten ihn ins Gefängnis. Sie würden ihm seine Kleidung wegnehmen, eine Leibesvisitation durchführen, seine Fingerabdrücke nehmen und ihn in eine Zelle zu einer Horde anderer Männer werfen, die nur darauf warteten, dass er wieder auftauchte, nur darauf warteten, ihm zu zeigen, was sie von einem verurteilten Kindervergewaltiger hielten, der es draußen nicht schaffte.

»Will.« Sie redete mit dem Mann hinter John. »Tu's nicht.«

John sah die silberglänzenden Handschellen, die der Mann in der Hand hielt. »Bitte...«, brachte John gerade noch heraus. Er konnte nicht atmen. Seine Knie gaben nach. Das Letzte, was John sah, war Robin, die ihn auffing.

308

## Kapitel 34

### 8.55 Uhr

Angie fühlte sich schmutzig. Auch nach einer kochend heißen Dusche kam sie sich vor, als würde sie den Dreck in sich nie loswerden.

Dieser Ausdruck auf Johns Gesicht, die Angst, das Gefühl, verraten worden zu sein, hatten sie ins Herz getroffen wie ein schartiges Stück Metall. Will hatte John zum Auto getragen und ihn auf den Rücksitz gesetzt wie ein Kind, während Angie nur dastand und dachte: Das sind die beiden Männer, deren Leben ich am gründlichsten ruiniert habe.

Sie ging weg, bevor Will sie davon abhalten konnte.

Was hatte John Shelley nur an sich, dass sie ihn unbedingt retten wollte? Vielleicht lag es daran, dass er ganz allein war auf der Welt, dass er seine Einsamkeit trug wie eine Rüstung, die nur Angie sehen konnte. Er war wie Will. Genau wie Will.

Obwohl sie ihr Haus erst vor ein paar Tagen von oben bis unten geputzt hatte, zog Angie Gummihandschuhe an und machte sich an die Arbeit. Im Bad benutzte sie Unmengen von Scheuermittel, bearbeitete die blitzend weißen Fugen mit einer Zahnbürste. Will hatte ihr die Fliesen verlegt, in diagonaler Anordnung, weil dadurch der Raum größer wirkte. Die Wände hatte er creme-gelb gestrichen und für die Zierleisten eine gedeckt weiße Ölfarbe benutzt, doch Angie hatte ihn wegen seines Talents als Raumgestalter nur verarscht.

Sie sollte ihn anrufen. Will machte nur seine Arbeit. Er war ein guter Polizist, aber auch ein guter Mann, und es war nicht richtig, dass sie ihn bestrafte, weil John Shelley sich in etwas Schlimmes

308

hatte hineinziehen lassen. Sobald sie mit dem Hausputz fertig war, würde sie Will auf dem Handy anrufen und ihm sagen, dass sie nur die Situation hasste, nicht ihn.

Als Nächstes nahm Angie sich die Küche vor. Sie räumte alle Töpfe und Pfannen heraus und wischte sämtliche Schränke. Immer und immer wieder ließ sie Revue passieren, was an diesem Morgen geschehen war, und überlegte sich, ob sie es irgendwie anders machen können.

»Scheiße«, fluchte Angie. Sie brauchte Auslegefolie. Es war blöd, die Schränke auszuwischen, wo sich doch der meiste Dreck wahrscheinlich unter der Folie befand. Sie zupfte an dem klebrigen Vinyl am Boden des Spülunterschranks und zerriss es in zwei Teile. Darunter war alles sauber, aber jetzt hatte sie die Folie kaputt gemacht. Angie stand auf, um sich neue zu holen, aber noch während sie zur Abstellkammer ging, fiel ihr ein, dass sie keine mehr hatte. »Scheiße«, sagte sie noch einmal, riss sich die Gummihandschuhe herunter, warf sie ins Spülbecken und ließ noch ein paar Kraftausdrücke folgen, während sie nach ihren Schlüsseln suchte.

Zehn Minuten später saß sie in ihrem Auto, fuhr aber nicht zum Supermarkt, sondern die Ponce de Leon hinauf zum Stone Mountain. Sie wusste, wo Michael wohnte. Nachdem sie miteinander gefickt oder, genauer, Michael sie gefickt hatte, hatte Angie eine kleine Obsession entwickelt. Sie war ein paarmal an seinem Haus vorbeigefahren, hatte seine Frau und seinen Jungen in der Auffahrt und ihn beim Autowaschen gesehen. Dieses Verhalten legte sie nach ungefähr einer Woche ab, denn sie erkannte ziemlich schnell, dass sie sich aufführte wie eine Geistesgestörte. Es war ja nicht Michael, auf den sie wütend war, sondern auf sich selbst, weil sie sich mal wieder auf eine üble Situation eingelassen hatte.

Die Ormewoods lebten in einem Ranchhaus, das zu den anderen Häusern des Viertels passte. Angie parkte in der leeren Auf

309

fahrt. Falls irgendeinem Nachbarn auffiel, dass ihr schwarzer Monte Carlo SS nicht hierhergehörte, kam er deswegen nicht gleich angelaufen. Jeder Quadratzentimeter ihrer Haut kribbelte, als sie ausstieg.

Sie trug, was sie zum Putzen immer anhatte: eine abgeschnittene Jeans, eins von Wills alten Hemden und pinkfarbene Flip-Flops, in die sie geschlüpft war, als sie das Haus verließ. Die Schuhe machten schmatzende Geräusche an ihren Fußsohlen, als sie zur Garage ging. Der Wind blies, und sie schlang sich gegen die Kühle die Arme um den Körper. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um in die Garage zu spähen.

Die Fenster waren blickdicht mit schwarzem Lack gestrichen. Ein Auto fuhr vorbei, und Angie folgte ihm mit dem Blick und versicherte sich, dass es nicht langsamer wurde, bevor sie zur Haustür ging. Sie klingelte, und während sie wartete, genoss sie den Gedanken an Michaels Überraschung, wenn er die Tür öffnete und sie dort stehen sah. Sie wollte ihm sagen, dass John verhaftet worden sei, und dann wollte sie ihn fragen, woher er John Shelley kannte, warum er sie und die Mädchen vor einem eben entlassenen Mörder gewarnt habe.

Angie klopfte und drückte dann noch einmal auf die Klingel.

Nichts.

Sie drehte am Knauf, aber die Tür war verschlossen. Dann zwang sie sich, nicht über die Schulter zu schauen oder sonst etwas zu tun, das sie aussehen ließ wie einen Dieb, und ging langsam um das Haus herum zur Rückseite, wobei sie immer wieder kurz in die Fenster schaute, als wäre sie nur eine Freundin, die für einen Besuch vorbeigekommen war. Sie wünschte sich, sie hätte ihr Handy mitgenommen, aber es steckte zu Hause in der Ladestation. In der Hintertür befand sich eine Hundeklappe. Sie sah alt aus.

Wahrscheinlich gehörte sie zur Originalausstattung des Hauses. Michael hasste Hunde. Das wusste sie noch von ihrer

310

ersten gemeinsamen Verhaftung. Eins der Mädchen besaß einen Köter, der nicht aufhörte zu bellen, und Michael zog seine Waffe, als das Tier ihn ansprang. Die Prostituierte lachte, und Angie ebenfalls. Dabei fiel ihr ein, dass es genau diese Prostituierte war, die Angie gesagt hatte, dass Michael Nummern umsonst schiebe.

Angie ging auf die Knie und machte die Schultern schmal, damit sie durch die Hundeklappe passte. Ihre gebärfreudigen Hüften - danke, Mutter - blieben stecken, aber sie schaffte es, sich trotzdem hindurchzuzwängen. Sie kroch ganz hinein, stand dann auf und lauschte angestrengt, um ganz sicherzugehen, dass wirklich niemand da war. Zum ersten Mal, seit sie ihr Haus verlassen hatte, fragte sie sich jetzt, was, zum Teufel, sie eigentlich tat. Warum sollte sie in Michaels Haus einbrechen? Was glaubte sie, dort zu finden?

Vielleicht hatte Will recht. Michael war mit Sicherheit ein Arschloch. Er schlug seine Frau und hatte Angie wahrscheinlich vergewaltigt an dem besagten Abend, als sie zu betrunken gewesen war, um es mitzubekommen. Aber das bedeutete noch nicht, dass er mit all diesen Verbrechen etwas zu tun hatte. Also, warum war sie hier?

»Scheiße«, zischte sie und machte kehrt, um wieder hinauszukriechen. Sie kniete bereit, als sie ein Geräusch hörte. Ein Wimmern? War es das? Hatte Michael jetzt einen Hund?

Angie erstarrte und lauschte. Das Geräusch wiederholte sich nicht, und sie überlegte, ob sie vielleicht den Verstand verloren habe. Dass sie in ein fremdes Haus eingebrochen war, ließ schon Zweifel an ihrem Geisteszustand aufkommen.

Trotzdem stand Angie wieder auf. Sie konnte ebenso gut beenden, was sie angefangen hatte. Die Schuhe ließ sie an der Tür. Sie hasste es, barfuß zu gehen, aber sie wollte nicht, dass das Flip-Flop-Geräusch ihr durchs Haus folgte.

Mitten in der Küche blieb sie stehen, weil sie ein Auto vorbeifahren hörte. Angie lauschte angestrengt. Eine Tür wurde geöff

311

net und wieder zugeschlagen, aber es war auf der anderen Straßenseite. Sie hörte jemanden Hallo sagen, die ersten Sätze einer Unterhaltung, und entspannte sich wieder. Dass Michael jetzt auftauchte und sie beim Herumschnüffeln in seinem Haus ertappte, konnte sie nun wirklich nicht gebrauchen.

Das Wohnzimmer war so wie erwartet: eine üppig gepolsterte Couch und ein Riesenfernseher. Sie schaute den Gang entlang, aber die Schlafzimmer wollte Angie nicht betreten. Sie wollte nicht sehen, wo Michael seine Frau vögelte, und nicht daran denken, dass dies wahrscheinlich auch der Ort war, an dem er Gina schlug.

Hatte er Angie geschlagen? Sie wusste es nicht. Am nächsten Tag hatte sie blaue Flecken an den Armen, und ihr Intimbereich brannte wie Feuer. Sie war im Auto umgekippt, und er hatte mit ihr getan, was er wollte. Das blöde Arschloch. Begriff er denn nicht, dass sie so ziemlich alles machte? Es war doch nicht so, dass er darauf warten musste, bis sie umkippte.

In der hinteren Wand des Wohnzimmers befand sich eine Tür. Sie war mit einer Sicherheitsfalle versperrt. Sie versuchte, sich zu orientieren, und vermutete, dass sich hinter der Tür die Garage befand. Warum verwendete er ein solches Schloss an der Garagentür, wenn jeder durch die Hundeklappe ins Haus gelangen konnte? Und warum waren die Fenster schwarz angestrichen? Angie ging zu der Tür und legte das Ohr an das kühle Metall. Das Scharnier des Schlosses quietschte, als sie es öffnete. Sie drehte den Knauf und zog die Tür auf. Der Raum dahinter war pechschwarz, und sie tastete an der Wand nach dem Lichtschalter. Die Neonröhren flackerten mehrmals, und in dem

Stroboskopeffekt erkannte sie eine Werkbank, einen Rasenmäher und einen Pooltisch.

Das Licht brannte nun stetig. Ein nacktes junges Mädchen lag gefesselt auf dem Pooltisch. Das Gesicht war blutig, im Mund steckte ein Knebel. Die Kleine riss die Augen weit auf, als sie

312

Angie erblickte; um die Iris herum war das Weiße als kompletter Kreis zu sehen. Bis auf das schnelle Heben und Senken ihres Brustkorbs rührte sie sich nicht.

Angie stockte der Atem. Am Hinterkopf spürte sie einen scharfen, brennenden Schmerz, und als sie zu Boden sackte, sah sie eine blendende Explosion. Sie hörte das Mädchen schluchzen, einen Mann lachen, und dann nichts mehr.

312

Kapitel 35

10.13 Uhr

Will lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schaute hinaus auf die triste Aussicht, die sein Bürofenster ihm bot. Er griff zum Hörer und versuchte es noch einmal bei Angies Handy, wartete, bis sich die Voicemail einschaltete und dann die Verbindung unterbrochen wurde. Seit einer Stunde versuchte er, sie zu erreichen, zuerst auf dem Festnetz, dann auf dem Handy. Sie hatte ihm gesagt, sie würde direkt nach Hause fahren, und es war nicht ihre Art, nicht dranzugehen, wenn er anrief. Auch wenn sie wütend war auf ihn, hätte sie abgehoben, um ihn wenigstens zu beschimpfen oder ihm zu sagen, er solle nicht mehr anrufen.

Zumindest bei einer Sache hatte sie recht gehabt: John Shelley hatte von dem Augenblick an, da Will ihn ins Auto setzte, keinen Ton gesagt.

Leo Donnelly klopfte an Wills Tür und öffnete sie, bevor eine Antwort kam.

»Die Anwältin ist da.«

»Danke.«

»Behauptet, sie ist eine Freundin seiner Schwester.« Will stand auf und zog sein Jackett an. »Sie glauben ihr nicht?«

Leo gab Will eine Visitenkarte und sagte: »Sie ist Immobilienanwältin.« Er senkte die Stimme. »Echt klasse Lesbe.«

Will wusste nicht, welche Reaktion von ihm erwartet wurde. Er starnte die Karte eine angemessene Zeit lang an und steckte sie dann in seine Westentasche.

Leo ging neben Will den Gang entlang. »Eins muss ich Ihnen

312

sagen, sie ist ein herber Verlust für unsere Seite. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

Will wollte diese Art von Unterhaltung nicht, deshalb fragte er: »Haben Sie je gehört, dass Michael John Shelley erwähnte?«

»Den Täter?« Leo spitzte die Lippen, überlegte. »Nee.«

»Es gibt da eine Frau, die bei der Sitte arbeitet - Angie Polaski.«

Leo verzog den Mund zu einem wissenden Grinsen. »Ja, die kenne ich.«

Will öffnete die Tür zur Treppe. Leo schien nicht begeistert zu sein, dass sie nicht den Aufzug nahmen für die zwei Etagen hinunter zum Verhörraum, aber der Mann konnte von Glück sagen, dass Will ihm nicht sein Grinsen aus dem Gesicht schlug.

»Detective Polaski hat mir erzählt, dass Michael vor ein paar Monaten sie und einige der Mädchen warnte, sie sollten auf der Hut sein vor einem Knacki namens John Shelley«, erklärte er Leo.

Leos Grinsen verschwand, als sie den Treppenabsatz erreichten: »Mike wusste über den Kerl Bescheid?« »Sieht so aus.«

Leo ging die zweite Treppe hinab, seine Finger fuhren leicht über das Geländer. Er blieb wieder auf dem Absatz stehen, und Will drehte sich um.

»Hören Sie«, sagte Leo. Er schaute übers Geländer und senkte die Stimme.

»Diese Polaski... Mike hatte vor einer Weile mal was mit ihr. Er ist verheiratet, Sie wissen ja, und er liebt seine Frau wirklich, aber er ist auch keiner, der Nein sagt zu 'ner Nummer zwischendurch, vor allem mit so einer. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Was ist passiert?«

»Polaski wollte nicht kapieren, worum es ging. Sie suchte nach was Festerem. Michael wollte sie danach schnell abservieren, aber seitdem ist sie stinksauer auf ihn.«

313

Will hätte beinahe gelacht bei der Vorstellung, dass jemand dachte, Angie wolle eine ernsthafte Beziehung. Er ging den Rest der Stufen hinunter und fragte: »Sie denken, sie hat sich das nur ausgedacht?«

»Ich denke, der Teufel steckt im Weib, wissen Sie?«

»Ja«, entgegnete Will. »Aber warum sollte sie sich so etwas ausdenken?«

Leo brauchte ein paar Sekunden, bis ihm eine Antwort einfiel. Schließlich zuckte er die Achseln und sagte: »Weiber, Sie wissen schon.«

»Haben Sie mir nicht unlängst erzählt, dass Gina eine Unterlassungsverfügung gegen Michael erwirkt hat, weil er sie schlägt?«

»Na ja...« Leo blieb noch einmal stehen. »Ja. Und?«

Will ging weiter. »Ich hatte das Gefühl, Sie glauben nicht, dass sie sich das nur ausdenkt.«

»Nein«, gab Leo zu. Er rieb sich mit dem Daumen übers Kinn, ein Zeichen der Unsicherheit, das Will bei dem Detective schon kurz nach dem Kennenlernen aufgefallen war. Er hoffte, für den Mann, dass er nie Poker spielte. »Es ist so«, sagte Leo schließlich. »Mike hat mich gestern Abend angerufen und gefragt, wie es mit dem Fall läuft?«

»Er hat mich auch angerufen.«

»Was haben Sie ihm gesagt?«

Will öffnete die Tür zum zweiten Stock. »Wahrscheinlich das Gleiche wie Sie. Dass wir nichts haben, was uns weiterbringt.«

»Ja, aber ich habe ihm auch gesagt, dass Sie mich baten, die Liste mit den Sexualstraftätern zu besorgen. Da war er plötzlich total aus dem Häuschen. Verdammt brillante Idee, meinte er.« Leo grinste Will entschuldigend an. »Ich glaube, ich trete Ihnen nicht zu nahe, wenn ich sage, dass die Durchsicht dieser Akten eine gottverdammte Zeitverschwendug war.«

Will nickte. Er hatte Shelley zwar in seiner Gruppe registrierter Sexualstraftäter gefunden, aber seine Bewährungsakte hatte

314

nicht die ihm von Caroline besorgten Details enthalten. Wenn Angie Will nicht gebeten hätte, sich den Mann genauer anzusehen, würde Shelley jetzt immer noch frei herumlaufen.

Natürlich war Michael Ormewood es gewesen, der Angie überhaupt auf Shelleys Spur brachte.

Leo machte kürzere Schritte als Will. Ein wenig atemlos hinter ihm her hastend, sagte er: »Die Sache ist die, Mike macht den Job fast schon genauso lang wie ich. Auch er weiß, dass das eher ein Schuss ins Blaue war.« Will wurde etwas langsamer. »Und er weiß auch, dass eine drogensüchtige Nutte, die in den Homes lebt, ihre Bude nicht aufräumt wie eine Klosterschülerin.« Will blieb stehen und überlegte, ob er Leo Donnelly vielleicht unterschätzte hatte.

Der Detective fuhr fort: »Ich wette mein linkes Ei drauf, dass die Wohnung durchgeschrubbt wurde, bevor wir dort ankamen.«

»Haben Sie das auch Michael gesagt?«

»Er fing sofort an zu streiten«, erwiderte Leo. »Mike ist normalerweise ziemlich locker, wissen Sie. Aber er wurde echt stinksauer, als ich sagte, dass die Wohnung geputzt wurde. Wollte es nicht einmal in seinen Bericht schreiben.«

»Vielleicht wollte er nur vorsichtig sein?«

»Vorsichtig ist, wenn man auslässt, dass man den eigenen Namen im kleinen schwarzen Buch der Tussi gefunden hat, nicht, wenn einem nicht auffällt, dass die Bude mit literweise Clorox geputzt wurde.«

Will steckte die Hände in die Hosentasche. »Was haben Sie jetzt vor?«

Leo zuckte die Achseln. »Ich habe noch ein oder zwei andere Fälle zu bearbeiten. Wieso?«

»Hätten Sie was dagegen, mal bei Michael vorbeizuschauen?« »Wozu?«

»Besuchen Sie ihn einfach«, antwortete Will. »Nur um nachzusehen, ob mit ihm auch alles in Ordnung ist.«

315

»Also, ich muss sagen«, setzte Leo an, »so wie der sich aufführt, ist es mir im Moment scheißegal, ob bei ihm alles in Ordnung ist oder nicht.«

»Schauen Sie einfach mal vorbei«, wiederholte Will und legte Leo die Hand auf die Schulter. »Ich will wissen, wo er ist.«

Leo starnte ihn ein paar Sekunden an und nickte dann. »Klar«, sagte er schließlich. »Okay.«

Will legte die Hand auf den Türknauf des Verhörraums, öffnete die Tür aber nicht. Er schloss die Augen, um sich zu konzentrieren. Wenn er jetzt dieses Zimmer betrat, durfte er weder an Angie noch an Michael oder Jasmine oder an sonst etwas denken, das ihn von seinem Ziel abbrachte. Das Ziel war John, und mit weniger als einem Volltreffer würde er sich nicht zufrieden geben. Er klopfte einmal und betrat den Raum, ohne auf eine Antwort zu warten. John Shelley saß am Tisch. Seine Anwältin hatte neben ihm Platz genommen, beugte sich zu ihm und hielt seine Hände.

Sie trennten sich schnell, als Will ins Zimmer kam.

»Bitte entschuldigen Sie die Unterbrechung«, sagte Will.

Die Frau stand auf. Ihre Stimme klang empört. Auch wenn sie Spezialistin für Immobilien war, war sie doch immer noch Anwältin. »Ist mein Mandant verhaftet?«

»Ich bin Special Agent Will Trent«, sagt er. »Und wer sind Sie?«

»Katherine Keenan. Können Sie mir sagen, warum mein Mandant hier ist?«

»Soweit ich weiß, sind Sie Immobilienanwältin«, entgegnete Will. »Vertreten Sie Mr. Shelley in einer Akquisition?«

Sie kniff die Augen zusammen. »Ist er verhaftet oder nicht?«

Noch während Will sich setzte, fragte er: »Darf ich?«

»Detective, es ist mir egal, ob Sie sitzen oder stehen oder in der Luft schweben. Hören Sie auf mit Ihren Spielchen, und beantworten Sie meine Frage.«

316

John senkte den Kopf, aber davor konnte Will noch sehen, dass er lächelte.

»Nun gut.« Will ließ sich den beiden gegenüber nieder und sagte zu der Anwältin: »Wenn ich Sie korrigieren darf, es heißt Special Agent Trent.

Detectives arbeiten für die örtlichen Polizeibehörden. Ich bin ein Beamter des Bundesstaates, des Georgia Bureau of Investigation. Vielleicht kennen Sie uns aus den Nachrichten?«

Keenan wusste offensichtlich nicht, was diese Bemerkung zu bedeuten hatte, aber John schien zu begreifen, worin der Unterschied lag. Der Staat machte Druck. Entweder kamen die örtlichen Behörden mit dem Fall nicht zurecht, oder das Verbrechen fiel in mehrere Zuständigkeitsbereiche.

John sagte: »Ich beantwortete keine Fragen.«

Will entgegnete: »Das ist okay, Mr. Shelley. Ich habe keine Fragen an Sie.

Wenn ich welche hätte, würde ich Dinge fragen wie: >Wo waren Sie am Abend des dritten Dezember letzten Jahres?< Oder vielleicht würde ich Sie nach dem dreizehnten Oktober fragen.« Falls diese Datumsangaben für John irgendeine Bedeutung hatten, ließ er es sich nicht anmerken. Will fuhr fort:

»Und dann könnte ich vielleicht neugierig werden in Bezug auf letzten Sonntag.« Jetzt bemerkte er eine Reaktion. Will legte sofort nach. »An den Tag werden Sie sich wegen des Superbowl erinnern. Und dann der nächste Tag, der sechste. Das war ein Montag. Vielleicht würde ich Sie fragen, wo Sie am letzten Montag waren.«

Keenan sagte: »Er muss auf keine Ihrer Fragen antworten.«

Will sprach nun direkt John an. »Sie müssen mir vertrauen.«

John starrte Will an, als wäre er eine nackte Wand.

Will lehnte sich zurück und erläuterte den beiden den Sachverhalt. »Ich habe eine tote Prostituierte, einen toten Teenager und zwei Mädchen, die ein wenig nördlich von hier leben und sich jetzt überlegen, wie sie den Rest ihres Lebens ertragen sollen, nachdem man ihnen die Zunge abgebissen hat.«

316

Während er dies sagte, beobachtete Will die Anwältin. Sie war nicht so professionell wie John, aber auch sie hatte gelernt, ihre Gefühle zu verbergen. Will fuhr fort: »Ich habe außerdem ein verschwundenes kleines Mädchen.

Jasmine heißt sie. Sie ist vierzehn und lebt mit ihrem kleinen Bruder, Cedric,

in den Homes. Am letzten Sonntag bezahlte ein Weißer mit braunen Haaren ihr zwanzig Dollar, damit sie einen Anruf erledigte.«

John faltete die Hände auf dem Tisch.

»Das Komische ist, für den Anruf selbst gab der Mann ihr nur ein Zehncentstück.« Will hielt einen Augenblick inne. »Ich glaube, zehn Cent kostet ein Anruf aus einer Telefonzelle schon seit mindesten neunzehn fünfundachtzig nicht mehr.«

John knetete die Hände.

Will wandte sich nun an die Anwältin: »Ms. Keenan, eine Frage stellt sich uns immer wieder: Woher kennt John Shelley Michael Ormewood?«

Ihr stockte sichtlich der Atem, als sie den Namen hörte. »Kathy«, warnte sie John.

Will erläuterte die Lage: »Am letzten Montag starb ein fünfzehnjähriges Mädchen. Ihr wurde die Zunge herausgeschnitten. Dabei geht mir der Gedanke nicht mehr aus dem Kopf, Mr. Shelley, dass Sie vor zwanzig Jahren einem anderen Mädchen die Zunge herausgeschnitten haben.«

Keenan konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Sie wurde nicht herausgeschnitten!«

»Kathy«, sagte John. »Warte draußen.«

»John...«

»Bitte«, bat er sie. »Warte einfach draußen. Versuche Joyce zu finden.«

Allem Anschein nach wollte sie nicht gehen. »Bitte«, wiederholte er.

»Na gut«, entgegnete sie. »Aber ich bleibe direkt vor der Tür.«

317

»Wissen Sie«, begann Will und stand auf, »es ist Ihnen nicht gestattet, im Gang zu warten, Mrs. Keenan. Regierungsgebäude und Terroristen, Sie wissen doch, wie das ist.« Er öffnete ihr die Tür. »In der Etage unter uns gibt es einen Raum für Anwälte, direkt neben dem Getränkeautomaten. Sie können dort Anrufe erledigen, sich auch was zu essen besorgen, wenn Sie wollen.«

Sie durchbohrte Will schier mit ihrem Blick, als sie das Zimmer verließ. Ihr Weggang erhöhte die Spannung eher noch, als dass er sie löste.

Will ließ sich Zeit mit dem Türschließen, bevor er sich wieder setzte. Er verschränkte die Arme vor der Brust und wartete darauf, dass John Shelley etwas sagte. Mindestens fünf Minuten vergingen. Will wartete noch ein bisschen länger und beschloss dann einzulunken. »Woher kennen Sie Michael?«

John hatte die Hände noch immer auf dem Tisch verschränkt, und die Finger schlossen sich jetzt fester umeinander. »Was hat er gesagt?«

»Ich frage nicht ihn. Ich frage Sie.«

Zorn sprach aus dem Blick, mit dem John Will anstarrte.

Will fragte: »Ist Joyce Ihre Schwester?«

»Lassen Sie sie aus dieser Geschichte heraus...«

»Es muss schwer gewesen sein diese ganzen Jahre. Sie im Gefängnis und sie draußen.«

»Sie weiß, dass ich es nicht getan habe.«

»Das muss es noch schwerer gemacht haben.«

»Kommen Sie mir nicht mit Ihrem Psychologiekram.«

»Bin ja nur neugierig, wie es so war.«

»Wie es so war?«, wiederholte John, und ein wenig von seinem Zorn machte sich nun Luft. »Wie es war, meine Familie zu ruinieren, meine Mutter vorzeitig unter die Erde zu bringen? Wie es war, vom eigenen Vater wie ein verdammter Paria behandelt zu werden? Was glauben Sie denn, Mann? Was glauben Sie denn, verdammt noch mal?«

318

Johns Sätze hingen in der Luft, seine Stimme hallte in Wills Ohren. Was glaubte Will? Er glaubte, dass sich die Puzzlestücke nun zu einem Bild zusammenfügten.

Er sagte: »Ich will, dass Sie etwas für mich tun.«

John zuckte unverbindlich die Achseln.

Will hatte ein Kopie von Aleesha Monroes Brief in seiner Tasche, als eine Art Talisman, der ihm in diesem Fall helfen sollte. Er faltete das Blatt auseinander und schob es John hin. »Können Sie das für mich lesen? Laut bitte.«

Der Mann warf ihm einen komischen Blick zu, doch schließlich war die Neugier stärker. Er beugte sich über den Tisch, und ohne das Blatt zu berühren, las er die Zeilen zuerst leise für sich.

John hob den Kopf und schaute Will verwirrt an. »Sie wollen, dass ich das laut vorlese?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben.«

John räusperte sich. Offensichtlich verstand er nicht, was das sollte, aber Will nahm es als Zeichen des Vertrauens, dass der Mann tatsächlich anfing zu lesen.

»Liebe Mama«, begann John, aber Will stoppte ihn.

»'tschuldigung. Ab der dritten Zeile«, sagte er. »Wenn Sie da anfangen könnten.«

John warf ihm einen Blick zu, der nur bedeuten konnte, dass er diesen Unsinn nicht mehr lange mitmachte. »>Die Bibel sagt uns, dass die Sünden der Eltern auf die Kinder zurückfallen. Ich bin die Ausgestoßene, die Unberührbare, die nur mit dem anderen PARIA leben kann, wegen deiner Sünden.«< Er hielt inne und starrte die Wörter an, als hätte er etwas nicht begriffen, was sich direkt vor seiner Nase befand.«

»Wer ist Alicia?«, fragte John.

»Aleesha Monroe«, antwortete Will, und der Ausdruck auf Johns Gesicht sagte ihm alles, was er wissen musste. »Ich habe gestern Vormittag mit ihrer Mutter gesprochen. Ich musste ihr sagen, dass ihre Tochter tot ist.«

319

John schluckte sichtbar. »Tot?«

»Aleesha Monroe wurde vergewaltigt, geschlagen, und die Zunge wurde ihr abgebissen.«

»Es war...«, murmelte John vor sich hin. Er nahm den Brief zur Hand, starrte Aleeshas Sätze an ihre Mutter an.

»Sie schrieb zweimal >Paria<«, sagte Will, weil er wusste, dass das seine einzige Chance war, Johns Vertrauen zu gewinnen. »Beim ersten Mal schrieb sie es normal. Beim zweiten Mal in Großbuchstaben. >PARIA<, und auch nicht >Parias<. Sie meinte einen einzelnen Menschen, keine Gruppe.«

Johns Augen überflogen die Seite, und Will wusste, welche Zeile er las: »... die Unberührbare, die nur mit dem anderen PARIA leben kann.«

Will beugte sich vor und schaute ihm in die Augen, damit er auch wirklich seine ganze Aufmerksamkeit hatte. »Wer ist der PARIA, John?«

John starrte noch immer den Brief an. »Ich weiß es nicht.«

»Es ist jemand, den Aleesha von damals kannte. Jemand, mit dem sie jetzt leben muss.« Wills Handy klingelte in seiner Tasche, aber er ignorierte es. »Sie müssen mir sagen, wer dieser PARIA ist, John. Ich muss es von Ihnen hören.« John wusste die Antwort, hatte sie herausgefunden. Will sah es in seinen Augen.

Doch der Mann sagte nur: »Ihr Handy klingelt.«

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«, meinte Will. »Wer ist der PARIA?«

John schüttelte den Kopf, aber Will erkannte, dass er kurz davor war, nachzugeben.

»Sagen Sie mir, wovon sie spricht.«

Das Handy klingelte weiter. Will tat nichts, um es abzuschalten. Er sah, dass John ihm wieder entglitt, wobei das Klingeln fast wie eine Warnglocke war, die den Mann daran erinnerte, dass er den Mund halten sollte.

»John«, drängte Will.

320

John stand auf, zerknüllte das Blatt und warf es Will ins Gesicht. »Ich habe Ihnen gesagt, ich weiß es nicht!«, schrie er.

Will lehnte sich zurück und verfluchte Angie, weil sie sich gerade diesen Augenblick ausgesucht hatte, um zurückzurufen. Er klappte das Handy auf und fragte barsch: »Was ist?«

»Trent«, sagte Leo Donnelly. »Ich bin vor Mikes Haus.«

»Moment mal«, sagte Will, drückte sich das Handy an die Brust und erklärte John: »Ich gehe mal kurz vor die Tür und nehme diesen Anruf entgegen, okay?«

John schüttelte den Kopf. »Wie Sie wollen.«

Will verließ das Zimmer und presste sich das Handy bereits beim Türschließen wieder ans Ohr. »Was ist los, Leo?«

»Ich bin zu Mikes Haus gefahren, wie Sie gesagt haben.«

Will spürte Zorn in sich aufsteigen. Er hatte John schon fast geknackt. Wenn das blöde Ding nicht geklingelt hätte, dann würde er ihm jetzt bereits die ganze Geschichte erzählen.

»Ich habe geklopft, da Michael zu Hause sein musste, weil sein Auto auf der Straße stand.«

Will lehnte sich an die Wand und spürte, wie die schlaflose Nacht ihm nun zu schaffen machte. »Und?«

»Keine Antwort, und dann fährt ein DeKalb-Streifenwagen vor und direkt dahinter Gina. Gina ist seine Frau, okay? Sie hatte um Schutz gebeten, weil sie sich ein paar Sachen aus dem Haus holen wollte.

Sie fährt rückwärts in die Einfahrt, und ich kann mich ja schlecht hinter einem Busch verstecken, also geh ich zu ihr und frage sie, wie's ihr geht. Sie schaut mich an wie einen Scheißhaufen in ihrem Frühstücksmüsli, weil sie mich wahrscheinlich für Michaels Kumpel hält.«

Will dachte an John, der im Verhörzimmer saß. »War's das jetzt?«

»Meinen Sie, ich will Sie auf den Arm nehmen, Junior? Ich bin mindestens zehn Jahre älter als Sie.«

»Sie haben recht«, gab Will zu, lehnte sich wieder an die

320

Wand und fragte sich, wie lange das dauern würde. »Fahren Sie fort.«

»Also«, erzählte Leo weiter. »Der Kollege vom DeKalb ist nicht gerade erfreut, mich zu sehen, okay? Anscheinend hat Michael ihnen bei der toten Nachbarin einige Knüppel zwischen die Beine geworfen. Wollte nicht mit ihnen reden, wollte keine Aussage machen, wollte sie nicht in sein Haus lassen.«

Jetzt hatte er Wills ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Ich denke mir, sie haben ziemlich begeistert auf Ginas Anruf reagiert, weil sie die Chance sahen, dort ein bisschen herumzuschnüffeln.«

»Und?«

»Nachdem sie herausgefunden hatte, dass Michael nicht im Hause ist, wollte sie die Kollegen nicht hereinlassen.« Mit einer gewissen Anerkennung fügte Leo hinzu: »Auch wenn sie Michael bis aufs Messer hasst, ist sie noch immer die Frau eines Polizisten. Sie weiß, dass man niemanden im Haus herumschnüffeln lässt, außer er hat einen Schrieb von einem Richter.«

»Was kriege ich hier nicht mit?«

»Lassen Sie mich ausreden«, entgegnete Leo. »Dieser Polizist, Barkley, der ist ziemlich sauer, weil er so tatenlos herumstehen muss. Also lässt er es an mir aus und sagt mir, ich soll von dem Grundstück verschwinden.« Will hörte ein Feuerzeug klicken, offensichtlich zündete Leo sich eine Zigarette an. »Also, ich schleiche mich auf die Straße. Ist ja ein freies Land, oder? Die Straße gehört Barkley nicht.«

Will konnte es sich gut vorstellen. Man sagte einem Polizisten nicht, dass er sich verziehen soll, außer man will, dass er einem bis zum Rest seines Lebens im Nacken sitzt.

Leo fuhr fort: »Ich schaue mir eben Mikes Auto ein bisschen an, weil ich mich wundere, dass es auf der anderen Straßenseite steht und nicht in seiner Auffahrt, als eine Nachbarin mit ihren Einkäufen hinter mir ihr Auto abstellt. Echt neugierige Kuh, aber

321

ich frage sie, wo Mike ist, und sie sagt -«, Leo hielt inne, um an der Zigarette zu ziehen. »Sie sagt, dass Mike vor ungefähr einer Stunde hier war. Sie holte sich eben die Post, als er sein Auto abstellte. Er fragte sie nach dem Auto in seiner Auffahrt.«

Will löste sich von der Wand. »Was für ein Auto?«

»Irgendein Auto in der Einfahrt«, antwortete Leo. »Mike wollte wissen, wie lange das schon da ist. Sie sagt ihm, fünf, vielleicht zehn Minuten, und er geht dann einfach weg und sagt nicht mal danke.«

»Und dann?«

»Die Nachbarin geht ins Haus, um ihre Einkaufsliste zu holen, und kommt dann wieder raus.« Leo zog wieder an der Zigarette. »Nur fällt ihr auf, dass das Auto in der Einfahrt jetzt andersherum dasteht. Mit dem Heck zur Garage. Sie sieht Mike dort stehen, der gerade das Garagentor zuzieht.« »Scheiße.«

»Er winkt ihr kurz zu, macht den Kofferraum zu und fährt davon.«

Macht den Kofferraum zu, wiederholte Will stumm. Michael hatte etwas hineingelegt. Will fragte: »Hat sie gesagt, was für ein Auto das war?« »Ein schwarzes. Mit Marken kennt sie sich nicht aus.« Sein Herz setzte aus. »Leo, ist der Polizist noch da?« »Ja.«

»Ginas Auto steht noch rückwärts in der Einfahrt?« »Ja.«

»Sie müssen für mich zur Einfahrt gehen und unter ihrem Kofferraum nachsehen. Sagen Sie mir, ob da frisches Öl auf dem Beton ist.«

»Sie wollen, dass ich mir den Schwanz abschießen lasse?«

»Sie müssen das tun«, sagte Will mit Nachdruck, und sein Hals schmerzte von der Anstrengung, die es kostete, überhaupt zu reden. »Sagen Sie mir, ob dort frisches Öl oder alte Flecken sind.«

322

»O Mann«, murmelte Leo. Will hörte ihn Rauch ausblasen. »Na gut, bleiben Sie dran.«

Will kniff die Augen zusammen und stellte sich vor, wie Leo über die Straße und auf Michaels Einfahrt zuging. Eine Männerstimme war zu hören, wahrscheinlich die des Polizisten namens Barkley, dann ein Ächzen; offensichtlich kniete Leo sich eben hin, um unters Auto zu sehen. Dann Geschrei vom Ortspolizisten und Leo, der zurückschrie. Schließlich meldete er sich wieder. »Ja, da ist frisches Öl. Von Ginas Auto kann's nicht sein, weil sie ja mit dem Heck zur Garage steht...«

Will klappte das Telefon zu und steckte es in die Tasche, während er schon in den Verhörraum rannte.

John sah ihn, schrak zurück und sagte: »Was, zum...«

Will drehte dem Mann den Arm auf den Rücken und drückte sein Gesicht an die Wand. Er brachte den Mund ganz nah an Johns Ohr, damit der Mistkerl auch wirklich jedes Wort mitbekam.

»Sagen Sie mir, wo er ist.«

John schrie vor Schmerz auf und stellte sich auf die Zehenspitzen.

»Sagen Sie mir, wo er ist«, wiederholte Will, drückte den Arm noch höher und spürte, wie die Schulter langsam nachgab. »Ich weiß nicht...«

»Er hat Angie, du Arschloch.« Will drückte den Arm noch höher. »Sag mir, wo er ist.«

»Tennessee«, flüsterte John. »Er hat eine Hütte in Tennessee.«

Will ließ los, und John sank zu Boden. »Wo in Tennessee?«

John schüttelte den Kopf und versuchte aufzustehen. »Nehmen Sie mich mit.«

»Sagen Sie mir die Adresse.«

Er stemmte sich hoch, die Schmerzen in seiner Schulter ließen ihn das Gesicht verziehen. »Nehmen Sie mich mit.«

323

»Ich frage das jetzt nur noch ein einziges Mal.« Als John nicht antwortete, machte Will einen Schritt auf ihn zu.

»Schon gut!«, kreischte John und hielt den Arm hoch, den er noch bewegen konnte. »Elton Road neunundzwanzig. Ducktown, Tennessee.«

323

## Kapitel 36

Irgendwann hatte Angie gekotzt, aber wegen des Knebels hatte sie das meiste davon im Mund behalten. Nach dem beißenden Gestank im Kofferraum zu urteilen, hatte sie es auch geschafft, sich anzupissen. Ihr Schädel pochte, und der ganze Körper schmerzte so sehr, dass sie sich nicht bewegen konnte, ohne zu stöhnen. Hände und Füße waren hinter dem Rücken zusammengebunden. Auch wenn sie in der Lage gewesen wäre, sich zu bewegen, hätte sie nirgendwo hin gekonnt, keine Möglichkeit gehabt, sich selbst zu helfen. Sie war völlig wehrlos.

Sie versuchte, sich aufs Atmen zu konzentrieren und orientiert zu bleiben, damit ihr nicht noch einmal übel wurde. Das war nicht ihre erste

Gehirnerschüttung und auch nicht die schlimmste, aber die Dunkelheit im Kofferraum machte es schwierig, nicht in Panik zu geraten, und jedes Mal, wenn das Auto an einer Ampel hielt, konnte sie die Angst nicht bezwingen, die in ihrer Brust brannte wie Säure.

Das Auto wurde wieder langsamer, und sie verkrampfte sich innerlich, als sie die Reifen über einen Kiesweg knirschen hörte. Sie waren jetzt also auf keiner geteerten Straße mehr. Angie hatte keine Ahnung, wie lange sie schon im Kofferraum lag. Sie hatte nicht gesehen, wer ihr auf den Hinterkopf geschlagen hatte, aber sie wusste, dass es Michael war. Das Lachen klang ihr noch immer in den Ohren. Es war das gleiche Lachen, das sie auch gehört hatte, als er sie in der Nacht von Kens Party auf den Rücksitz ihres Autos gestoßen hatte.

Das Mädchen. Da war doch ein Mädchen an den Pooltisch gefesselt gewesen. Der kleine Körper voller Blut und blauer Flecken. Jasmine. Es musste einfach Jasmine sein.

324

Das Auto rollte langsam aus. Angie zählte die Sekunden. Bei zwölf ging eine Tür auf. Das Auto schwankte, als Gewicht sich aus dem Fahrersitz hob. Die Tür wurde zugeschlagen. Schritte knirschten über Kies. Die Beifahrtür wurde geöffnet und fiel mit lautem Knall wieder zu, als hätte man dagegen getreten.

Zwanzig Sekunden. Fünfzig. Hundert. Angie hatte schon aufgehört zu zählen, als sie den Schlüssel im Kofferraumschloss kratzen hörte.

Sonnenlicht stach ihr in die Augen. Angie kniff sie vor Schmerz zusammen. Die frische Luft war himmlisch, und sie riss den Mund um den Knebel herum weit auf und blähte die Nasenlöcher, um möglichst viel davon einzutragen. Ein Schatten schob sich vor die Sonne. Langsam öffnete sie die Augen. Michael grinste auf sie herab, und der Kratzer an der Wange, den Jasmine ihm drei Tage zuvor zugefügt hatte, sah aus wie Kriegsbemalung.

»Schönes Nickerchen gehabt?«

Sie stemmte sich gegen die Fesseln.

»Beruhige dich«, sagte er nur.

Angie bellte ihm um den Knebel herum ein »Leck mich« entgegen.

Er zog ein langes Jagdmesser aus der Scheide und sagte warnend: »Mach nichts Unüberlegtes«, während er den Strick hinter ihrem Rücken durchschnitt.

Sie stöhnte erleichtert auf, als sie die Beine so weit streckte, wie es ging. Die Hände waren noch immer hinter dem Rücken gefesselt, aber wenigstens konnte sie sich bewegen.

»Raus da.«

Angie setzte sich mühsam auf. Michael steckte das Messer wieder in die Scheide und zog seine Dienstwaffe. Er richtete sie auf ihren Kopf, und sie erstarrte.

»Langsam«, befahl er. »Und glaube keine Sekunde, dass ich dich nicht erschießen würde.«

324

Der Strick schnitt ihr in die Handgelenke, als sie die Handflächen auf den Boden des Kofferraums presste. Nach mehreren Versuchen schaffte sie es, sich in die Höhe zu stemmen. Sie schwang die Beine über den Rand des offenen

Kofferraums. Stöhnend quälte sie sich heraus, schwankte, als ihre Füße den Boden berührten, schaffte es aber, auf den Beinen zu bleiben.

Sie richtete sich auf, schaute sich um, versuchte, sich zu orientieren.

»Das war ziemlich beeindruckend«, sagte er. »Hatte ganz vergessen, wie gelenkig du bist.«

Am liebsten hätte sie ihn mit bloßen Händen erwürgt.

»Schau dich um«, sagte er. Sie sah wogende Hügel und schneedeckte Berge hinter einer schlicht wirkenden Hütte. »Hier kannst du schreien, so viel du willst, hier wird dich keiner hören.«

Er zog den Knebel aus ihrem Mund, und sie sog gierig die Luft ein. Ihre Nase fühlte sich gebrochen an, und als sie auf den Boden spuckte, mischte sich ein Blutklumpen unter die Reste ihres Frühstücks.

Sie schrie wie eine Furie.

Michael stand einfach nur da, während sie sich vor Anstrengung krümmte und ihr Atem rasselte. Sie schrie, bis sie kein Luft mehr hatte und nichts mehr im Kopf außer dem Geräusch ihres eigenen Schreiens.

Er fragte: »Fertig?«

Sie sprang ihn an, und er stieß ihr sein Knie in die Brust. Sie ging zu Boden, und Kies stach ihr schmerhaft in die nackten Beine.

Er drückte ihr die Glock an die Schläfe und brachte sein Gesicht ganz dicht an ihres. »Vergiss eins nicht, Angie, du bist hier nur die zweite Geige.«

Jasmine. »Wo ist sie?«

Er riss sie an den Haaren hoch und schleifte sie zur Hütte. Angie wehrte sich gegen ihn und zerrte am Strick, während sie

325

gegen die Stufen stieß. »Lass mich gehen!«, schrie sie. »Lass mich gehen, du Arschloch!«

Er öffnete die Hüttentür und stieß sie hinein. »Rein da!« Er packte sie am Arm und warf sie ins Bad.

Sie fiel in die Wanne, der Kopf knallte an die Plastikwand. Michael hielt noch immer die Waffe in der einen Hand, und mit der anderen drehte er die Dusche auf. Angie versuchte aufzustehen, doch ihre Beine rutschten unter ihr weg, während ihr kaltes Wasser ins Gesicht prasselte.

»Zieh deine Shorts aus«, befahl Michael. »Zieh sie aus.«

Auch wenn Angie es hätte tun wollen, mit hinter dem Rücken gefesselten Händen konnte sie überhaupt nichts machen. Auch Michael schien das zu begreifen. Er riss den obersten Knopf der abgeschnittenen Jeans auf und zog den Reißverschluss herunter.

»Die Unterwäsche auch«, befahl er. »Sofort.«

Ihre Finger fühlten sich taub an, weil die Durchblutung unterbrochen war. Trotzdem schaffte sie es, die Daumen in den Bund zu stecken und die Shorts nach unten zu schieben. Sie trat sie mit den Füßen weg.

»Was hast du mit dem kleinen Mädchen gemacht?«, fragte sie, während sie den Slip abstreifte. »Was hast du mit Jasmine gemacht?«

»Keine Sorge.« Michael lächelte, wie über einen ganz privaten Witz. »Die wird nicht reden.«

Angie schnellte noch einmal vor und rammte ihm den Kopf in den Bauch. Michael stolperte nach hinten in den Gang, die Waffe schlitterte über den feuchten Boden. In einer schnellen Bewegung packte er Angie und schleuderte sie durchs Zimmer. Sie landete unsanft, obwohl sie versuchte, mit den gefesselten Händen den Sturz hinten abzufedern. Ihre rechte Hand knickte um, als ihr ganzes Gewicht auf das Handgelenk drückte. Sie hörte das Krachen in dem Augenblick, als ein Schmerz wie ein Blitz durch ihren Arm zuckte.

326

»Steh auf!«, befahl Michael.

Ihre Hand pochte, der ganze Arm kribbelte. Sie drehte sich schluchzend zur Seite. O Gott, sie hatte sich das Handgelenk gebrochen. Was sollte sie jetzt tun? Wie sollte sie hier rauskommen?

Im Zimmer nebenan vernahm sie Geräusche. Michael war verschwunden. Wo befand sich das Mädchen? Was machte er mit Jasmine?

Angie drückte das Gesicht an den Boden und kam mühsam zuerst auf die Knie und dann auf die Füße. Sie lehnte sich an die Wand, denn in ihrem Kopf drehte sich alles, und ihr wurde schwarz vor Augen. Sie atmete tief durch, konzentrierte sich und löste sich wieder von der Wand. Ihr nasser Slip hing ihr an den Knöcheln. Sie schleuderte ihn weg, während sie ins angrenzende Zimmer humpelte.

Michael saß auf der Couch, ein Bein über dem anderen, der Fuß wippend. Die Glock lag neben ihm auf dem Kissen. Er wusste, dass sie es nicht rechtzeitig bis zur Waffe schaffte.

»Setz dich«, sagte er und deutete auf den Schaukelstuhl vor dem offenen Kamin. Behutsam setzte sie sich auf die Stuhlkante, um nicht nach hinten zu kippen.

»Was wolltest du eigentlich in meinem Haus?«

Angie schaute sich in dem Zimmer um. Es war gut drei mal sechs Meter groß, ein Wohnzimmer mit einer kleinen Küche im hinteren Teil. Sie dachte an die

Berge draußen, die absolute Abgeschiedenheit dieser Hütte. Er hat recht gehabt: Kein Mensch würde sie schreien hören.

»Was hast du vor?«, fragte sie.

Er hatte dieses Grinsen im Gesicht, dieses Grinsen, das sie auch schon auf Kens Party gesehen und für Flirten gehalten hatte. »Was meinst du denn, was ich vorhabe?«

Angie konnte nichts gegen das Zittern ihrer Unterlippe tun. Ihre Hand wurde taub, ein dumpfer Schmerz pochte im Gelenk. Der Strick war nass von der Dusche, und das Wasser machte

327

ihn irgendwie dicker und schwerer. Die Haut fühlte sich an wie weggebrannt. Ihr Blick wanderte zu der Waffe auf der Couch.

»Sei doch nicht blöd.«

Angie räusperte sich, ihre Kehle fühlte sich an, als hätte sie Watte geschluckt. »John hat mir alles erzählt«, sagte sie und fragte sich, wie weit sie es treiben konnte, bevor Michael sie fertig mache. Kein Mensch wusste, wo sie sich aufhielt. Will verhörte wahrscheinlich noch immer John Shelley und versuchte, die Wahrheit aus ihm herauszubekommen. Wenn John im Gefängnis etwas gelernt hatte, dann hielt er den Mund. Es würde Stunden, vielleicht Tage dauern, bis Will überhaupt auf den Gedanken kam, nach ihr zu suchen, und wenn er es dann endlich tat, konnte er unmöglich herausfinden, dass sie sich in dieser kleinen Hütte in den Bergen befand.

Michael fragte: »Was hat John dir erzählt?«

»Das mit Mary Alice«, antwortete Angie und hoffte inständig, dass sie sich korrekt an den Namen des Mädchens erinnerte. »Er hat mir erzählt, was wirklich passiert ist.«

Michael lachte, aber er lächelte nicht. »John weiß doch gar nicht, was wirklich passiert ist.«

»Er hat es rausgekriegt.«

»John ist zu blöd, um irgendwas rauszukriegen.«

»Ich habe es allen erzählt.«

»Lüg mich nicht an«, warnte er sie. »Im Augenblick bin ich nett, aber wir beide wissen, wozu ich fähig bin.« »Will. Ich habe es Will erzählt.« Er hatte Angst vor Will. Das sah sie in seinem Blick. Er fragte: »Trent?« »Er ist mein Freund.«

Michael starrte sie weiter an, fragte sich, ob sie die Wahrheit sagte. Dann schüttelte er den Kopf. »Aha.« Er glaubte ihr nicht.

»Es stimmt«, beharrte sie. »Ich kenne ihn schon mein ganzes Leben lang.«

Er ließ seinen lüsternen Blick über ihren Körper wandern. Sie war von der Taille abwärts nackt, die Beine hatte sie leicht gespreizt, um sich abzustützen. Dann sagte er zu ihr: »Du solltest daran denken, dass es viele verschiedene Arten zu sterben gibt.«

»Die Narbe auf Wills Gesicht«, sagte sie nun. »Sie läuft am Unterkiefer hinunter bis zum Hals.«

Michael zuckte die Achseln. »Das kann doch jeder sehen.«

»Seine Hand«, fuhr sie fort. »Er wurde mit einer Nagelpistole angeschossen. Ich brachte ihn damals ins Krankenhaus.«

Zorn blitzte in seinen Augen auf. Er erhob sich langsam und ging auf sie zu. Angie versuchte, nach hinten zurückzuweichen, als er seine Hände links und rechts von ihr auf die Stuhllehnen legte. Seine Stimme hörte sich an wie ein tiefes Knurren, als er fragte: »Was hast du ihm erzählt?«

Angst legte sich wie ein Strick um ihre Kehle. »Alles...« Sie hörte das Entsetzen in ihrer Stimme, wusste, dass auch er es hörte, aber ihr Mund wollte nicht aufhören, sich zu bewegen, die Wörter schienen einfach aus ihm herauszusprudeln. »John hat es mir erzählt... und ich habe... ich habe es Will erzählt...«

Er umklammerte die Lehnen so fest, dass der ganze Stuhl zu vibrieren schien. »Was erzählt?« »Dass du Aleesha kanntest!«

»Scheiße!« Michael stieß sich so heftig vom Stuhl ab, dass er umzukippen drohte. Angie strampelte in der Luft, um nicht zu fallen. »Gottverdammte Scheiße!« Er hob den Fuß, um den Couchtisch umzustoßen, aber im letzten Augenblick besann er sich. Langsam stellte er den Fuß wieder auf den Boden, aber er hielt die Fäuste noch immer geballt und zitterte vor Wut.

Atemlos vor Angst starrte Angie seinen Rücken an. Der Boden knarzte, als sie ihr Gewicht verlagerte.

Michael drehte sich um und schlug ihr mit dem Handrücken so fest ins Gesicht, dass sie auf den Boden krachte.

Angie lag einfach nur da. Sie konnte sich nicht bewegen. Ihr Kopf dröhnte von dem Aufprall. »Steh auf.«

Er musste ihr nicht drohen. Angie versuchte, sich aufzusetzen, konnte es aber nicht. Sie drückte das Gesicht an den Boden, schloss die Augen und wartete auf die Bestrafung.

Aber es kam nichts.

»Mein Dad verließ mich, als ich zehn war.«

Angie öffnete die Augen. Anscheinend war sie kurz ohnmächtig gewesen, hatte etwas nicht mitbekommen. Michael stand am Spülbecken. Er holte eine Blechdose aus einem Schrank.

»Weißt du, wie das ist?«

Angie antwortete nicht. Sie verfolgte, wie er die Dose öffnete und hineinschaute.

»John dachte immer, er hätte es schwer. Er wusste doch gar nicht, was schwer ist.« Michael schwenkte eine Tüte mit weißem Pulver in der Luft. Er war jetzt wieder dieser Kerl, dieser ganz normale Kerl, den er der Welt vorspielte, damit niemand erkannte, was für ein Monster er war.

»Das ist guter Stoff. Willst du was?«, fragte er.

Sie versuchte, den Kopf zu schütteln.

»Diesen letzten Drink wolltest du damals auch nicht.« Er grinste, als wäre es lustig. »Erinnerst du dich, Angie - an Kens große Party? Ich hatte dir einen Drink besorgt.«

Sie erinnerte sich nicht, nickte aber trotzdem.

»Roofies, Baby.« Er setzte sich auf die Couch und stellte die Dose auf den Tisch zwischen ihnen. »Du hast eine Handvoll Roofies runtergekippt.« Rohypnol. Er hatte sie unter Drogen gesetzt.

Michael lachte, als er ihren Gesichtsausdruck sah. Er holte eine Rasierklinge und einen kleinen Spiegel aus der Dose und schüttete ein wenig von dem weißen Pulver auf das Glas. Angie beobachtete, wie er das Koks mit der Klinge bearbeitete. »Was ist bei dir eigentlich mit Kindern?«, fragte er sie, ohne sie anzu

329

sehen. »Ich wette, du hattest inzwischen ungefähr sechzig Abtreibungen.« Geübt zerhackte er weiter das Koks. »Mein Sohn hat Probleme. Du weißt das.«

Angie zwang ihren Körper, sich zu bewegen. Sie keuchte vor Schmerz, als sie es endlich geschafft hatte, sich aufzusetzen. Aber wenigstens hatte sie es geschafft. Wenigstens lag sie jetzt nicht mehr hilflos am Boden.

»Er ist geistig zurückgeblieben«, sagte Michael und unterteilte das Pulver in vier Linien. Er nahm einen zusammengerollten Dollarschein aus der Dose und zog sich eine davon in die Nase. Er machte »Ah« und sagte dann zu Angie:

»Das ist vielleicht guter Stoff. Bist du sicher, dass du nichts willst?«

Sie schüttelte erneut den Kopf.

»Magst es nicht, wenn du keine Kontrolle mehr hast, was? Das hast du zumindest auf Kens Party gesagt, als ich dir den Drink gab.« Er kicherte.

»Getrunken hast du ihn trotzdem, nicht? Hättest ihn ja wegstellen können, aber du hast ihn geschluckt wie ein Fisch.« Er hielt ihr den Spiegel hin und fragte: »Bist du sicher?«

»Du hast mir die Nase gebrochen.«

»Da entgeht dir was.« Er legte den Spiegel wieder auf den Tisch.

»Lass mich einfach gehen.« Sie zitterte so heftig, dass sie kaum sprechen konnte. »Ich sag keinem Menschen was.«

»Du kannst doch nicht ernsthaft glauben, dass du hier rauskommst.«

»Wo ist Jasmine?«

»Das wirst du bald genug erfahren.« Er legte den Kopf wieder auf die Sofalehne und schaute sie an. »Willst du eigentlich gar nichts über John erfahren?«

»Was ist mit ihm?«

»Das halbe Gefängnis hat ihm den Arsch durchgepflügt. Ich wette er hat AIDS.«

Angie atmete tief durch und musste husten vor Anstrengung.

330

Ihr Handgelenk pochte bei jedem Herzschlag. Der Strick, der in der Wärme der Hütte wieder trocknete, spannte sich immer fester um ihre Haut.

»Jetzt also zu Tim, okay?« Er atmete kurz aus. »Wir erhielten die Diagnose vor sechs Jahren.«

Angie zerrte vorsichtig an der Fessel um ihre Handgelenke, um zu prüfen, ob sie nachgab. »War wohl ziemlich... schwer?«

»Es geht doch immer ums Geld, oder?« Er deutete auf den Spiegel auf dem Tisch. »Damit habe ich das alles bezahlt. Die Mädchen kriegen von mir eine kleine Dröhnung, und ich kriege dafür die Kohle, die ich brauche, damit mein Junge lernt, sich seine verdammten Schuhe selber zuzubinden. Die staatliche Versicherung zahlt nicht die Hälfte von der Scheiße, die er braucht. Was soll ich denn tun, mein Kind in irgendeinem Pflegeheim verrotten lassen?«

Angie gab keine Antwort. Sie ging konzentriert durch, was er gesagt hatte, versuchte sich klar zu werden, was es bedeutete. Hatte Michael den Mädchen Drogen verkauft, hatte er damit für ihre Dienste bezahlt, wenn ihm danach war? Er hatte mindestens zehn Jahre lang bei der Sitte gearbeitet. Sein Sohn konnte nicht älter als acht sein. Tim hatte nichts damit zu tun.

»Dann hatte ich das ganze Geld und wusste nicht, wohin damit. Aufs Konto kann ich es nicht tun, weil Uncle Sam neugierig werden könnte. Kann es auch nicht zu Hause verstauen, weil Gina Fragen stellen würde.« Er deutete mit dem Finger auf Angie. »Dann dachte ich mir, warum eröffnest du nicht ein

paar Konten für meinen guten alten Cousin Johnny? Seine Sozialversicherungsnummer kannte ich ja bereits von dem ganzen Gerichtsscheiß, den meine Mutter herumliegen hatte.«

Cousin. Angie wusste nicht, ob Michael meinte, dass sie wirklich verwandt waren, oder ob er nur Slang benutzte.

»Dass er rauskommt, darüber brauchte ich mir ja keine Gedanken zu machen.«

331

Sie spürte, dass ihr die Augen zufielen, und sie kämpfte ums Wachbleiben.

»Was sind deine Fragen, Angie?« Das Koks hatte ihn wacher, redseliger gemacht. »Komm schon, Kleine. Stell deine Fragen.«

Angies Gedanken rasten. Doch es gelang ihr nur zu fragen: »Du kanntest Aleesha Monroe.«

»Ja, schon seit unserer Jugend.«

Angie wartete darauf, dass Michael auffiel, dass sie zuvor gelogen hatte, aber er war zu sehr mit seiner eigenen Geschichte beschäftigt, um die ihre auseinanderzunehmen.

Er fuhr fort: »An meinem ersten Tag in Uniform wurde ich in die Homes gerufen - und blieb in dem verdammten Aufzug stecken. Die ganzen alten Hasen lachten sich einen Ast, als sie mich endlich befreit hatten, und Leesha stand ebenfalls dabei und lachte mit ihnen. Zumaldest lachte sie, bis sie mich wiedererkannte.« Er wackelte drohend mit dem Finger. »Kein Mensch lacht über Michael Ormewood. Niemand lacht über ihn, und mit Sicherheit stößt ihn niemand weg.«

Angie spürte Blut die Kehle hinunterrinnen, und bei dem Geschmack musste sie würgen.

Michael sagte: »Sie war schon in der Highschool eine Hure, und fünfzehn Jahre später war sie immer noch eine. Für eine Dröhnung hätte sie einem Hund einen geblasen.« Er grinste wieder, dieses Grinsen, das bedeutete, dass er das Sagen hatte. »Was die alle nicht kapieren, ist, dass man es unter Kontrolle haben muss. Nimm das Zeug, wenn du es willst, nicht, wenn du es brauchst.« Er meinte Koks. »Rauch es nicht, spritz es nicht, werde nicht zu gierig.«

Michael war noch dümmer, als sie gedacht hatte, wenn er glaubte, dass man eine Sucht kontrollieren konnte. »Warum hast du Aleesha umgebracht?«

»Sie hat mich stocksauer gemacht. Wollte die Regeln ändern.«

»Du wolltest sie nicht bezahlen.« Angie verbrachte genug Zeit

331

mit Huren, um Bescheid zu wissen. »Hat Jasmine dich auch stocksauer gemacht?«

»Jasmine....« Er grinste. »Ich frage mich, was dein Freund denken würde, wenn er wüsste, dass ich sie in Aleeshas Bude geparkt hatte, während ich ihn zurück aufs Revier fuhr.« Er betrachtete sie sehr aufmerksam, schien sich an ihrer Reaktion zu weiden. »Erinnerst du dich, als wir meine Berichte noch einmal durchgingen? Du hattest diesen engen Rock an, der dir kaum über die Ritze reichte, und hast mir beim Vorbeugen deine Titten gezeigt. Sie war die ganze Zeit in meinem Kofferraum, Angie. Während du mich angemacht hast, war sie die ganze Zeit in meinem Kofferraum und hat sich angepisst bei dem Gedanken, was ich mit ihr anstellen werde.«

Angie öffnete die Lippen und ließ ein wenig Blut heraustropfen. Ein Backenzahn pochte. Wahrscheinlich war er kaputt.

Er hatte aufgehört zu reden, und sie fragte sich, ob die Wirkung des Koks langsam nachließ. Sie wusste nicht mehr, wie viel Zeit vergangen war, seit er die Linie geschnupft hatte. Vielleicht gehörte er zu den Leuten, die auf das Stimulans genau gegensätzlich reagierten als alle anderen. Vielleicht hatte er sich so unter Kontrolle, dass es unwichtig war.

Er schwieg so lange, dass Angie die Augen zufielen und sie spürte, dass ihr Körper in eine Art Schlaf driftete. Dann fing Michael erneut an zu reden, und sie wachte sofort wieder auf.

»Sie alle tun so, als wären sie so verdammt gut, aber es braucht immer nur einen Schuss, eine Linie, und sie sind süchtig. Sie kommen immer wieder, flehen dich auf Knien an. Alle. John vor allem.«

Wieder musste Angie sich ein paarmal räuspern, bevor sie etwas sagen konnte. »Ist das der Grund, warum du ihm diesen Mord in die Schuhe geschoben hast?«

»Das war Moms Idee, aber er bekam nur, was er verdiente. Sie bekommen alle immer, was sie verdienen.« Er starnte auf sie hinunter. »So wie du.«

332

Angie spürte, wie ihr die Augen erneut zufielen, die Muskeln sich entspannten. Sie kämpfte dagegen an, biss sich auf die Lippen, bis sie wieder Blut schmeckte und der Schmerz sie wachhielt.

»Wenn du erst mal auf den Geschmack gekommen bist«, sagte Michael mit leiser, nachdenklicher Stimme, »geht es nicht mehr anders. Du brauchst diese Angst, die Art, wie sie sich an dich drücken, die Panik in ihren Augen.«

Angie zerrte wieder an ihrer Fessel. Die Knochen in ihrem gebrochenen Handgelenk rieben aneinander und machten ein unangenehmes Geräusch.

»Ich habe Johnny ein paar Kreditkarten besorgt«, fuhr Michael fort. »Und das hier.« Er meinte die Hütte. »Du hältst mich für dumm, das bin ich aber nicht.« Er tippte sich an die Schläfe. »Hirn, okay? Was ist das Erste, was du machst, wenn du einen Täter mit einem Tatort in Verbindung bringen willst? Schau dir seine Kreditkartenquittungen an: Benzinrechnungen, Hotelrechnungen, den ganzen Scheiß. Platziere den Täter dicht am Tatort, am richtigen Tag, zur richtigen Zeit und, bingo, du hast ihn.« Er schüttelte den Kopf. »Zu Michael Ormewood werden sie rein gar nichts finden, das ist mal sicher. Nicht in Alabama, nicht in Tennessee, und in Atlanta schon gar nicht. Ich bin ein normaler Familienvater, der sich um seinen armen, zurückgebliebenen Sohn kümmert und jeden Abend brav vor dem Fernseher sitzt.«

»Du hast ihnen Drogen verkauft«, sagte Angie und dachte an all die Mädchen, die sie auf der Straße kennengelernt hatte, diese Süchtigen, die alles taten, um ihre Sucht zu befriedigen. Ein Polizist hatte sie beliefert. Ein Polizist hatte ihr Verlangen ausgenutzt, und sie hatten seins befriedigt. Wie viele hatte er vergewaltigt? Wie viele hatte er umgebracht?

»Ich sollte wütend auf dich sein, aber ich bin es nicht.« Er rieb sich das Kinn, ließ sie aber dabei nicht aus den Augen. »Dumme Menschen lassen sich von ihren Gefühlen leiten, und

333

dann machen sie Fehler. Ich habe hier die Kontrolle, Angie. Ich bin derjenige, der entscheidet, wie du stirbst.«

Er stand von der Couch auf, und sie machte sich auf neue Schmerzen gefasst, aber er ging zum Kamin und legte die Hand auf den Sims. Angie erinnerte sich an den Abend vor drei Tagen, als Will bei ihr gewesen war. Er stand am Kamin, und sie hatte seinen Rücken betrachtet, seine kräftige Schulter, und nichts mehr gewollt, als die Arme um ihn zu legen. So etwas würde sie mit ihm nie mehr erleben. Er würde nie erfahren, was sie fühlte.

Michael sagte: »Du weißt nicht, wie es ist, diesen Traum im Kopf zu haben, dass du ein perfektes Leben willst, eine perfekte Familie, und dann passiert dir so was wie Tim, und du kommst dir vor wie ein verdammter Versager.« Sie atmete so viel Luft ein wie möglich, um einen klaren Kopf zu behalten.

»Wie fing eigentlich alles an?«

»Du weißt doch über Mary Alice Bescheid.«

»Die anderen.« Es musste noch andere geben.

»Wie weit willst du zurückgehen? Fünfundachtzig? Fünfundneunzig? Letztes Jahr?« Wieder hatte er dieses Grinsen im Gesicht. »Mann, ich kann mich nicht mal mehr erinnern, in welchen Staaten sie alle waren. Dein Freund steht doch

auf diese Profilingscheiße, oder? Ich schätze, er würde sagen, ich ließ es eskalieren, als Johnny rauskam. Zog die Handschuhe aus, weil ich wusste, wenn's erst mal richtig zur Sache geht, muss ich nur auf ihn deuten.«

»Es waren doch noch Kinder.«

»Glaub mir, sie waren alle viel erfahrener, als sie es sich anmerken ließen. Richtig reif für ihr Alter.« Er schüttelte den Kopf, als würde er über die Ironie nicht hinwegkommen. »Die wollen doch alle einen Mann nur heiß machen und dann abblitzen lassen.«

Unvermittelt spürte Angie Scham in sich aufkommen. Wie viele Freunde ihrer Mutter hatten das Gleiche über Angie ge

334

sagt? Wie oft hatte sie von ihnen Stofftiere oder Restauranteinladungen oder hübsche Klamotten angenommen und sich dann sagen lassen müssen, dass sie mit ihrem Mund dafür bezahlen solle?

Michael fuhr fort: »Die meisten von diesen Mädchen wurden schon so oft gevögelt, dass sie nur noch was spüren, wenn du dich richtig in sie reinrammst.« Er schaute sie wieder aufmerksam an. »Du warst genauso wie Mary Alice. Weißt du das? Du flirtest mit mir, lässt mich dich küssen und eine Weile sogar anfassen, und dann stößt du mich weg, als wäre ich dir nicht gut genug.« Er schnaubte verächtlich. »Du machst auf unschuldig, aber wenn ich dann in dir drin bin, fühlt es sich an, als hätte ich den Schwanz in einem verdammten Vakuum.«

Angie starre die Waffe auf der Couch an.

»Huren sind gut für so was. Man kann alles mit ihnen machen, stimmt's? Deswegen bezahlt man sie ja.« Er hatte ihr den Rücken zugedreht und stemmte die Hände gegen den Kaminsims. Angie nahm den Blick nicht von der Glock und hoffte, die Waffe war nicht nur ein Trugbild, das ihr Hirn ihr vorgaukelte. »Wollte doch nichts anderes, als vor dem Superbowl mit Aleesha ein wenig Dampf ablassen. Und dann kommt sie mir plötzlich hochnäsig und scheucht mich aus der Wohnung und ins Treppenhaus, als wäre ich irgendein Penner. Für so eine Scheiße bezahle ich nicht. Immer und immer wieder hat sie mich geschubst, und dann musste ich ihr eine Lektion erteilen. Ein Michael Ormewood bezahlt nicht.«

Angie drückte ihr Gesicht an den Boden und zwang sich durchzuhalten.

»Ja, ich habe mich von ihr reizen lassen.« Sie hörte seine Schritte, spürte, dass er nur Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt stand. »Aber wer schert sich drum, wenn eine Nutte stirbt? Wer schert sich um dich?«

Sie kniff die Augen zusammen. Sie hatte ihn in ihren Kopf gelassen, hatte ihm die Kontrolle überlassen, so wie er es wollte.

335

Angie sagte: »John hätte nichts anderes tun müssen, als es ihnen zu sagen.«

Sie ging das Risiko ein und fügte hinzu: »Du bist sein Cousin.«

»Ach, Schätzchen.« Michael machte *ts, ts*. »Glaubst du wirklich, John hätte eine Chance gehabt, vor Gericht den Mund aufzumachen?« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe die ganze Zeit mit ihm gespielt, habe an seinen Fäden gezogen, wann immer ich wollte.« Er kicherte in sich hinein. »Sicher, ich hätte mir fast in die Hose gepisst, als ich meinen Werkzeugkasten aufmachte und sah, was er mir da hineingelegt hatte, aber das ist nichts im Vergleich zu dem Schock, den ich für ihn geplant hatte. Ich wollte mich mit diesem kleinen Mädchen so richtig amüsieren und dann John die ganze Geschichte vor die Tür legen - oder genauer, in dieses Rattenloch, in dem er wohnt.«

»Es hätte nicht funktioniert«, sagte sie, obwohl sie wusste, dass es wahrscheinlich doch funktioniert hätte.

»Heldenhafter Polizist ertappt Serienmörder auf frischer Tat.« Meine DNS überall im Zimmer, weil ich das arme kleine tote Ding in meinen Armen gehalten hatte. Die Polizisten stürmen herein, sehen John tot und mich aufgelöst vor Kummer. Ich hätte eine verdammte Beförderung gekriegt, weil ich diesen Bastard umgebracht habe. Weißt du, wie viel es kostet, einen Mann in die Todeszelle zu stecken? Ich hätte dem Stadt mindestens zwanzig Millionen Dollar gespart.«

»Man hätte alles herausgefunden.«

»Von wem den? Von seinen vielen Freunden? Seiner ihn liebenden Familie? Seiner hingebungsvollen toten Mutter?«

»Die Leute würden sich an dich erinnern.«

»Kein Mensch erinnert sich an mich«, blaffte Michael. Ihr wurde klar, dass sie einen wunden Punkt getroffen hatte. »John ist derjenige, der immer in der ersten Reihe stand. Ich war nur im Hintergrund - immer im Hintergrund. Keiner hat mich je bemerkt, und weißt du, was? Jetzt wird man sich an ihren heiß geliebten John erinnern, weil er ein Mörder ist.«

335

»Aber John ist kein Mörder, oder?« Als er nicht antwortete, schaute sie hoch. Michael stand vor einer geschlossenen Tür, die in einen Wandschrank führte, wie sie vermutete. Er tastete oben am Türrahmen entlang und holte einen Schlüssel herunter.

Sie sah den Schlüssel und wusste sofort, dass er zu einem sehr teuren Sicherheitsschloss gehörte. Das Herz blieb ihr stehen. »Was machst du da?« »Genug geredet«, sagte er und steckte den Schlüssel ins Schloss.

Angie zitterte, als sie sich zum Aufstehen zwang. Dann wich sie vor ihm zurück, in Richtung Couch.

Michael ahnte, was sie vorhatte. Er nahm die Waffe. »Beweg dich.« Mit der Mündung stupste er sie zu der Tür. »Los!«

Angie machte kleine Schritte, der Wandschrank kam in Sicht. Aber es war gar kein Wandschrank. Stufen führten nach unten, offensichtlich in einen Keller.

»Du hast alles vermasselt«, sagte Michael. »Dieses kleine Mädchen und ich, wir haben uns wirklich prächtig amüsiert.«

Die Stufen kamen immer näher. Angie wusste, wenn er sie in diesen Keller sperrte, dann wäre das ihr Tod.

»Beweg dich.« Sie blieb stehen, und er stieß von hinten gegen sie. »Mach so was nicht.«

Sein Atem brannte heiß in ihrem Ohr. »Ich werde dich ficken, Angie. Ich werde dich in jedes Loch ficken, das du hast.« Er schob sie weiter auf den Keller zu. »Du setzt dich da unten hin und wartest auf mich. Kannst ja drüber nachdenken, was ich alles mit dir anstellen werde.«

»Nein!« Sie stemmte die nackten Füße in den Boden und drückte sich gegen ihn. Ihre Sohlen schlitterten über das Holz. Sie versuchte, sich wegzudrehen, aber er packte sie an der Taille, hob sie hoch und war mit zwei Schritten an der Tür. »Nein!«, kreischte sie, drückte die Sohlen gegen den Türrahmen und wehrte sich, so gut sie konnte.

336

»Lass das!«, schrie er und hob sie wieder hoch. Ihre Beine strampelten, als er sie die Treppe hinunterwarf. Von den Wänden abprallend, stürzte sie hinab, landete hart auf der untersten Stufe und schrie auf vor Schmerz.

Eine Deckenlampe ging an, eine einzelne Glühbirne erhellt, was früher ein Kartoffelkeller gewesen sein musste. Jasmine lag wie ein lebloses Bündel in einer Ecke. Angie versuchte, zu dem Mädchen zu kommen, aber etwas hielt sie fest. Sie schaute nach unten und sah, dass ein Glassplitter sich in ihren Oberarm gebohrt hatte. Die unterste Stufe war übersät mit einbetonierten Splittern.

Das Glas machte ein saugendes Geräusch, als sie sich zu bewegen versuchte. »Denk drüber nach«, rief Michael von der offenen Tür über ihr. »Denk drüber nach, was mit dir passieren wird.«

Das Licht ging aus. Die Tür fiel zu. Der Sperrriegel schnappte ein.

Sie würde sterben.

337

## Kapitel 37

Will hielt sich im Fahren das Handy ans Ohr und hoffte inständig, dass Amanda in ihrem Büro war. Er hatte John mitgenommen, weil er seine Geschichte hören musste, weil er wissen wollte, mit welchem Monster er es zu tun haben würde, wenn er in Tennessee ankam. John seinerseits war mehr als bereit zu reden. Die ganze Widerspenstigkeit des Mannes war verschwunden, und Will war schon ganz wirr im Kopf von seinen Theorien.

Nach einer Ewigkeit meldete sich Caroline. »Amanda Wagners Büro.«

»Ich muss sofort Amanda sprechen. Es ist dringend.«

Sie legte ihn in die Warteschleife. Will hielt den Blick auf die Straße gerichtet, raste mit dreißig Meilen über der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit auf der Überholspur der Interstate 75 dahin.

»Will?«, sagte Amanda. »Was ist denn los?« »Ich bin unterwegs nach Tennessee.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass ich Ihren Urlaubsantrag unterschrieben habe.«

»Ich glaube, Michael Ormewood ist der Mörder.«

»Okay«, sagte Amanda gedehnt. »Lassen Sie hören.«

Will erzählte ihr Johns Geschichte, dass Michael versucht habe, seine Bewährungshelferin unter Druck zu setzen, und dass seine Schwester ihm von der Hütte in Tennessee erzählt habe. Er endete mit den Ölklecken in Michaels Auffahrt und der Geschichte, die dessen Nachbarin Leo Donnelly erzählt hatte.

»Waren Sie bei Polaski zu Hause?«

337

»Ich habe einen Streifenwagen vorbeigeschickt. Sie ist nicht zu Hause. Ihr Auto steht nicht in der Einfahrt.

Amanda schwieg. Will hatte ihr Angie einmal vorgestellt, allerdings nicht freiwillig. Sie hatte ihn ins Krankenhaus gebracht, als Amanda ihn mit der Nagelpistole verletzt hatte. Es war zwar schwer vorstellbar, aber die beiden Frauen kamen gut miteinander klar.

Schließlich fasste sie zusammen: »Das heißt also, ausgehend von einigen unbeantworteten Telefonanrufen und ein paar Flecken auf einer Einfahrt bringen Sie einen verurteilten Verbrecher über die Staatsgrenze, um nach einem Detective der Polizei von Atlanta zu suchen, der vielleicht eine andere Polizistin verschleppt hat oder vielleicht auch nicht.«

»Sie müssen sein Haus durchsuchen lassen.«

»Geht es um das Haus im Zuständigkeitsbereich des DeKalb County? Was schlagen Sie vor, wie ich da einen Durchsuchungsbeschluss bekommen soll, Dr. Trent? Ihre mysteriösen Ölklecken mögen ja ein bestechendes Argument sein, aber ich bezweifle stark, dass irgendein Richter mir nur deswegen den Beschluss unterzeichnen wird.«

»Amanda«, sagte Will mit bemüht ruhiger Stimme. »Sie sind eine abscheuliche, schreckliche Person, aber Sie haben mir immer den Rücken gestärkt, wenn ich an einem Fall arbeitete. Bitte tun Sie mir das jetzt nicht an.«

»Na ja, Will«, entgegnete sie. »Sie sind ein perfekt funktionierender Legastheniker, der schlechter liest als ein Zweitklässler, aber wir wollen jetzt keine Steine werfen.«

Wills Mund wurde trocken. Wann hatte sie das herausgefunden?

Amanda sagte: »Ich habe nicht viele Freunde in Tennessee, Will. Ich kann sie schlecht nur aufgrund Ihres unguten Gefühls um Unterstützung für Sie bitten, und wir wissen beide, dass Yip Gomez lieber seine eigene Scheiße fressen als Ihnen helfen würde.« Yip war Wills Chef bei seinem Abstecher in den Nord

338

westen gewesen. Sie fügte hinzu: »Das ist der Grund, warum ich Ihnen immer wieder sage, Sie sollen keine Brücken hinter sich abbrechen«, als wäre das der Zeitpunkt für eine ihrer Lektionen.

»Ich weiß nicht, was Sie von mir hören wollen?«, entgegnete er. »Sie haben recht. Das Ganze könnte völlig nutzlos und reine Zeitverschwendungen sein, aber ich kann nicht herumsitzen und nichts tun, Amanda.«

»Haben Sie Polaskis Auto zur Fahndung ausgeschrieben?«

»Ja.«

Sie schwieg einen Moment und fragte dann: »Sagen Sie, dieser Detective Donnelly, war das die letzte Person, die von Ormewoods Haus wegfuhr?«

»Ja.«

»Na, was ist denn das!«, rief Amanda laut und mit gespielter Überraschung. »Caroline hat mir eben eine Nachricht in die Hand gedrückt. Es ist ein alter anonyme Hinweis. Einem besorgten Mitbürger ist aufgefallen, dass Detective Ormewoods Hintertür aufgebrochen wurde. Ich denke, ich sollte mir das mal ansehen, meinen Sie nicht auch?«

Will spürte Erleichterung in sich aufsteigen. Amanda würde ihm doch helfen. Er konnte sie durchs Telefon beinahe denken hören.

»Danke«, hauchte er. »Vielen Dank.« »Ich rufe Sie an, wenn ich dort bin.«

Will schaltete ab. Er behielt das Handy beim Fahren in der Hand und nahm die Ausfahrt auf die 575 mit einer so abrupten Lenkbewegung, dass John Shelley sich am Türgriff festklammern musste. Will war so überstürzt aufgebrochen, dass er sich gar nicht gefragt hatte, wie er die Hütte finden sollte, bis John sich nach einer Karte erkundigte. Der fünfminütige Abstecher zu der Tankstelle war ihm vorgekommen wie eine Ewigkeit. Wenn stimmte, was die Nachbarin Donnelly erzählt hatte, dann hatte Michael ungefähr eine Stunde Vorsprung. Aber Michael

339

hatte sich wahrscheinlich an die Höchstgeschwindigkeit gehalten, um nicht aufzufallen. Will war nicht so vorsichtig. »Was hat sie gesagt?«, fragte John. »Sie hätten das verhindern können«, entgegnete Will. »Sie hätten die ganze Sache schon vor vier Tagen stoppen können.« »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Michael war mit mir zusammen, als Cynthia Barrett starb.«

John starrte auf die Karte, die er auf dem Schoß ausgebreitet hielt. »Ich habe gehört, sie ist über den Hof gelaufen und gestolpert. Ist mit dem Kopf auf einem Stein aufgeschlagen und daran gestorben.«

»Und dann hat sie sich selber die Zunge rausgeschnitten?« John antwortete nicht.

»Sie hätten zu dem Zeitpunkt was tun sollen.«

»Was denn?«, fragte John. »Zu Ihnen gehen vielleicht? Sie glauben mir meine Geschichte ja jetzt noch nicht, Mann. Was soll ich denn tun? Einen Polizisten hinhängen? Wer glaubt denn einem Exknacki, der in einer Autowaschanlage arbeitet?«

Will behielt die Hände fest am Lenkrad. John war schuld an dem, was jetzt mit Angie passierte. Wenn er nicht so arrogant und so dumm gewesen wäre, dann wäre sie jetzt in Sicherheit. »Sie haben ihn geködert. Sie wussten genau, was Sie taten.«

Während er versuchte, sich zu verteidigen, faltete John die Karte an den Knickstellen zusammen, so dass ein kleiner Ausschnitt entstand. »Sie sagen mir, was ich hätte tun sollen, und ich gehe in meiner magischen Zeitmaschine zurück und tue es. Aber ich sage Ihnen was, gehen wir nicht nur vier Tage zurück, sondern zwanzig Jahre. Geben Sie mir meine Jugend zurück. Geben Sie mir meine Mutter und meine Großeltern und meine Familie zurück. Verdammtd, wenn wir schon dabei sind, werfen Sie für mich auch noch eine Ehefrau und ein paar Kinder mit dazu.«

339

»Sie lief in diesem Hinterhof vor irgendetwas davon.«

John studierte noch immer die Karte, aber Will hörte Angst in seiner Stimme, als er sagte: »Meinen Sie, ich weiß das nicht?«

Will schaute wieder auf die Straße und sah die Schilder vorbeihuschen, die Meilenanzeiger mit ihren fetten Ziffern auftauchen. Er hatte sich die Sache nicht gut überlegt, hatte nicht daran gedacht, dass er John vielleicht in Gefahr brachte.

Will sagte: »Sie verstößen gegen die Bewährungsauflagen, wenn Sie die Staatsgrenze überschreiten.«

»Ich weiß.«

»Sie könnten verhaftet werden. In Tennessee kann ich Ihnen nicht helfen.«

»In Atlanta können Sie mir auch nicht helfen.«

Will kaute auf seiner Unterlippe, starrte den schwarzen Asphalt an, die Autos auf der Straße. In den vergangenen zwei Jahren war er täglich zwischen Atlanta und den Bergen hin und her gependelt, deshalb wusste er genau, wo sich die Radarfallen befanden. Vor Ellijay wurde er langsamer und drückte erst wieder aufs Gas, als sie den Miciak Creek überquert hatten. Gemächlich fuhr er am neuen Wal-Mart und am alten vorbei, dann an mehreren Freiluft-Flohmarkten und an ein paar Schnapsläden. Im Ort Blue Ridge bog er links ab. Er raste eben den Coote Mason Highway entlang, als das Handy klingelte. Er klappte es an seinem Oberschenkel auf. »Amanda?«

Ihre Stimme klang grimmig. »Wir haben Blut in der Garage gefunden. Zwei unterschiedliche Typen und jede Menge davon.

»Angie?«

»Sie ist nicht dort, Will.«

Er öffnete den Mund, aber die Stimme versagte ihm.

»Die Sache läuft jetzt folgendermaßen«, erklärte Amanda. »Ich habe Bob Burg beim Tee Bees angerufen.« Dem Tennessee Bureau of Investigation. »Er stellt im Augenblick ein Einsatzteam zusammen. Sie sind etwa vierzig Minuten von der Hütte entfernt.«

340

»Ich bin näher dran.«

»Das dachte ich mir schon«, sagte sie. »Lassen Sie mich mit dem Pädophilen reden. Ich kann ihm sagen, wie ihr zur Elton Road kommt.«

340

**Kapitel 38**

Angie wäre fast ohnmächtig geworden, als sie den Arm von dem in die unterste Stufe einbetonierten Glassplitter zog -weniger vor Schmerz, als des

merkwürdigen Gefühls wegen, als das Glas aus ihrem Fleisch glitt. Viel Blut floss nicht, und verglichen mit dem Pochen in ihrem Handgelenk war der Schmerz erträglich. Sie hatte Glück gehabt. Es war vermutlich das gebrochene rechte Handgelenk, und wie durch ein Wunder war sie am Fuß der Treppe mit der rechten Schulter aufgekommen. Wie Will war sie Linkshänderin. »Jasmine«, flüsterte sie, und ihre Stimme hallte durch den pechschwarzen Keller. »Jasmine?« Keine Antwort.

Angie drückte die gesunde Schulter an die Wand und stand auf. Einen Augenblick hielt sie inne, um Atem zu schöpfen, dann schob sie ihre nackten Füße behutsam über den Lehmboden, auf der Suche nach dem Mädchen. »Jasmine«, wiederholte sie, als ihre Zehen gegen etwas Weiches stießen. »Alles in Ordnung mit dir?«

Das Mädchen war entweder zu verängstigt, um zu antworten, oder tot. Angie kniete sich hin, neigte ihren Kopf in die Richtung, in der sie Jasmines Mund und Nase vermutete, und lauschte auf Lebenszeichen.

Nichts.

Angie drehte sich und tastete blind mit den Fingern. Sie strich am nackten Körper des Mädchens entlang, berührte klebriges Blut und spürte plötzlich das flache Auf und Ab von Jasmines Brustkorb - sie atmete, wenn auch sehr schwach. Angie hatte ihre Mutter nicht oft berührt, aber bei ihren wenigen Besuchen

341

bei Deirdre in diesem Heim hatte sie sich genau so angefühlt: totes Gewicht, nur eine Hülle, die aussah wie ein Körper. »Jasmine?«, flüsterte Angie. Das Mädchen rührte sich nicht, als Angie ihr Gesicht berührte, ihre Haare. Angies Finger fuhren in die Krause, und sie schrak zurück.

»O Gott!« Angie krümmte sich und versuchte, nicht noch einmal zu kotzen. Sie hatte den Schädel des Mädchens berührt, den gesplitterten Knochen gespürt und die feuchte, weiche Masse darunter.

Sie mussten von hier weg. Sie brauchten Hilfe.

Angie stand auf und schritt den Keller ab. Gut drei Meter breit, etwa vier Meter tief. Bevor die Glühbirne wieder ausgeschaltet wurde, hatte sie an den Wänden roh zusammengezimmerte Regale gesehen. Mit den am Rücken gefesselten Händen war es unmöglich, die oberen Etagen zu inspizieren. Ihre Finger ertasteten nur Leere, als sie die unteren Bretter nach irgendetwas absuchte, das man als Waffe benutzen konnte.

Der Keller war leer und der gestampfte Lehmboden sauber gefegt.

Vielleicht war ihr Handgelenk nicht komplett gebrochen. Angie konnte die Finger noch bewegen, aber sie fühlten sich geschwollen und heiß an, als würde sich bereits eine Infektion ankündigen. An den Schmerz hatte sie sich inzwischen gewöhnt, sie war fast froh um ihn, weil er sie ablenkte von dem Pochen im Kopf und dem Aufruhr im Magen. Auch die Dunkelheit half ihr. Es gab nichts, worauf ihre Augen sich konzentrieren konnten, nichts, was sie selbst ablenken konnte.

Michael war oben. Vielleicht bereitete er sich das Mittag- oder Abendessen zu. Sie wusste nicht, wie spät es war und wie lange sie schon in diesem verdamten Loch steckte.

Jedes Geräusch, das er machte - wenn er einen Stuhl über den Boden zog oder Dielen knarzten, wenn er herumging -, steigerte ihre Wut nur noch. Sie kochte vor Hass. Er hatte sie

342

geknackt. Er hatte sich in ihr Bewusstsein gedrängt und dafür gesorgt, dass sie sich vorkam wie ein Stück Scheiße. Sie hatte mehr Männer in ihrem Körper gehabt, als sie zählen konnte, aber keiner war je so in ihren Kopf eingedrungen.

Sie würde ihn töten, wenn er wiederkam. Sie würde ihn töten oder ihn dazu bringen, sie zu töten. Das waren die einzigen Optionen.

Angie nahm all ihre Kraft zusammen und glitt an der Wand nach unten, bis sie kniete. Zwei Schritte bis zur Treppe, zu den einbetonierten Glasscherben auf der untersten Stufe. Sie drehte sich und tastete mit den Händen danach, vorsichtig, um die bereits aufgerissenen Finger nicht noch mehr zu verletzen. Dann brachte sie den dicken, verknoteten Strick über der größten Scherbe in Position. Sie saugte Luft durch die Zähne und versuchte nicht an den Schmerz zu denken, während sie das Seil an der Scherbe rieb.

Seine Handschellen hatte Michael bei Jasmine benutzt. Bei Angie hatte er zum Fesseln einen Strick verwendet.

»Du Arschloch«, hauchte sie, ein Mantra für sich selbst. Michael Ormewood machte keine Fehler. Er hatte immer die Kontrolle, hatte immer alles in der Hand. Alles bis auf die Tatsache, dass Glas einen Strick durchtrennen konnte. »Du blödes Arschloch.«

Blut tropfte auf ihre Hände, benetzte den Strick um ihre Handgelenke.

Angie hörte auf zu sägen, versuchte wieder zu Atem zu kommen, es langsam angehen zu lassen. Beim ersten Versuch, das Seil zu durchschneiden, war sie noch fast ohnmächtig geworden, doch mit jedem neuen Versuch verfeinerte sie ihre Technik, fand mehr über die Knoten heraus, die er benutzt hatte, die

Art, wie der Strick um ihre Gelenke geschlungen war. Sie spürte, dass der Strick ein wenig nach unten rutschte, er scheuerte jetzt an einer anderen Hautstelle. Ihr Blut fungierte als Schmiermittel.

343

Sie würde hier rauskommen. Sie würde ihre eigene Hand absägen, wenn es sein musste.

»Oh!« Sie keuchte auf, als ihre Hände abglitten, der Strick von der Scherbe rutschte und ihr die rasiermesserscharfen Kanten in die Finger schnitten. Angie hielt den Atem an und lauschte auf Geräusche von Michael. O Gott, solche Schmerzen hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt. Sie hielt es nicht aus, konnte das Gefühl nicht ertragen, wenn Fleisch vom Knochen geschnitten wurde. Sei beugte sich vor, drückte die Stirn an den Boden und weinte.

»Will«, flüsterte sie. Sie konnte nicht zu Gott beten, nicht nach allem, was sie getan hatte, deshalb betete sie zu Will. »Ich komme hier raus«, versprach sie ihm. »Ich komme hier raus und...« Sie sagte es nicht, aber sie wusste es in ihrem Herzen. Sie würde Will endgültig verlassen. Sie würde ihn endlich entkommen lassen.

Über sich hörte sie Schritte. Angie richtete sich wieder auf, und ihre Hände tasteten nach der Scherbe. Hektisch bearbeitete sie den Strick. Die Angst betäubte ihren Schmerz.

»Angie?«, rief Michael. Er stand auf der anderen Seite der verschlossenen Tür.  
»Antworte mir. Ich weiß, dass du mich hörst.«

Sie spannte das Seil straff und renkte sich dabei fast die Schultern aus, so verzweifelt wollte sie sich befreien. »Leck mich, du Arschloch.«

»Geh von der Treppe weg, Angie. Ich mache jetzt die Tür auf, und ich habe meine Waffe direkt auf dich gerichtet.«

Sie antwortete nicht, konnte es nicht. Schneller und immer schneller zersäbelte sie den Strick am Glas.

Der Schlüssel schabte im Schloss.

»Nein«, flüsterte Angie und zwang sich zur Eile. »Noch nicht, noch nicht.«

»Geh von der Treppe weg«, sagte er. »Ich meine es ernst.«

343

»Nein!«, kreischte sie, und hastete in dem Augenblick vom Glas weg, als die Tür aufging.

Grelles Licht leuchtete auf. Angie schaute zu Jasmine hinüber, sah, dass das Mädchen ihr das Gesicht zugewandt und die Augen einen Spalt geöffnet hatte, aber nichts sah. Der Mund stand offen. Ihr Kopf lag in einer Blutlache.

»Keine Tricks«, warnte Michael. Er stand mit der Waffe in der Hand oben auf der Treppe. Sein Oberkörper war nackt, er trug nur Jeans und Turnschuhe. »Leck mich«, schnaubte Angie. Sie spürte das Seil nachgeben, aber nicht genug. Ihre Hände waren nass von Blut. Sie war noch immer gefesselt, noch immer hilflos.

Er steckte die Waffe in den Hosenbund und griff dann in seine Gesäßtasche. »Geh weg«, sagte Angie.

Er setzte eine schwarze Skimaske mit Löchern für Augen und Mund auf.

»Geh weg!«, schrie sie, drückte sich an die Wand, versuchte aufzustehen.

Er nahm die Waffe wieder zur Hand und kam die Treppe herunter. Langsam, eine Stufe nach der anderen.

Angies Schultern waren bis zum Zerreißen gespannt, als sie erneut an dem Strick zerrte. Sie hatte ihn zuvor schon nachgeben gespürt.

Er kam mit langsam Schritten die Treppe herunter. Die Skimaske war beängstigend, entsetzlicher als alles, was er hätte sagen können. Die Waffe hatte er auf ihre Brust gerichtet, das Messer steckte in einer Scheide an seiner Seite.

Angies Kehle schnürte sich zu. Sie konnte kaum noch sprechen. »Nein...«

Er trat über die letzte Stufe und blieb stehen. Seine Augen waren dunkel, fast schwarz. Am Rand der Mundöffnung der Maske sah sie getrocknetes Blut. Sie begann unkontrolliert zu zittern.

344

Er schaute zu Jasmine in die Ecke und machte dann einen Schritt auf Angie zu. Sie starrten einander an, und bis auf Angies kurze Atemzüge war es still im Raum.

Seine Stimme klang so leise, dass sie ihn kaum verstand. »Michael wird dir jetzt weh tun.«

»Ich bring dich um«, hauchte sie. »Ich bring dich um, wenn du mich anrührst.«

»Leg dich hin.«

Sie trat nach ihm. »Du perverses Arschloch.« Er redete noch immer leise und sanft. »Leg dich auf den Boden.«

»Leck mich.«

Er hob die Waffe und schlug ihr damit auf den Kopf.

Angie sackte zu Boden. Sie konnte den Kopf nicht hochhalten, wusste eine Weile nicht, wo sie war.

Er nahm ihr Kinn in die Hand, sein Ton war noch immer sanft, als würde er zu einem ungezogenen Kind sprechen. »Werd mir jetzt ja nicht ohnmächtig«, flüsterte er. »Hast du mich verstanden?«

Hinter ihm sah sie Jasmine liegen, den Körper völlig schlaff. Was hatte er ihr angetan? Was hatte dieses Kind ertragen müssen, bevor sein Körper einfach aufgab?

»Schau mich an«, sagte Michael mit einer Stimme, als wäre es eine Art Verführung. »Hör nicht auf, mich anzuschauen. Angie. Schau Michael an.« Ihr Kopf kippte zur Seite. Sie konnte nicht klar sehen.

»Na komm, Darling, jetzt nicht ohnmächtig werden.« Er nahm ihr Kinn wieder in die Hand, hob ihr Gesicht. »Alles okay?«

Sie nickte, hauptsächlich um sich selbst zu beweisen, dass es noch einen Teil ihres Körpers gab, den sie unter Kontrolle hatte.

»So ist's gut«, sagte er besänftigend und legte die Waffe auf ein Regalbrett über ihrem Kopf, weit außerhalb ihrer Reichweite. Er zog das Messer aus der Scheide, kniete sich hin und hielt ihr die Klinge vors Gesicht, so dass sie sie sehen konnte.

345

»Nein...«, flehte sie.

Mit dem Messer schnitt er ihr das Hemd auf - Wills Hemd -und schob es an den Schultern zurück. Sie versuchte, ihn zu beobachten, die Hand zu sehen, die jetzt über ihre Brüste strich, aber sie spürte nur, was er tat.

»Nein«, bat sie. »Nicht.«

»Leg dich hin«, sagte er mit schmeichelnder Stimme. »Leg dich hin, und ich bin nett zu dir.«

Sie richtete den Kopf wieder gerade aus und versuchte, ihm ins Gesicht zu sehen. Wer befand sich hinter der Maske? War es John? Hatte sie sich selbst eingeredet, es wäre Michael, obwohl es doch tatsächlich John war?

»Angie.« Er war so ruhig. Wie Will. Er wusste, dass das die beste Methode war, sie wütend zu machen. Sie konnte einen Koller kriegen, und er würde einfach dastehen, zu Boden starren und abwarten. O Gott, Will. Wie würde er damit leben können? Wie würde er mit dem Wissen leben können, dass es ihm nicht gelungen war, diesen Mistkerl zu stoppen?

»An-gie.« Es war fast ein Singsang. »Schau mich an.«

Sie kannte diese Stimme, kannte diesen Körper.

»Angie...«

Sie kniff die Augen fest zusammen und sah nun Wills Arm vor sich, die Narbe, wo das Rasiermesser in sein Fleisch geschnitten hatte.

»Okay«, sagte sie. »Okay.«

Sie kippte zur Seite, ihre unverletzte Schulter knallte auf den festgestampften Boden. Er half ihr, sich auf den Rücken zu legen, zupfte das Hemd zurecht, das sich an den Armen verfangen hatte. Ihr ganzes Gewicht lag auf ihren Händen, ihr Becken wölbte sich hoch, als wollte sie sich ihm präsentieren. »So ist's gut«, sagte er und setzte sich rittlings auf ihre Beine. Sie sah seine Zunge aus dem Mund schnellen, als er mit der Messerspitze über ihren Bauch fuhr und erst kurz vor ihrer Möse stoppte.

346

Wo war die Waffe? Wo hatte er die Waffe hingelegt? »Schau mich an.« Er beugte sich über sie und drückte ihr das Messer an den Hals.

Das Regal. Er hatte die Waffe aufs Regal gelegt. »Schau mich an.« Sie tat es. »Küss mich.«

Zu hoch. Das Regal war zu hoch. »Küss mich«, sagte er.

Sie zitterte am ganzen Körper, aber sie richtete sich trotzdem ein Stückchen auf und zerrte so fest sie konnte am Strick, während sie ihren Mund an seinen brachte. Er versuchte noch immer, zärtlich zu sein, drückte seine Lippen sanft auf ihre. Sie schmeckte ihr eigenes Blut, spürte sein Herz an ihrer Brust pochen, als er sich an sie drückte. Als er ihr die Zunge in den Mund steckte, musste sie würgen. Sie versuchte instinktiv, den Kopf wegzureißen, doch er drückte ihr das Messer fester an die Kehle, und Angie hatte keine andere Wahl, als sich von ihm küssen zu lassen.

Er schmatzte, als er sich danach befriedigt aufsetzte. »Wenn du mich damals auf dem Rücksitz des Autos genauso geküsst hättest, dann wäre die Sache vielleicht anders abgelaufen.«

Angie schaute ihn an. Die nackte Glühbirne erzeugte eine Gloriole um seinen Kopf. Sie drehte den Kopf, sah Jasmine, das Blut im Mund des Mädchens, den toten Blick in den Augen.

»Angie«, flüsterte Michael und strich mit den Fingern an ihrem Gesicht entlang, den Körper hinunter. Vor langer Zeit hatte Will sie so berührt.

Warum hatte er aufgehört, sie zu berühren? Wann hatte sie angefangen, ihn wegzustoßen?

Michael beugte sich wieder über sie; sein Gewicht drückte sie zu Boden.

»Bitte... Bitte nicht...«

Er küsste sie noch einmal. Sie presste ihr ganzes Gewicht auf die rechte Hand und zerrte so fest sie konnte mit der linken, um

346

den Strick zu dehnen. Ihre Bauchmuskeln vibrierten, und ihr stockte der Atem, als die Haut sich von ihrer Hand schälte. Er rammte ihr die Zunge tiefer in die Kehle, seine Zähne stießen an ihre. Sie spürte, wie die gebrochenen Knochen in ihrem rechten Handgelenk aneinanderrieben. Der Schmerz war so unerträglich, dass sie ihm schließlich nachgab, ihn durch ihren Körper rasen ließ wie eine Springflut.

Michael setzte sich wieder auf und betrachtete sie.

»Nein...«, hauchte sie, »o Gott, nein...« Sie würde gleich ohnmächtig werden. Sie konnte nichts dagegen tun. Ihre Lider flackerten. Die Sicht verschwamm. Sie spürte, dass er sich fester an sie drückte, ihr Schmerz ihn erregte.

»Nimm sie ab«, keuchte sie. »Nimm die Maske ab.« Er schüttelte den Kopf. »Ich will dich sehen.« »Nein.«

»Will«, flüsterte sie. Wo war nur Will?

»Was?«

Sie schüttelte den Kopf, blinzelte, zwang sich, bei Bewusstsein zu bleiben.

»Oh, Will.«

»Ich bin nicht Will«, sagte er und zog sich mit der freien Hand die Skimaske vom Kopf. »Ich bin Michael. Ich bin derjenige, der das mit dir macht.«

»Will.«

Er drehte ihren Kopf, zwang sie, ihn anzusehen. »Wer macht das mit dir, Angie?« »Will...«

»Schau mich an«, wiederholte er, jetzt mit strenger Stimme. »Schau mich an, Angie.« Er bewegte sich, sein Gewicht drückte sie noch fester zu Boden. Angie stöhnte auf, als die gebrochenen Knochen sich verschoben.

»Hilfe«, flüsterte sie, weil ihr die Stimme versagte.

»So ist's recht«, sagte Michael. »Ruf um Hilfe.«

347

»Nein...« Angie wand sich unter ihm und wimmerte. »Bitte tu mir nicht weh... bitte.«

Er legte das Messer weg und öffnete die Knöpfe seiner Jeans. Er griff eben in die Hose, als sie hochschnellte und ihren Kopf gegen seinen rammte.

Der Schlag machte ihn einen Moment benommen, und sie griff nach dem Messer, bevor er wieder ganz bei Sinnen war. Jetzt war sie es plötzlich, die auf ihm saß und das Messer an seine Kehle hielt.

»Du blöder Wichser«, nuschelte sie, und Blut und Speichel tropften ihm aufs Gesicht. »Die Scherben auf der Treppe. Ich habe den Strick an einer Scherbe durchgeschnitten.«

Er sagte nichts, aber sie sah seine Augen. *Nein.*

Ihr Körper zitterte vor Wut, als sie ihm die Klinge tiefer ins Fleisch drückte. Michael bewegte sich nicht, wehrte sich nicht, der brutale Vergewaltiger, der grausame Mörder, er hatte einfach so aufgegeben.

So viele Männer, dachte Angie. Die Gesichter wie vieler Männer waren ihr ins Hirn gebrannt, die verzerrten Münder grinsend, während sie in sie stießen, mit ihren großen Hände ihre Handgelenke fixierend, so dass sie am nächsten Tag dort fast mehr Schmerzen als zwischen den Beinen hatte.

Auch wenn Jasmine es lebend hier rausschaffte, würde sie das Gesicht dieses Bastards immer im Kopf haben, würde seine Hände auf ihrem Körper spüren, sooft ein anderer Mann sie berührte. Auch wenn sie diesen Mann liebte. Auch wenn sie diesen Mann mehr wollte als irgend jemanden sonst auf der Welt, wäre es immer Michaels Gesicht, das sie sehen würde, wenn sie die Augen schloss.

Vergewaltigt zu werden war nicht das Schlimme. Das Überleben war es, was einen umbrachte.

»Angie!«

Von oben kam lautes Krachen und Splittern. Die Haustür war aufgebrochen worden.

348

»Angie!«, schrie Will. »Wo bist du!«

Sie brachte ihr Gesicht ganz nah an das von Michael und zwang ihn, ihr in die Augen zu sehen, während sie flüsterte: »Küss das, du blödes Arschloch« und ihm das Messer in die Rippen stieß.

Michael öffnete den Mund, und Angie ebenfalls. Sie stieß einen markerschütternden Schrei aus, zog das Messer heraus, stieß es bis zum Heft wieder hinein und schrie dabei: »Hilfe! Ich bin hier unten.« Immer und immer wieder zog sie das Messer heraus und rammte es hinein, und sie schrie, bis sie heiser war. »Will! Wir sind hier unten!«

»Angie!« Die Kellertür leistete Widerstand, als Will sich dagegenwarf.

»Will!«, flehte sie und drehte die Klinge in Michaels Bauch. »Hilf mir!«

Drei Schüsse brachen das Schloss aus der Tür. Sie benutzte das Messer als Hebel, um Michaels Gewicht auf sich zu hieven, als Schritte die Treppe herunterpolterten.

Will packte Michael von hinten und schmetterte ihn gegen die Wand wie einen Müllsack. »Hat er dir wehgetan? Bist du okay?« Er versuchte, ihr das Messer wegzunehmen, aber ihre Hand ließ es nicht los. »Hat er dir wehgetan? Baby, bitte, rede mit mir.«

»Will«, flüsterte sie und wollte sein Gesicht berühren, die Tränen wegwischen, die ihm aus den Augen liefen.

»Alles in Ordnung«, sagte er und bog ihr sanft die Finger auf, damit sie das Messer endlich losließ. »Jetzt ist alles in Ordnung. Ich bin hier.«

»Will...«

»Deine Hände«, sagte er entsetzt. »Was hat er mit deinen Händen gemacht?« Jemand anders betrat den Keller. Sie sah einen Mann die Treppe herunterkommen. Vor der untersten Stufe blieb John Shelley stehen. Er schaute zu Michael, dann zu Jasmine, als könnte er sich nicht entscheiden, was er tun solle.

349

»Angie!« Will hielt sie in seinen Armen wie ein Baby. Sie wehrte sich nicht dagegen, auch wenn ihr ganzer Körper schmerzte. »Oh, Angie.«

John ging zu dem Mädchen. Er fühlte ihren Puls, untersuchte die Wunde auf ihrem Kopf.

Angie konnte nur Michael anstarren. Sie wollte, dass er sie sah, wollte, dass das Bild ihres Gesichts ihm nicht mehr aus dem Kopf ging.

Seine Augen waren offen. Er blinzelte einmal, zweimal. Blut breitete sich auf dem Boden vor ihm aus, das wie ein Fluss aus seinem Körper strömte.

Rötliche Bläschen sammelten sich auf seinen Lippen, als seine Lunge sich mit Blut füllte. Sein Atem ging pfeifend.

Er wusste, was mit ihm geschah.

Er war entsetzt.

Will drückte seine Lippen an ihre Stirn. »Alles okay«, flüsterte er. »Das wird schon wieder.«

Michaels Lider flatterten. Gurgelnde Geräusche erfüllten den Raum, als er anfing, an seinem eigenen Blut zu ersticken. Sein Mund klappte auf, ein dünner Blutfaden lief seitlich an seinem Kinn entlang.

Angie spitzte die Lippen und warf ihm einen Abschiedskuss zu.

349

**Kapitel 39**

*13. Februar 2006*

Ihr?«, war alles, was Lydia Ormewood sagte, als sie ihre Haustür öffnete und John und Joyce dort stehen sah. Michaels Mutter hatte sich gut gehalten, wahrscheinlich aber musste sie viel Geld ausgeben, um so auszusehen.

Obwohl John wusste, dass die Frau Ende sechzig war, wirkte ihre Gesichtshaut straff und gut durchblutet. Auch ihr Hals und ihre Hände, die sonst immer das Alter verrieten, waren so glatt wie Joyces.

Das Leben hatte es offensichtlich sehr gut mit ihr gemeint. Sie wohnte in Vinings, einem der teuersten Vororte Atlantas, in einem brandneuen, zweistöckigen Haus. Alle Wände waren weiß, auf den gebleichten Eichenböden lagen weiße Teppiche. Im Wohnzimmer befand sich ein glänzend weißer Flügel, und vor einem marmorierten offenen Kamin standen sich zwei schwarze Sofas gegenüber. An den Fenstern hingen cremefarbene Seidenvorhänge. Abstrakte Kunst in kräftigen Primärfarben schmückte die Wände, vermutlich alles Originale. Lydia selbst war monochrom gekleidet. Sie trug Schwarz. John wusste nicht, ob das ihr üblicher Stil war oder ob sie um ihren Sohn trauerte.

Joyce hatte sich im Gerichtsgebäude des DeKalb County befunden, als John verhaftet wurde, und war auf der Suche nach Lydia alte Gerichtsakten durchgegangen. Danach hatte sie sich Urlaub genommen und alle Behördenunterlagen durchwühlt, die sie finden konnte. Lydia hatte nach dem Tod ihres Mannes Barry noch zweimal geheiratet, sich dann wieder scheiden lassen und ihren Familiennamen jedes Mal geändert. Aber schließlich konnte Joyce sie durch eine Kontakterson in der Sozialversi

350

cherungsbehörde ausfindig machen. Onkel Barry war zum Zeitpunkt seines Todes voll ins System integriert, und vor vier Jahren hatte Lydia angefangen, seine Sozialversicherungsschecks zu kassieren.

Drei Tage später war Joyce im Besitz von Lydias Adresse.

Sie hatten sich vor dem Kamin niedergelassen, Joyce und John auf dem einen unbequemen Sofa, Lydia auf dem anderen. Ihre Tante saß mit kerzengeradem Rücken da, die Knie aneinander-gedrückt, die Beine leicht seitlich weggestreckt, wie ein Bild aus einer Benimmzeitschrift. Sie schaute John mit offenem Abscheu an.

Er wusste, dass er beschissen aussah. Um fünf Uhr an diesem Morgen hatte Ms. Lam an seine Tür geklopft, ihm das Urinröhrchen gegeben und dann angefangen, sein Zimmer zu durchsuchen. Als er von der Toilette zurückkam, hielt sie das Foto seiner Mutter in den Händen. Er stand mit seiner eigenen Pisse in der Hand da und spürte eine stumme Scham in sich brennen. Das war eine weitere Demütigung, die er Emily zufügte. Wann würde das endlich aufhören? Wann würde seine Mutter endlich in Frieden ruhen dürfen?

»Wir sind wegen Michael hier«, sagte Joyce.

»Er war mein Sohn«, entgegnete Lydia, als wäre das so einfach.

Joyce versteifte sich, aber John schüttelte den Kopf, bat sie wortlos um Geduld. Er liebte seine Schwester, aber sie lebte in einer schwarz-weißen Welt. Mit Grautönen konnte sie nicht so recht umgehen.

John sagte zu Lydia: »Das kleine Mädchen, das er entführt hatte, wird es überleben.«

»Nun ja«, entgegnete sie und tat das Thema mit einem knappen Heben ihrer schmalen Schultern ab. John wartete, aber sie fragte nicht nach Angie Polaski, schien nicht interessiert zu sein am Zustand des letzten Opfers ihres Sohnes. Im Grunde genommen schien sie an überhaupt nichts interessiert zu sein.

351

John räusperte sich. »Könntest du einfach...« »Er hasste dich, weißt du.«

Das hatte John sich schon gedacht, aber er musste es genau wissen. »Warum?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie und strich sich den Rock mit der Hand glatt. Sie hatte einen großen Diamantring am Finger, der goldene Reif war mehr als einen Zentimeter breit. »Er schien ziemlich besessen von dir zu sein. Er hatte ein Sammelalbum.« Sie stand unvermittelt auf. »Ich hole es.« Als sie das Zimmer verließ, glitten ihre Slipper lautlos über den weißen Teppich.

Joyce stieß Luft durch die Zähne aus.

»Beruhige dich«, sagte John. »Sie muss das nicht tun.«

»Sie hält dein Leben in ihren Händen.«

»Ich weiß«, sagte John, aber er war es gewohnt, dass andere Menschen sein Leben kontrollierten, ob es nun sein Vater war oder Michael, die Gefängniswärter oder Martha Lam. In seinem gesamten Erwachsenenleben hatte es noch keinen Tag gegeben, an dem er nicht versucht hätte, jemanden bei Laune zu halten.

Joyces Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte ganz vergessen, was für eine Heulsuse sie war. »Ich hasse sie, John. Ich hasse sie so sehr. Wie kannst du es nur ertragen, im selben Zimmer mit ihr zu sein.«

Mit den Fingerrücken wischte er ihre Tränen weg. »Wir brauchen etwas von ihr. Aber sie braucht nichts von uns.«

Lydia kehrte mit einem großen Fotoalbum zurück, das sie sich an die Brust drückte. Sie legte es auf den ledernen Hocker zwischen den Couchen und setzte sich wieder.

John sah ein Foto von sich selbst, das auf den Einband des Albums geklebt war. Zumaldest vermutete er, dass es ein Foto von ihm war. Das Gesicht war mit Tintenstift überkritzelt.

»Mein Gott«, murmelte Joyce und zog das Album zu sich her. Sie schlug die erste Seite auf, dann die zweite. John schaute ihr

352

dabei über die Schulter. Sie waren beide sprachlos, als sie Fotos von John aus der Junior Highschool sahen - Klassenfotos, Fotos vom Team, John im Trainingsanzug. Michael hatte Johns ganzes Teenagerleben dokumentiert.

»Es war Barry, der alles noch schlimmer machte«, erklärte Lydia. Onkel Barry, ihr Ehemann, der Bruder von Emily. »Barry sprach die ganze Zeit nur von dir, führte dich als Beispiel an.«

»Als Beispiel wofür?«, fragte Joyce, die offensichtlich entsetzt über das Album war.

»Nachdem sein Vater weggegangen war, geriet Michael auf die schiefe Bahn. Er hatte Probleme in der Schule. Die Drogen... na ja, ich weiß auch nicht. Es gab da in der Schule einen älteren Jungen, der bei ihm das Interesse für die falschen Dinge weckte. Aus eigenem Antrieb hätte Michael so etwas nie getan.«

Joyce öffnete den Mund, aber John drückte ihre Hand, damit sie schwieg. Von jemandem wie Lydia Ormewood bekam man nicht, was man wollte, indem man ihr sagte, was sie tun solle. Man kam mit dem Hut in der Hand und wartete. John hatte dies sein ganzes Leben lang getan. Er wusste, dass ein falsches Wort alles zunichtemachen konnte.

Lydia fuhr fort: »Barry glaubte, du wärst ein gutes Vorbild für Michael. Du warst immer so gut in der Schule.« Sie seufzte. »Michael war kein schlechter Junge. Er ist nur in die falschen Kreise geraten.«

John nickte, als würde er es verstehen. Vielleicht tat er es bis zu einem gewissen Grad sogar. Auch John hatte sich von Michaels Kreisen beeinflussen lassen. Aleesha Monroe ebenfalls. Sie hatte die ganze Zeit bei Michael zu Hause herumgehängen, war sogar am Abend der Party dort gewesen. Ihre Eltern waren anständige Leute, und ihre Geschwister hatten immer zu den Klassenbesten gehört. Hätte John so geendet wie Aleesha, wenn Mary Alice nicht gestorben wäre? Wäre sein Leben so vergeudet gewesen wie ihres?

352

Lydias Brust hob und senkte sich, als sie erneut seufzte. »Ich habe ihn dazu gebracht, zum Militär zu gehen«, erzählte sie. »Ich wollte nicht, dass er nur so herumsitzt, nachdem du weg warst. Er kämpfte im Krieg. Er wollte diesen arabischen Menschen die Sicherheit zurückgeben und wurde dafür ins Bein geschossen.«

Joyce war so angespannt, dass John es spüren konnte.

Lydia klappte sich eine Staubfluse vom Rock. »Und dann kam er nach Atlanta zurück, schuf sich ein Heim, gründete eine Familie.« Sie sah Joyce an. »Dieses Mädchen, das er heiratete, mit dem stimmte offensichtlich irgendwas nicht. Tim war *nicht* Michaels Schuld.« Sie sagte das mit Nachdruck, und John ließ seinen Blick erneut durchs Zimmer wandern, um nach Fotos von Michael oder seinem Sohn zu suchen. Der Kaminssims war leer bis auf eine Glasvase mit Seidenblumen. Auf dem nüchternen Metalltisch an der Rückwand befand sich nichts außer einem Stapel Magazinen und einem dieser Prinzessinnentelefone, wie Joyce sie einst als junges Mädchen besessen hatte. Sogar die dicke Schnur, die von dem Apparat wegführte, hing in gerader Linie nach unten, als hätte auch sie Angst, Lydias Missfallen zu erregen. Das ganze Haus wirkte wie ein Mausoleum.

»Er bekam eine Belobigung, weil er einer Frau das Leben rettete«, fuhr Lydia stolz fort. »Habt ihr das gewusst?«

John wäre die Antwort fast in der Kehle stecken geblieben. »Nein. Ich nicht.« »Es war ein Autounfall. Er zog sie heraus, bevor das Auto explodierte.« John verschlug es die Sprache. Michael mochte eine Frau gerettet haben, aber unzählige andere hatte er ruiniert, hatte den Mädchen auf dem Strich Drogen verkauft und sie wegen seines eigenen, kranken Vergnügens vergewaltigt und ermordet.

»Michael *war* gut«, beharrte Lydia. »Dieser andere Teil von ihm« - sie machte eine wegwerfende Handbewegung, als wollte sie das Schreckliche, das Michael angerichtet hatte, einfach so

353

abtun - »das war nicht mein Michael. Mein Michael war ein guter Junge. Er hatte so viele Freunde.«

So viele Freunde, die er drogenabhängig gemacht hatte, dachte John. Wie Aleesha.

»Und so vielversprechend war er«, fuhr sie fort.

»Das kannst du nicht tun.« Joyces Stimme zitterte vor Wut. »Du kannst nicht hier sitzen und uns erzählen, was für ein Engel Michael gewesen ist. Er war eine Bestie.«

»Joyce«, ermahnte John sie. Sie kannte die Regeln nicht, wusste nicht, wie man die Kontrolle abgab. Ihr hatte man noch nie Kot ins Gesicht geworfen, nur weil sie gerade in die falsche Richtung schaute. Sie hatte nie versucht zu schlafen, während ein sechzigjähriger Mann in der Nachbarzelle flüsterte, was für einen wunderschönen Körper man doch habe, und in allen Details ausführte, was er damit anstellen wolle.

Lydia hob eine dünne Augenbraue. »Du solltest auf deinen Bruder hören, junge Dame.«

»Wag es ja nicht, über meinen Bruder zu reden.«

Belustigung blitzte in Lydias Augen auf. John wusste, dass sie verloren hatten. In diesem einen Moment hatte er alles verloren.

Lydia fragte: »Willst du mir drohen?« Joyce fuhr wie ein Blitz von der Couch auf und schrie: »Du hast gewusst, dass John Mary Alice nicht umgebracht hatte!« »Ich wusste nichts dergleichen.«

»Wie kannst du ihn verteidigen?« John versuchte, sie wieder auf die Couch zu ziehen, aber Joyce schlug seine Hand weg. »Wie kannst du einfach hier sitzen...«

»Du hast keine Kinder, deshalb verstehst du es nicht«, blaffte Lydia. »Du und deine... Freundin.«

Joyce ballte die Fäuste. »Nein«, entgegnete sie. »Ich habe keine Kinder. Du hast recht. Ich habe kein Kind großgezogen. Ich habe aber auch keinen Vergewaltiger und Mörder großgezogen.«

354

Lydia machte ein Gesicht, als hätte man sie geschlagen. »Du hast kein Recht, mit mir in diesem Ton zu sprechen.«

»Hast du es Mama gesagt?«, wollte Joyce nun wissen. »Als du damals im Krankenhaus warst? Hast du ihr da gesagt, was tatsächlich passiert war, dass dein Sohn Mary Alice umbrachte und nicht ihrer?«

»Lass die Toten in Frieden ruhen«, entgegnete Lydia nur.

John wusste nicht, ob sie Emily oder Michael meinte. Was ihn selber anging, wusste er nicht so recht, ob Michaels Tod ihm Frieden brachte. Dort in diesem Keller in Tennessee hatte er mit jeder Faser seines Körpers gewünscht, das Leben in Michaels Brust zurückzuprügeln. Alles hätte er getan, um ihn am Leben zu erhalten, nur damit er ihn eigenhändig noch einmal umbringen konnte.

Aber er hatte es nicht getan und stattdessen Jasmines Leben gerettet. Sie hatte aufgehört zu atmen, und er hatte sie wiederbelebt und sich über vierzig Minuten lang um sie gekümmert, bis der Krankenwagen bei der kleinen Hütte eintraf, die Michael in Johns Namen gekauft hatte. Dieselben Hände, die Cynthia Barrett verstümmelten, hatten einem anderen Mädchen das Leben wiedergegeben. Darin musste doch eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit liegen. Irgendwann musste es doch auch für ihn Frieden geben.

John verfolgte, wie seine Schwester ans andere Ende des Zimmers ging, um ein wenig Abstand zu der Frau zu bekommen, die ihre Familie zerstört hatte.

Joyce versuchte nur, ihn zu verteidigen. Er wusste das. Er wusste aber auch, dass sie jede Chance, seinen Namen reinzuwaschen, zunichtgemacht hatte. Trotzdem musste er es versuchen. John hatte auf eine Art Geduld gelernt, wie seine Schwester es nie musste, und auch, wie man mit Leuten redete, die das Sagen hatten.

»Sie ist aufgereggt«, erklärte er Lydia. Es war eine Art Entschuldigung, die sie, wie er annahm, erwartete. »Es war schwer für sie.«

355

»Du hast doch deine Freiheit wieder«, entgegnete Lydia. »Ich weiß nicht, was du von mir willst. Ich bin eine alte Frau und möchte nur in Ruhe gelassen werden.«

»Das ist nicht so einfach.«

»Du bist doch draußen, oder?« Sie sagte es, als wäre das alles kein Problem, als würde John nicht immer Angst davor haben, immer darauf warten, dass man ihm wieder die Handschellen anlegte und ihn mit Zebra in eine Zelle sperrte. Er hatte sich beinahe in die Hose geschissen, als Will ihn an die Wand gedrückt hatte. Aus einigen Gefängnissen kam man nie heraus.

John holte tief Luft und zwang sich dazu, einer früheren Strafverteidigerin zu erklären, wie das Rechtssystem funktionierte. »Ich bin ein registrierter Sexualstraftäter. Ein Pädophiler. Ich bekomme keine anständige Arbeit, kann mir kein Haus kaufen. Ich werde nie ein richtiges Leben führen können.«

»Was ist mit Michael?«, hielt sie dagegen. »Auch er hat kein Leben mehr.«

Joyce gab einen Laut des Abscheus von sich. Sie stand mit vor der Brust verschränkten Armen vor dem Flügel und sah genauso aus wie ihr Vater. John wandte sich wieder Lydia zu und versuchte mit sanften Worten, es ihr auseinanderzusetzen. »Michael tötete eine Frau namens Aleesha Monroe.«

»Sie war eine Prostituierte.«

Die Nachrichten hatte sie sich also angeschaut.

»Er entführte ein Polizeibeamtin«, fuhr John fort. »Die Knochen in ihrem Handgelenk sind so schlimm gebrochen, dass sie vielleicht ihre Hand nicht mehr benutzen kann.«

Darauf wusste Lydia keine Antwort.

»Er entführte ein kleines Mädchen, vergewaltigte es und prügelte es beinahe zu Tode.«

»Soweit ich weiß«, erwiderte sie spitz, »war die Kleine alles andere als unerfahren.«

»Er biss ihr die Zunge ab.«

355

Lydia strich sich den Rock glatt und schwieg.

»Michael biss ihr die Zunge ab, so wie er sie Mary Alice abgebissen hatte.«

Wenn John Lydia nicht direkt angesehen hätte, wäre ihm ihre Reaktion entgangen. Einen Moment schien sie überrascht gewesen zu sein, da war er sich ganz sicher.

John sagte: »Ich weiß über den Bericht des staatlichen Zahnxperten Bescheid.«

Sie hob herausfordernd das Kinn. »Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Ich glaube, du weißt es sehr genau.«

»Ich erinnere mich nicht an einen solchen Bericht.« Dann fügte sie hinzu:

»Und auch wenn ich es täte, kann ich jetzt nichts mehr tun.«

»Du kannst mir mein Leben zurückgeben«, schlug John vor. »Du musst dazu nichts anderes tun, als eine eidesstattliche Erklärung abgeben...«

»Mach dich doch nicht lächerlich.«

»Mehr will ich nicht, Lydia. Sag unter Eid aus, dass Michael es war, der Mary Alice umbrachte, nicht ich. Überzeuge sie davon, dass sie mein Strafregister löschen müssen, und ich...«

»Junger Mann«, unterbrach sie ihn noch einmal, und ihre Stimme klang ziemlich scharf. Er erkannte an ihrer Haltung, dass es vorbei war. Sie deutete zur Tür. »Ich will, dass du und deine Schwester dieses Haus auf der Stelle verlasst.«

John erhob sich automatisch, er war es gewohnt, Befehle zu befolgen. Joyce stand noch am Flügel. Tränen traten ihr in die Augen. Sie hatte so hart für ihn gekämpft und musste nun feststellen, dass sie nichts mehr für ihn tun konnte. »Tut mir leid«, formten ihre Lippen.

Er schaute sich im Haus um, in diesem Mausoleum, das Lydia sich erbaut hatte mit dem Geld, das sie verdiente, indem sie Firmen und Ärzte und alle möglichen Menschen verklagte, die einen Fehler begangen hatten, von dem sie profitieren konnte.

356

Stunden hatte sie mit John im Bezirksgefängnis verbracht und versucht, seine Verteidigung auf die Beine zu stellen. Vor zwanzig Jahren hatte sie ihm geraten, nicht selbst auszusagen. Sie hatte sich um die Labortests, die Experten, die Zeugen gekümmert. Lydia war diejenige, die an diesem Tag ins Coastal kam, um ihm mitzuteilen, dass alles vorbei sei, dass es keine rechtliche Handhabe mehr gebe. Sie hatte damals geweint, und er hatte sie getröstet.

John erinnerte sich auch an einen anderen Tag im Coastal, an den ersten Besuch seiner Mutter, nachdem Zebra ihn so zugerichtet hatte.

»Du wirst nicht aufgeben«, hatte Emily ihm befohlen und seine Hände auf dem Tisch so fest umklammert, dass seine Finger taub wurden. »Hast du mich verstanden, John? Du wirst nicht aufgeben.«

Man ging nicht zwanzig Jahre lang durch die Hölle, ohne etwas zu lernen.

Das Gefängnis war nichts weiter als eine große Uhr, die nie aufhörte zu ticken.

Das Einzige, was drinnen alle hatten, war Zeit, und die verbrachten sie mit Reden. Da waren die Angebersprüche - Fluchtpläne, Pläne, das Arschloch abzustechen, das einem in der Mittagessenschlange nicht den nötigen Respekt erwies -, aber man konnte nur eine gewisse Zeit Unsinn reden. Unweigerlich landete jeder einmal bei seiner Geschichte, wie er in den Knast geraten war. Natürlich waren alle unschuldig, ein korrupter Bulle hatte einem die Sache angehängt, das System hatte einen fertig gemacht. Alle arbeiteten auf ihre Weise daran, mit irgendeiner Masche, irgendeinem System aus dem Gefängnis herauszukommen.

1977 entschied der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, dass alle bundesstaatlichen und nationalen Gefängnisse mit angemessenen juristischen Bibliotheken auszustatten seien. Kein Mensch wusste genau, was angemessen bedeutete, aber die Bibliothek im Coastal konnte es mit jeder juristischen Unibibliothek aufnehmen, und so kam jeder Mann in dem Laden irgend 357

wann dazu, seine Nase in eine Fallsammlung zu stecken und zu versuchen, eine obskure Passage, ein in Vergessenheit geratenes Urteil zu finden, irgendein Schlupfloch, das er für sich nutzen konnte. Die meisten Verurteilten wussten mehr über Recht und Gesetz als die Pflichtverteidiger, die der Staat ihnen zugewiesen hatte - und das war auch gut so, weil man normalerweise nur bekam, wofür man bezahlte.

John nahm die Blumenvase vom Kaminsims.

Steif wie ein Brett stand Lydia auf. »Stell sie wieder hin.«

Er wog die Vase in der Hand. Bleikristall, schwer wie ein Stein.

Wahrscheinlich ihr Gewicht in Gold wert. Das war das Einzige, was Lydia jetzt noch wichtig war - Geld: wie viel sie verdienen, wie viel sie für sich behalten konnte. Vier Ehen, ein Sohn, ein Enkel, und alles, was ihr davon geblieben war, waren diese kalten kleinen Gegenstände in ihrer sterilen Villa. Er sagte: »Ein schönes Heim hast du, Tante Lydia.«

»Ihr beide, verlasst augenblicklich mein Haus.«

»Dein Haus«, wiederholte John, zog die Seidenblumen aus der Vase und warf sie eine nach der anderen auf den teuren Teppich. »Das ist natürlich eine interessante Art, es zu formulieren.«

»Ich rufe gleich die Polizei.«

»Zuerst solltest du dich ducken.«

»Wa...« Sie war alt, aber sie bewegte sich schnell, als sie John mit der Vase ausholen sah. Er warf sie hoch über ihren Kopf, aber die Splitter, die von der Wand herabregneten, fielen auf die Couch, auf der sie gesessen hatte.

Lydia kreischte: »Wie kannst du es *wagen!*«

Die Vase war vermutlich mehr wert als das, was er seit seiner Freilassung verdient hatte, aber Geld war John scheißegal. Auf der ganzen Welt gab es Reiche, die in ihren eigenen Gefängnissen hockten, gefangen in ihrer Gier, isoliert von der Welt um sie herum. Im Augenblick wollte er nichts anderes als seine Freiheit, und er würde tun, was immer dazu nötig war, um sie wiederzuerlangen.

358

Er fragte seine Schwester: »Was meinst du ist dieses Haus wert?«

Joyce stand stocksteif und mit offenem Mund da. Konflikte in ihrem Leben beschränkten sich normalerweise auf hitzige Verhandlungen oder kaum verhüllte Drohungen an einem polierten Konferenztisch oder bei Martinis in einem Club. Im Coastal State Prison zählte so was nicht viel.

John schätzte: »Eine Viertelmillion Dollar? Eine halbe Million?«

Joyce schüttelte nur den Kopf, sie war zu schockiert, um etwas zu sagen.

»Ihr!«, rief Lydia, die Stimme schrill vor Wut. »Ihr habt genau eine Minute, um dieses Haus zu verlassen, bevor ich die Polizei rufe und euch verhaften lasse.«

»Eine Million?«, fragte John ungerührt weiter. »Na komm, Joycey. Du machst doch jeden Tag Immobiliengeschäfte. Du weißt genau, wie viel ein Haus wert ist.«

Joyce schüttelte den Kopf, als würde sie nicht verstehen. Aber dann tat sie etwas, das ihn überraschte. Sie schaute sich nervös im Zimmer um, musterte die zwei Etagen hohe Kathedralendecke, die großen Fenster, die auf manikürte Rasenflächen hinausgingen. Als ihr Blick sich wieder auf John richtete, sah er, dass sie noch immer verwirrt war, ihm aber vertraute. Sie vertraute ihm so sehr, dass sie sagte: »Drei.«

»Drei Millionen«, wiederholte John ungläublich. Er hatte schon gedacht, er sei reich, als er die dreitausendachthundert Dollar kassierte, die Michael auf Johns falschem Girokonto hinterlassen hatte.

Er sagte: »Wenn man das durch zwanzig Jahre teilt, bekommt man - was - ungefähr hundertfünfzigtausend Dollar pro Jahr?«

Joyce kapierte langsam, worauf er hinauswollte. »Ja, Johnny. Das kommt ungefähr hin.«

»Scheint mir nicht mal annähernd genug zu sein, was?«

Die Augen seiner Schwester funkelten. Sie lächelte. »Nein..«

359

»Was meinst du, was sie auf der Bank hat?« Er wandte sich wieder an Lydia.

»Vielleicht sollte ich diese Fragen direkt an dich richten?«

»Du solltest jetzt durch diese Tür gehen, wenn du weißt, was gut für dich ist.«

»Was für ein Auto fährst du? Mercedes? BMW?« Er kam sich vor wie ein Anwalt in einer Fernsehserie. Vielleicht hätte er Anwalt werden können.

Wenn Michael Ormewood nie in sein Leben getreten wäre, hätte John Shelley vielleicht Arzt oder Anwalt oder Lehrer werden können... oder was es sonst noch so alles gab? Was hätte sein können? Er würde es nie erfahren. Niemand würde es je erfahren.

»John?« Joyce klang besorgt. Er war so still geworden.

Seine Stimme war nicht mehr so scharf, als er Lydia nun fragte: »Was ist mit dem Ring an deinem Finger? Wie viel ist der wert?«

»Verschwindet aus meinem Haus.«

»Du bist doch Anwältin«, fuhr John fort. »Du bist offensichtlich sehr gut damit gefahren, dass du Menschen um alles verklagt hast, was sie besitzen.« Er deutete auf das Haus, die ganzen nutzlosen Dinge.

»Macht, dass ihr rauskommt«, befahl Lydia. »Und zwar sofort.«

»Ich will dieses Haus«, sagte er, schlenderte durchs Zimmer und fragte sich, was ihr wohl den Rest geben würde. Er nahm eine monochromatische Leinwand von der Wand. »Ich will dieses Bild«, sagte er und ließ es zu Boden fallen, während er weiterging. »Ich will diesen Flügel.«

Er stellte sich neben Joyce und dachte sich, dass nichts ihm je teurer sein würde als das Wissen, dass sie ihm glaubte. Michael hatte versucht, ihn zu vernichten, aber er war jetzt nicht mehr da. Nichts konnte die Vergangenheit ändern, nur für die Zukunft konnten sie noch etwas tun.

Er fragte seine Schwester: »Wie oft hat Mom uns angeschrien, wir sollen unsere Tonleitern üben?«

359

»Ständig.«

John ließ die Finger über die Tasten wandern. »Das würde ihr gefallen«, sagte er und spielte ein paar Töne, an die er sich aus Vorzeiten erinnerte. »Es würde ihr gefallen, wenn ich wieder anfangen würde zu spielen.«

»Ja«, stimmte ihm Joyce mit einem Lächeln zu. »Das würde es.«

»Ihr sollt jetzt sofort aufhören!«, schrie Lydia. John warnte sie: »Ich glaube, du solltest aufpassen, wie du mit mir sprichst.«

Lydia stemmte eine Hand in die Taille. »Du hast nicht einmal annähernd hinreichend Beweise für eine Verurteilung. Auch trotz dieser jüngsten... Unterstellungen, die du gegen meinen Sohn vorbringst, hast du nicht den geringsten Beweis für irgendwas.«

»Bei Zivilprozessen ist die Beweislast geringer. Das weißt du genau.«

»Hast du eigentlich eine Ahnung, wie viele Jahre ich Aussageniederschriften und Anhörungen hinauszögern kann?« Sie grinste mit ihren perlweißen Zähnen wie ein Krokodil und ließ ihre Stimme weicher, schwächer klingen.

»Ich bin eine alte Frau. Das alles war ein schrecklicher Schock für mich. Ich habe meine guten Tage und meine schlechten...«

»Ich kann dein Vermögen einfrieren lassen«, entgegnete John. »Ich bin mir sicher, du hast viele schlechte Tage, wenn du in einem Einzimmerappartement am Buford Highway wohnst.«

»Du kannst mir nicht drohen.«

»Was ist mit der Presse?«, fragte er. »Joyce hat dich gefunden. Ich bin mir sicher, die Reporter können das auch. Vor allem, wenn sie ein wenig nachhilft.«

»Ich rufe jetzt die Polizei«, sagte Lydia und ging steif zum Telefon.

»Ich verlange doch nicht mehr als eine eidesstattliche Erklärung. Sag ihnen einfach, dass Michael Mary Alice umbrachte und mir die Sache anhängte - und du siehst mich nie wieder.«

360

»Ich rufe jetzt sofort die Polizei und lasse euch aus meinem Haus werfen.«

»Wie würde es dir gefallen, wenn eine Horde Reporter auf deiner Schwelle campierte? Wie würde es dir gefallen, wenn du ihnen erklären müsstest, dass du wusstest, dass dein Sohn ein Mörder war, aber nichts getan hast, um ihn aufzuhalten?«

Sie nahm einen ihrer schweren goldenen Ohrringe ab und hielt sich den Hörer ans Ohr. »Ich wusste nichts dergleichen.«

»Michael hat mir in diesem Keller was Lustiges erzählt, Tante Lydia.« Ihre Finger schwebten über dem Tastenfeld, aber sie wählte nicht. »Er wusste, dass

er sterben würde. Er war sich absolut sicher, dass er sterben würde, und er wollte mir etwas sagen.«

Die Schnur klatschte gegen den Metalltisch, als Lydia den Hörer auf die Schulter legte.

»Michael hat mir erzählt, dass er Mary Alice umbrachte und du alles darüber wusstest. Er sagte, es wäre deine Idee gewesen, es mir in die Schuhe zu schieben. Er sagte, du hättest die Sache von Anfang an geplant.« Er zwinkerte ihr zu. »Geständnisse auf dem Sterbebett werden nicht als Hörensagen betrachtet, oder? Nicht, wenn der Betroffene sicher weiß, dass er sterben wird.«

Sie umklammerte den Hörer mit ihrer knochigen Hand. »Kein Mensch wird dir glauben.«

»Du weißt doch - diese Polizistin, die er entführt und beinahe zu Tode geprügelt hat und die er gerade vergewaltigen und töten wollte?« Er senkte die Stimme, als wollte er ihr etwas Vertrauliches mitteilen. »Ich glaube, sie hat es ihm auch sagen hören.«

Der Tisch krachte an die Wand, als sie gegen ihn sackte. Zorn loderte aus ihren Augen.

John fragte: »Was meinst du, auf wen der Staatsanwalt hören wird, wenn er die Entscheidung treffen muss, ob er gegen dich Anklage erheben soll wegen Behinderung der Justiz, Beförderung einer falschen Verurteilung und Verschwörung zur Verdeckung einer Straftat?«

361

Ein Geräusch drang aus dem Hörer, eine Stimme vom Band, die ihr riet, doch bitte aufzulegen und neu zu wählen, wenn sie einen Anruf tätigen wolle.

»Der Staatsanwalt wird zu uns kommen«, fuhr John fort. »Er wird mich fragen, und er wird Joyce fragen, ob wir Strafanzeige gegen dich erstatten wollen oder nicht.« Aus dem Hörer kam nun ein lautes Besetztzeichen, das durch den weiten Raum hallte. »Ich will dir sagen, was ich herausgefunden habe, Lydia: Michael war eine wilde Bestie, aber du hastest die Schlüssel zu seinem Käfig. Du warst diejenige, die wusste, wer er war, und die ihn trotzdem auf die Welt losließ.«

»Nein...«

»Mach nur«, forderte er sie auf. »Wähl die Nummer. Mach den Anruf.«

Lydia starre ihn wutentbrannt und mit vor Zorn feuchten Augen an. Er konnte fast sehen, wie sie überlegte, wie ihr juristisch geschulter Verstand alle Aspekte abwägte, alle Optionen durchging. Irgendwo in diesem sterilen

weißen Gefängnis von einem Haus tickte eine Uhr. John zählte stumm mit und wartete.

»Nun gut«, sagte sie schließlich. »Nun gut.«

John wusste, was sie damit meinte, aber er wollte es von ihr hören, wollte derjenige sein, der sie *zwang*, es zu sagen. »Nun gut, was?«

Ihre Hand zitterte so sehr, dass sie den Hörer kaum auf die Gabel legen konnte. Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen. Ihre Stimme klang erstickt.

»Sag mir, was ich tun soll.«

362

**Kapitel 40**

**18. Februar 2006**

Will hörte Bruce Springsteens *Devil&Dust*, während er den Hund bürstete. Er wusste nicht so recht, warum seine Nachbarin auf das Bürsten bestanden hatte. Betty besaß ein kurzes Fell. Sie verlor auch kaum Haare. Will nahm an, dass der Grund für diese Pflicht irgendwie mit dem Wohlfühl zu tun hatte, das diese Tätigkeit dem kleinen Hund bereitete; allerdings war ihm nie aufgefallen, dass die Nachbarin sonderlich am Wohlergehen des Tiers interessiert gewesen wäre.

Er wollte Betty zwar keine Persönlichkeit zuschreiben, dass ihr das Bürsten aber gefiel, war nicht zu übersehen.

Es klingelte an der Tür, und Will hielt inne. Es klingelte noch einmal, danach ertönte ein Stakkatoklopfen.

Will seufzte. Er legte die Bürste beiseite und schob die Hemdsärmel herunter. Er nahm Betty auf den Arm und ging mit ihr zur Tür.

»Warum hat das denn so lang gedauert?«

»Hab mir schon gedacht, dass du es bist.«

Angie schnitt eine Grimasse, was vermutlich ziemlich schmerzte, da ihr Gesicht noch nicht verheilt war. Pflaster klebten auf ihrer Stirn, und ihre Wange hatte sich von Schwarz zu Gelb verfärbt. Weitere Pflaster verdeckten die Nähte an ihren Fingern. Ein neonpinkfarbener Plastikschieneverband fixierte ihr rechtes Handgelenk; wo die gebrochenen Knochen verschraubt worden waren, ragten Metallstifte aus dem Plastik.

Er schaute über ihre Schulter und sah ihr Auto am Straßenrand stehen. »Bist du mit dem Auto gefahren?«

362

»Verhafte mich.«

»Warum?«, fragte er. »Muss ich dich einsperren, damit du die Stadt nicht verlässt?« »Diesmal nicht.«

»Du verlässt mich also nicht für John?«

Sie lachte. »Der hat sich bereits sein halbes Leben von einem Arschloch vermasseln lassen. Ich dachte mir, ich lasse ihn die andere Hälfte in Frieden leben.«

»Du hast nicht mit ihm geschlafen?«

»Natürlich habe ich mit ihm geschlafen.«

Will bekam ein flaues Gefühl im Magen, aber er konnte nicht wirklich sagen, dass er überrascht war. »Willst du reinkommen?«

»Lass uns hier draußen bleiben«, entgegnete sie und bückte sich steif, um auf der Veranda Platz zu nehmen.

Will setzte sich widerwillig neben sie. Er drückte sich den Hund an die Brust. Betty zog den Kopf ein und steckte die Schnauze in seine Weste.

»Es ist Samstag«, sagte Angie. »Warum trägst du diesen Anzug?«

»Er steht mir gut.«

Sie stieß ihn mit der Schulter an und neckte ihn: »Bist du sicher?«

Er versuchte, einen Witz daraus zu machen. »Weißt du, ich trage keine Unterwäsche.«

Sie ließ ein tiefes, obszönes Lachen hören.

Er lächelte, weil er die Ungezwungenheit zwischen ihnen beiden genoss.

»Warum ist das eigentlich sexy, wenn du es sagst, aber nicht, wenn ich es sage?«

»Weil der Typ Mann, der keine Unterwäsche trägt, normalerweise mit den Hosentaschen voller Bonbons auf Spielplätzen rumhängt.«

»Ich habe Bonbons in der Hosentasche«, erwiderte er. »Willst du die Hand reinstecken und nachsehen?«

363

Sie lachte wieder. »Das ist doch alles nur Gerede, Mr. Trent. Alles nur Gerede.«

»Ja«, gab er zu. »Da hast du wahrscheinlich recht.«

Sie schauten beide auf die Straße hinaus. Eine leichte Brise trug den Verkehrslärm der Ponce de Leon zu ihnen, Hupen, Geschrei. In der Entfernung hörte Will Windspiele bimmeln, ein Radfahrer fuhr am Haus vorbei.

»Ich liebe dich«, sagte Angie sehr leise.

Betty bewegte sich. Will spürte ein Flattern in seiner Brust. »Ich weiß.«

»Du bist mein Leben. Du warst immer da.«

»Ich bin es noch immer.«

Sie seufzte tief. »Ich hab mit dir geredet, als ich in diesem Keller war. Bevor du gekommen bist.« Sie hielt inne, und er wusste, dass sie an diesen

schrecklichen Ort dachte. »In diesem Augenblick habe ich dir versprochen, dich zu verlassen, wenn ich lebend dort rauskomme.«

»Ich habe noch nie erwartet, dass du deine Versprechen hältst.«

Sie schwieg wieder. Ein zweiter Radfahrer fuhr vorüber, das metallische Sirren der Räder klang wie eine Wiese voller Grillen. Will überlegte, ob er ihr den Arm um die Schultern legen solle, dachte dann aber an die Glasscherbenwunde. Er wollte eben den Arm um ihre Taille schlingen, als sie sich ihm zuwandte.

»Ich bin wirklich schlecht für dich.«

»Viele Sachen sind schlecht für mich.« Er zählte einige Beispiele auf.

»Schokolade. Süßstoff. Passivrauchen.«

»Leidenschaft«, sagte sie und drückte sich die Faust ans Herz. »Ich will, dass du Leidenschaft erlebst, Will. Ich will, dass du erfährst, wie es ist, sich in jemanden zu verlieben, nachts wach zu liegen und zu denken, man stirbt, wenn man denjenigen nicht bekommt.«

»Ich habe viel Nächte wach gelegen und an dich gedacht.« »Du hast dir Sorgen um mich gemacht«, verbesserte sie ihn.

364

»Ich bin kein altes Paar Schuhe, das du für den Rest deines Lebens trägst, weil es so bequem ist.«

Will wusste nicht, was falsch daran war, wenn man es gerne bequem hatte, aber er hielt bei dem Thema den Mund und fragte lieber: »Wo soll ich denn sonst eine andere Frau mit deinen niedrigen Ansprüchen finden?«

»Ist Amanda Wagner nicht verfügbar?«

»Aua«, stöhnte er. »Das tut weh.«

»Hast es verdient, du beschissener Analphabet.«

Er lachte, und Betty bewegte sich.

»Gott, ist dieses Ding hässlich.« Sie tätschelte Wills Bein. »Hilf mir auf.«

Will klemmte seine Hand unter ihren gesunden Arm und hievte sie hoch.

»Wo willst du hin?«

»Mir die Stellenanzeigen ansehen.« Sie deutete auf ihr gebrochenes Handgelenk und ihre Hände. »Ich habe nicht vor, die nächsten zwanzig Jahre hinter einem Schreibtisch zu verbringen, und nicht einmal die Polizei von Atlanta ist so verzweifelt, dass sie mir wieder eine Waffe in die Hand drückt.« Sie zuckte die Achseln. »Außerdem wäre es schön, einen Job zu finden, bei dem ich mich nicht anziehen muss wie eine Hure, außer ich will es.«

»Eigentlich brauchst du gar keinen Job.« Das war als Angebot gemeint.

Sie ließ ein überraschtes Lachen hören. »Du Trottel. Glaubst du wirklich, ich bleibe zu Hause und kuche und putze, während du in der Arbeit bist?«

»Es könnte Schlimmeres geben.«

»Das bezweifle ich.«

»Betty könnte eine Mutter gebrauchen.«

»Sie könnte eine Plastiktüte über dem Kopf gebrauchen.«

»Ich...«

Angie stellte sich schnell auf die Zehenspitzen und drückte ihm einen Kuss auf den Hals. Ihre Lippen fühlten sich weich an

365

auf seiner Haut. Er spürte ihren warmen Atem, die Fingerspitzen, die in seine Schulter drückten. Sie sagte: »Ich liebe dich.«

Er sah ihr nach, wie sie die Einfahrt entlangging, den pinkfarbenen Plastikverband seitlich weggestreckt. Sie drehte sich noch einmal um und winkte, dann stieg sie ins Auto und fuhr davon.

Sie war beinahe stolz auf die Schnitte in ihrem Gesicht und an den Händen. Es war, als hätte sie endlich eine Möglichkeit gefunden, auch nach außen zu zeigen, was sie in ihrem Inneren schon die ganze Zeit fühlte. Er hatte sie nicht gefragt, was in dem Keller passiert war, hatte die Einstichwinkel von Michaels Wunden nicht zu genau untersucht und sie auch nicht gezählt. Will hatte sie nur in den Armen gehalten, sie hochgehoben und die Treppe hinaufgetragen, wollte sie beschützen, solange er konnte.

Und für wenigstens ein paar Stunden hatte sie das zugelassen.

Will wusste nicht, wie lange er so dagestanden und auf die leere Straße gestarrt hatte. Der Boss sang »Leah«, und Betty schnarchte an seiner Brust, als ein brauner Chevy Nova in die Auffahrt der Nachbarin einbog.

Betty wachte auf, als die Autotür zugeschlagen wurde.

Will ging durch seinen Garten zu der Frau, die mit ihrem Schuhabsatz gerade einen Holzpfahl in die Erde hämmern wollte.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er.

Sie fuhr erschreckt hoch und hielt sich die Hand an die Kehle. »Gott, Sie haben mich zu Tode erschreckt.«

»Ich bin Will Trent.« Er deutete auf sein Haus. »Ich wohne nebenan.«

Sie schaute den Hund an und verzog angewidert den Mund. »Ich dachte, Mutter hätte gesagt, sie ist tot.« »Betty?«

»Ja, Betty. Wir haben sie in ein Pflegeheim gebracht.«

365

Will runzelte die Stirn. »Wie bitte?«

»Betty, meine Mutter.« Die Frau war ungeduldig; ganz offensichtlich wollte sie nicht hier sein und vor allem vor Will nicht ins Detail gehen. »Sie lebt jetzt in einem Pflegeheim. Wir verkaufen das Haus.«

»Aber«, sagte Will. »Ich konnte sie hören...« Er sah auf den Hund hinunter. »Manchmal spätabends. Sie - Ihre Mutter - hat da manchmal jemanden angeschrien, den sie Betty nannte.«

»Sie hat sich selber angeschrien, Mr. Trent. Ist Ihnen nie aufgefallen, dass meine Mutter total verrückt ist?«

Er dachte an das mitternächtliche Geschrei, daran, dass sie manchmal unvermittelt irgendwelche Revueliedchen trällerte, wenn sie auf ihrer Veranda die Plastikblumen goss. Das alles war Will nicht besonders merkwürdig vorgekommen, vor allem in einer so exzentrischen Nachbarschaft nicht. Man fiel nicht so leicht auf in einer Straße, in der sechs Hippies in einem Einzimmerappartement lebten, vor einer Mennonitenkirche eine Würstchenbude in Form eines Wiener Würstchens auf Waschbentonblöcken stand und ein zwei Meter großer Legastheniker ein Schoßhündchen an einer pinkfarbenen Leine spazierenführte.

Die Frau hatte eine Heftpistole dabei, mit der sie jetzt ein selbstgemaltes Schild mit der Aufschrift »Zu verkaufen vom Besitzer« an dem Pfahl befestigte. »So«, sagte sie. »Das sollte reichen.« Sie wandte sich wieder Will zu. »In den nächsten Tagen kommt jemand vorbei, um das Haus auszuräumen.«

»Aha.«

Sie zog sich den Schuh wieder an und warf die Heftpistole ins Auto.

»Moment«, sagte Will.

Sie stieg trotzdem ein und ließ das Fenster herunter, während sie bereits den Motor startete. »Was ist?«

»Der Hund«, sagte er und hob Betty hoch - falls sie überhaupt so hieß. »Was soll ich damit machen?«

»Ist mir egal«, antwortete sie und verzog bei dem Anblick des

366

Hundes noch einmal den Mund. »Mutter konnte die kleine Töle nicht ausstehen.«

»Sie bat mich, sie zu bürsten«, sagte er, als würde das irgendetwas ändern.

»Wahrscheinlich meinte sie, Sie sollen sie verwursten.«

»Aber...«

Die Frau fing an zu keifen. »O Mann, bringen Sie sie doch meinetwegen ins Tierheim!«

Sie schaute sich kurz um, stieß dann rückwärts aus der Einfahrt und hätte dabei fast einen Jogger umgefahren. Beide Männer beobachteten, wie sie auf die Straße schlitterte und dabei Wills Mülleimer umstieß.

Der Jogger lächelte Will an und fragte: »Schlechter Tag, was?«

»Ja.« Will war nicht so höflich, wie er es hätte sein sollen, aber im Augenblick hatte er Wichtigeres im Kopf.

Er sah auf Betty hinunter. Die Glupschaugen vor Wohlbehagen halb geschlossen, die Zunge seitlich aus dem Maul hängend, drückte sie sich an ihn und schaute zu ihm hoch. Wenn sie eine Katze gewesen wäre, hätte sie geschnurrt.

»Scheiße«, murmelte er und ging zum Haus zurück.

Er wusste noch genau, was die Frau gesagt hatte, ihre schrille Stimme klang ihm noch in den Ohren. Im Haus stellte er Betty auf den Boden; sie trappelte über die Dielen, sprang auf die Couch und machte es sich auf ihrem Lieblingskissen bequem.

Mit einem tiefen Seufzer schloss Will die Tür. Ein Mann, der in einem Waisenhaus aufgewachsen ist, kann einen Hund nicht ins Tierheim bringen. Nicht einmal einen Chihuahua.

#### Anmerkung der Autorin

Als Autorin habe ich das Vergnügen, einige der schönsten Orte dieser Welt besuchen zu dürfen, aber es gibt keine Stadt, die ich mehr liebe als Atlanta, meine Heimatstadt. Ich habe den Eindruck, Schriftsteller sind im Grunde genommen nichts als professionelle Lügner, und gute Lügner wissen, wie man Fakten und Fiktion so miteinander verbindet, dass das Resultat plausibel klingt. Mit diesem Roman habe ich versucht, das Wesen meiner Stadt einzufangen - die Gegenden, die ich liebe, die Viertel, die ich nach Einbruch der Dunkelheit besser nicht mehr betrete, und alles dazwischen. Ich habe mir große Freiheiten mit Straßen, Gebäuden und Vierteln genommen, wenn Sie also vorhaben, unsere schöne Stadt zu besuchen, würde ich Ihnen dringend raten, sich einen Stadtplan zu besorgen.

Die City Hall East war früher einmal ein Sears-Kaufhaus, und in dem Gebäude sind zwar diverse städtische Behörden untergebracht, doch es ist auf keinen Fall der Bienenstock, den ich beschrieben habe. Zur Zeit der Entstehung dieses Romans waren die Grady Homes bereits zum Abriss vorgesehen. Wie in vielen großen Städten verschwindet auch bei uns günstiger und subventionierter Wohnraum langsam, aber sicher aus dem Stadtgebiet. Geschäfte, die »Kredit bis zum Zahltag« anbieten, verlangen zwischen dreihundert und fünfhundert Prozent Zinsen. Die Monatsmiete, die

ich für Chez Pedo angegeben habe, entspricht dem aktuellen Stand. Die Preise für Buskarten, Kleidung und andere Luxusgüter für Kleinstverdiener sind ebenfalls verifiziert.

Zum Glück hatte ich nie Gelegenheit, das Coastal State Prison zu besuchen, und ein Großteil der Informationen über diese

368

Einrichtung stammt aus dem Internet ([www.dcor.state.ga.us](http://www.dcor.state.ga.us)). Bei den erwähnten Todeszelleninsassen handelt es sich um reale Personen, und ihr Alter ist meines Wissen nach korrekt angegeben. Atlanta zählt seit Jahren zu den zehn Städten Amerikas mit den meisten Gewalttaten. Im letzten Jahr wurden in der Atlanta Metro Statistical Area ([www.ganet.org/gbi](http://www.ganet.org/gbi)) über tausend Vergewaltigungen gemeldet. Im nationalen Rahmen betrachtet, sind 44 Prozent der Vergewaltigungsopfer unter achtzehn und 15 Prozent unter zwölf Jahre alt ([www.ncvc.org](http://www.ncvc.org)). Man schätzt, dass in den Vereinigten Staaten von Amerika pro Minute 1,3 Frauen vergewaltigt werden.

An der Piedmont Road gibt es eine Autowaschanlage mit einem winkenden Gorilla an der Einfahrt, aber hier enden auch schon die Ähnlichkeiten. Die Falcons spielten nicht im diesjährigen Superbowl. Ducktown ist eine reale Stadt in Tennessee. Der frühere Sheriff des DeKalb County, Sidney Dorsey, wurde tatsächlich dafür verurteilt, den Mord an seinem gewählten Nachfolger Derwin Brown arrangiert zu haben. Der Bürgermeister von Blue Ridge hat wirklich bei Hahnenkämpfen einen Liegestuhl am Ring stehen. Es gibt von ihm das Zitat, dass er langsam alt werde und sich vielleicht bald »aus der Politik und den Hühnern zurückziehe«.

Ach - und glauben Sie mir, Hunde sollten wirklich keinen Käse fressen.

Dank

Vor zwei Jahren beschloss ich, ein Buch außerhalb meiner Grant-County-Serie zu schreiben. Das war ein riskantes Vorhaben, und ich wusste, dass die Leute mich entweder für wirklich schlau oder wirklich verrückt halten würden.

Also geht mein erster Dank an Kate Elton, Kate Miciak und Victoria Sanders, weil sie mich - bis jetzt - noch nicht haben einweisen lassen und mir gestatteten, diese Geschichte durch Schreiben aus dem Kopf zu bekommen.

Wie immer kontrollierte Dr. David Harper freundlicherweise die medizinischen Detailangaben. Trish Hawkins beantwortete mir unzählige Fragen über Lernbehinderungen, und Debbie Teague teilte mit mir ihr Wissen aus erster Hand über das Leben mit Legasthenie. JS erläuterte mir den Überlebenskampf eines Gefängnisinsassen und verifizierte einige

Drogendetails. Jeanene English erzählte mir von diesem rätselhaften kleinen Tier mit dem Namen Chihuahua.

Bei Delacorte möchte ich danken: Irwyn Applebaum, Nita Taublib, Barb Burg, Susan Corcoran, Betsy Hulsebosch, Cynthia Lasky, Steve Maddock, Paolo Pepe, Sharon Propson, Sharon Swados, Don Weisberg, Caitlin Alexander, Kelly Chian, Loyale Coles und dem Vertriebsteam von Random House. Lisa George, danke, dass du mich arglosen Freunden aufgezwungen hast.

Bei Random House UK: Mike Abbott, Ron Beard, Faye Brewster, Mike Broderick, Richard Cable, Georgina Hawtrey-Woore, Cläre Lawler, Simon Littlewood, Dave Parrish, Gail Rebuck, Emma Rose, Ciaire Round, Susan Sandon, Trish Slattery und Rob Waddington.

Billie Bennett-Ward, Rebecca Keiper, die reale Martha Lam,

369

Fidelis Morgan und Colleen Winters waren Freunde, die mich sehr unterstützt haben. Mein Daddy kümmerte sich in den Bergen um mich, und DA war immer da, wenn ich nach Hause kam.